

Fontane Blätter 83 2007

In diesem Heft:

Zum Neunzigsten von Henry H. H. Remak – HANNA DELF VON WOLZOGEN / Von »Meisterstück« bis »nichts ist echt« – REINER FRIEBE / Lektürespuren. Trollopes *Barchester Towers* und Fontanes *Der Stechlin* – HANS-CHRISTOPH SCHRÖDER / Der »Fontanesche Treibhaus-effekt« – UTA SCHÜRMAN / »Louis Tailleur« und die Landwehr – HUBERTUS FISCHER / »Czako« oder »Ciacco«? – GEORG WOLPERT / Der Niquet-Keller an der gleichgültigsten Ecke Berlins – WERNER URBAN / Garnisonsschullehrer Heinrich Wagener – LOTHAR WEIGERT



Halbjahresschrift, begründet 1965

Im Auftrag des Theodor-Fontane-Archivs
und der Theodor Fontane Gesellschaft e.V.
herausgegeben von Hanna Delf von Wolzogen
und Hubertus Fischer

Historisch-geographisches, Interpretation, Vermittlung

„Landschaftsbild“: Art und Weise, Topographie zu lesen

Stefan Fontane zur Arbeit
an den historischen Schriften

Die „Römische Traubenschale“

„Landschaftsbild“, „Landschaftsbild“ und „Landschaftsbild“
von Schlegel

„Landschaftsbild“ und die Landschaft

„Landschaftsbild“ von Zwanzig an der
Landschaft

„Landschaftsbild“

Das letzte Spiel der Namen in Fontanes „Landschaftsbild“
von Wolzogen

Korrekturen und Annotationen

Theodor Fontane und Wilhelm Wolzogen – eine literarische
Korrektur, Briefe, Dokumente, Rezensionen
von Michael Thiel

Wir sind nicht dazu da, öffentliche Billets doux zu schreiben,
sondern die Wahrheit zu sagen oder doch das, was uns als
Wahrheit *erscheint*.

(Theodor Fontane über Paul Heyses *Elisabeth Charlotte*,
Aufführung am 30. September 1871 zur Feier des Geburts-
tages Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin)

5 Editorial

Unveröffentlichtes und wenig Bekanntes

- 8 Nur eine Rückseite. Mit abschweifenden Gedanken zum Neunzigsten von Henry H. H. Remak
HANNA DELF VON WOLZOGEN
- 17 Von »Meisterstück« bis »nichts ist echt«.
Hermann Sudermann in den Briefen Theodor Fontanes mit einem unveröffentlichten Brief Fontanes an Eugen Wolff
REINER FRIEBE

Literaturgeschichtliches, Interpretation, Kontexte

- 38 Lektürespuren. Anthony Trollopes *Barchester Towers* und Theodor Fontanes *Der Stechlin*
HANS-CHRISTOPH SCHRÖDER
- 53 Der »Fontanesche Treibhauseffekt«.
Temperaturen, Emotionstheorien und Wirkungen in *L'Adultera*
UTA SCHÜRMAN
- 67 »Louis Tailleur« und die Landwehr.
Ein Seitenstück zu *Von Zwanzig bis Dreißig*
HUBERTUS FISCHER
- 89 »Czako« oder »Ciacco«?
Ein letztes Spiel der Namen in Theodor Fontanes Roman *Der Stechlin*
GEORG WOLPERT

Rezensionen und Annotationen

- 106 Theodor Fontane und Wilhelm Wolfsohn – eine interkulturelle Beziehung. Briefe, Dokumente, Reflexionen
MICHAEL EWERT

- 109 Violence, Culture and Identity. Essays on German and Austrian Literature, Politics and Society
HUGO AUST

- 114 Klosterfrauen, Klosterhexen. Theodor Fontanes *Sidonie von Borcke* im kulturellen Kontext
ELSBETH VAHLEFELD

- 117 Regina Dieterle: Die Tochter. Das Leben der Martha Fontane
HELMUTH NÜRNBERGER

Vermischtes

- 124 Der Niquet-Keller an der gleichgültigsten Ecke Berlins
WERNER URBAN

- 135 Garnisonschullehrer Heinrich Wagener – Fontanes Begleiter bei seinen Reisen im Havelland
LOTHAR WEIGERT

Bibliographie

- 152 Erwerbungen des Theodor-Fontane-Archivs

Informationen

- 162 Die Theodor-Fontane-Bibliographie ist erschienen
HANNA DELF VON WOLZOGEN

- 165 Pierre-Paul Sagave. Ein Nachruf
MANFRED HORLITZ

- 169 Autorenverzeichnis

- 170 Publikationen des Theodor-Fontane-Archivs

- 172 Vertriebshinweise

- 173 Richtlinien zur Manuskriptgestaltung

- 176 Impressum

Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser,
mit einem freudigen Ereignis soll begonnen werden. Es betrifft Henry H. H. Remak, der am 27. Juli letzten Jahres seinen neunzigsten Geburtstag feiern konnte. Wir gratulieren ihm zu diesem Jubeltage ganz herzlich und legen ihm ein Blatt aus einer prominenten Erwerbung des Theodor-Fontane-Archivs aus demselben Jahr auf den Geburtstagstisch.

Bunt wie ein Geburtstagsstrauß bietet sich der Inhalt von Heft 83 diesmal insgesamt dar. Im Rubrum *Unveröffentlichtes* geht Reiner Friebe den Spuren von Fontanes Verhältnis zu Hermann Sudermann akribisch nach. Und auch das Rubrum *Literaturgeschichtliches, Interpretationen, Kontexte* kann diesmal in vollem Umfang thematisch bedient werden. Hans-Christoph Schröder führt uns in die englische Literaturgeschichte und entdeckt bei Anthony Trollope Parallelen zu Fontanes *Stechlin*. Eine Figur des Stechlin, nämlich Hauptmann von Czako, steht auch im Mittelpunkt der Überlegungen von Georg Wolpert, der in seinem Beitrag den Implikationen dieses Namens nachgeht. Ein Portrait der illustren Figur des Louis Schneider präsentiert uns Hubertus Fischer, welches als Parallelportrait zu *Von Zwanzig bis Dreißig* gelesen werden kann. An Fragen der Kulturwissenschaft knüpft Uta Schürmann in ihrem Beitrag zu *L'Adultera* an und eröffnet damit interessante Ausblicke auf gängige Körper- und Emotionstheorien aus der Zeit Fontanes.

Aber auch die Rubrik *Vermischtes* macht ihrem Namen alle Ehre. Werner Urban ist der Geschichte des Niquet-Kellers in Fontanes Berlin nachgegangen und hat dabei Entdeckungen gemacht, die auch für Fontane-Leser interessant sein könnten. Lothar Weigert hat sich auf die Spuren des Garnisonsschullehrers Heinrich Wagener gemacht, die, wie wir vom Archiv glaubhaft versichern können, gar nicht so leicht aufzuspüren waren.

Nicht zuletzt soll auch an dieser Stelle auf die Fontane-Bibliographie hingewiesen werden, deren Erscheinen uns zu einem dankbaren Rückblick in die Geschichte bewogen hat.

Im Herbst letzten Jahres erreichte uns die traurige Nachricht vom Tode Pierre-Paul Sagaves, der am 15. September 2006 in Paris verstorben ist. Wir verlieren mit ihm einen hoch angesehenen Wissenschaftler, einen Anwalt der deutsch-französischen Verständigung und einen über viele Jahrzehnte bewährten Freund, der sich für die Fontane-Forschung und die Belange des Theodor-Fontane-Archivs stets eingesetzt hat.

DIE HERAUSGEBER

Die Erde ist ein lebendes Wesen, das sich ständig bewegt und verändert. Die Erdkruste ist die oberste Schicht der Erde, die die Atmosphäre umgibt. Sie besteht aus Gestein und ist in Platten unterteilt, die sich gegeneinander bewegen. Diese Bewegung führt zu Erdbeben, die durch die Freisetzung von Energie entstehen. Erdbeben können von geringfügigen Erschütterungen bis hin zu zerstörerischen Katastrophen reichen. Die Stärke eines Erdbebens wird durch die Magnitude gemessen, die die Energiemenge angibt, die bei der Entstehung des Bebens freigesetzt wird.

Die Erdkruste ist die oberste Schicht der Erde, die die Atmosphäre umgibt. Sie besteht aus Gestein und ist in Platten unterteilt, die sich gegeneinander bewegen. Diese Bewegung führt zu Erdbeben, die durch die Freisetzung von Energie entstehen. Erdbeben können von geringfügigen Erschütterungen bis hin zu zerstörerischen Katastrophen reichen. Die Stärke eines Erdbebens wird durch die Magnitude gemessen, die die Energiemenge angibt, die bei der Entstehung des Bebens freigesetzt wird. Die Erdkruste ist die oberste Schicht der Erde, die die Atmosphäre umgibt. Sie besteht aus Gestein und ist in Platten unterteilt, die sich gegeneinander bewegen. Diese Bewegung führt zu Erdbeben, die durch die Freisetzung von Energie entstehen. Erdbeben können von geringfügigen Erschütterungen bis hin zu zerstörerischen Katastrophen reichen. Die Stärke eines Erdbebens wird durch die Magnitude gemessen, die die Energiemenge angibt, die bei der Entstehung des Bebens freigesetzt wird.

Im Herbst letzten Jahres erreichte eine dreimonatige Dürre die amerikanische Westküste. Die Dürre hat zu erheblichen Schäden an den landwirtschaftlichen Anbauflächen geführt. Die Regierung hat Maßnahmen ergriffen, um den Wasserhaushalt zu regulieren und die Bevölkerung auf die Dürre vorzubereiten. Die Dürre ist ein Beispiel für die Auswirkungen des Klimawandels, der zu häufigeren und längeren Dürreperioden führt. Die Wissenschaftler warnen vor den langfristigen Folgen des Klimawandels, die die Lebensgrundlage vieler Menschen gefährden könnten.

Unveröffentlichtes und wenig Bekanntes

Nur eine Rückseite. Mit abschweifenden Gedanken zum Neunzigsten von Henry H. H. Remak

HANNA DELF VON WOLZOGEN

Henry Remak und Fontane, das ist eine Jahrhundertgeschichte. In seinen *Gedanken und Erinnerungen* zu seinem Achtzigsten hat er sie uns erzählt.¹ Er spricht darin auch von seiner Magisterarbeit und ihrem langweiligen Titel und von jenem unveröffentlichten Brief, der ihr beigegeben war, und kommt, denn es geht darin um Fontanes Ballade *Die Jüdin*, fast beiläufig auf das, wie er sagt, schon damals heikle Thema »Fontane und die Juden« zu sprechen. Henry H. H. Remak hat dieses Thema im Laufe seines Lebens immer wieder beschäftigt, zuletzt beim Potsdamer Symposium von 1998.² Da mag es für einen Zufall halten, wer will, dass gerade im Jahr seines 90. Geburtstages ein Konvolut mit prominenten Entwürfen Fontanes zu diesem Thema auf den Autographenmarkt kommt. Gemeint ist das unter dem Titel »Berlin und die Juden« bekannte Konvolut, das 1933 bei der berühmten Versteigerung von Meyer & Ernst an den Bankier und Autographensammler Paul Wallich veräußert wurde und seitdem nicht wieder auf dem Markt auftauchte, und ein Brief an Ernst Kossak vom 16. Februar 1864 zum nämlichen Thema.³ Das Theodor-Fontane-Archiv konnte das Konvolut im Herbst letzten Jahres ersteigern und legt nun – nachträglich – im Namen der *Fontane Blätter* und aller ihnen verbundenen Freunde eine kleine Trouvaille aus diesem Konvolut auf Henry Remaks Gabentisch.

Es handelt sich dabei eigentlich nur um eine Rückseite, die, wie so viele, davon zeugt, dass Fontane mit Papier sparsam umging und Blätter, deren Inhalt recto verworfen worden war, verso noch für andere Zwecke, hier für einen Entwurf mit dem Titel *Wie man in Berlin so lebt*, verwendete.⁴ Jost Schillemeit, der bereits 1986 Gelegenheit hatte, das Konvolut, das sich bis dato in Privatbesitz befand, zu edieren, spricht bei dieser Seite von einer »Reihe von Aufzeichnungen über Agenda«.⁵ Und tatsächlich könnte man darüber hinwegsehen, denn es handelt sich ja um nichts weiter als einen

Merkzettel für Dinge, die erledigt werden müssen, die neben der Schreibarbeit nicht in Vergessenheit geraten sollen. Schaut man aber näher hin, so ergeben sich daraus womöglich Hinweise, die Henry H. H. Remak und uns neugierig machen könnten auf den Kontext und das gesamte Konvolut.

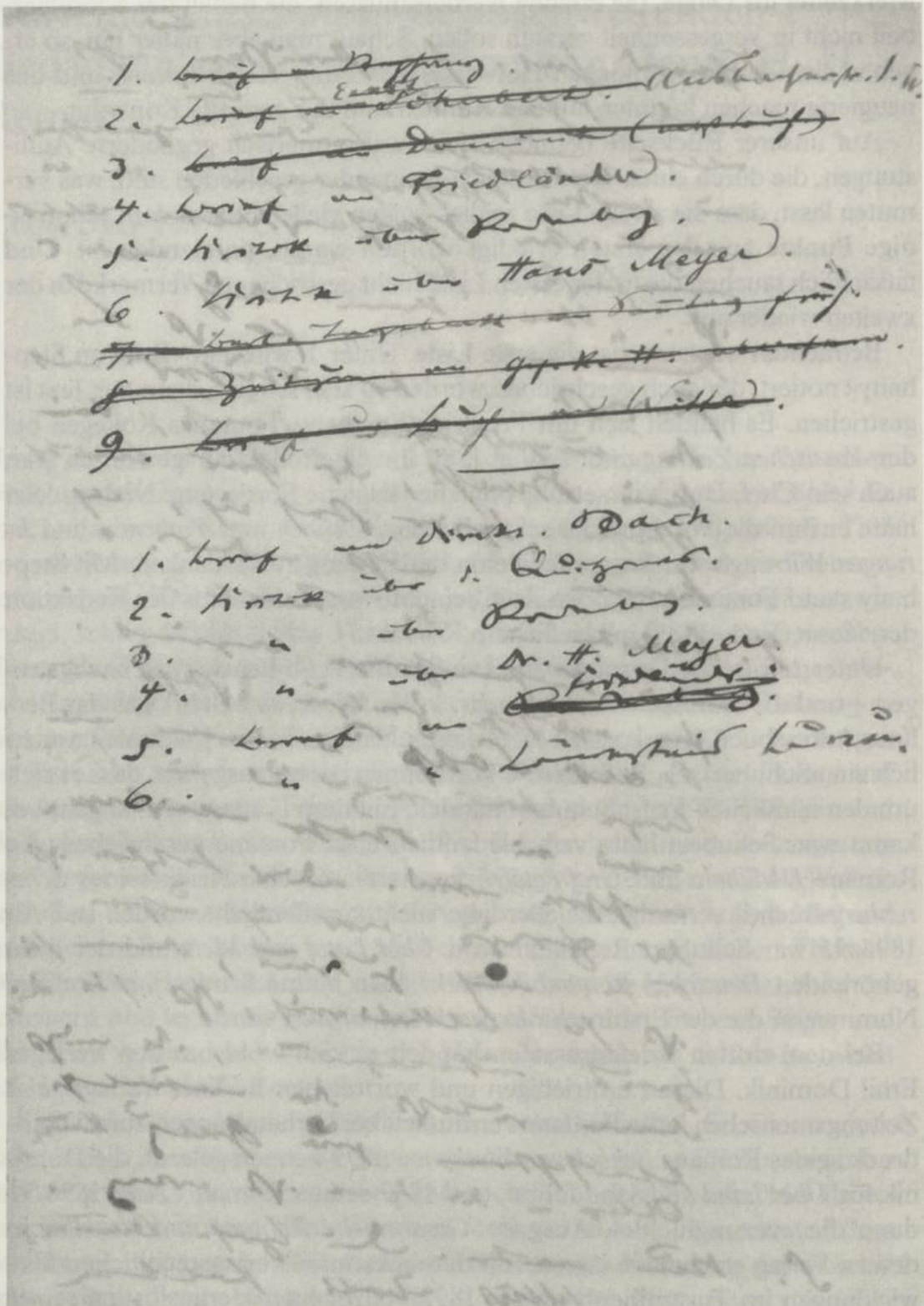
Auf unserer Rückseite befinden sich zwei numerisch gegliederte Auflistungen, die durch einen Trennstrich von einander geschieden sind, was vermuten lässt, dass die zweite Liste zeitlich später, vielleicht nachdem schon einige Punkte aus der ersten erledigt worden waren, entstanden ist. Und tatsächlich tauchen die in der ersten Liste nicht gestrichenen Vermerke in der zweiten wieder auf.

Betrachten wir zunächst die erste Liste. Unter 1. wird ein »Brief an Stephany« notiert, der auch geschrieben worden zu sein scheint, denn der Text ist gestrichen. Es handelt sich um Friedrich Stephany, Fontanes Kollegen bei der *Vossischen Zeitung* und, seit er 1880 ihr Chefredakteur geworden war, auch sein Chef. Durch ihn erfuhr Fontane vielfache Förderung. Nicht zuletzt hatte er ihm die Vorabdrucke seiner Romane *Schach von Wuthenow* und *Irungen Wirrungen* im Romanfeuilleton der Zeitung zu verdanken. Mit Stephany stand Fontane auch noch nach seinem Ausscheiden aus der Redaktion der *Vossin* (Ende 1889) in brieflichem Kontakt.

Unter 2. folgt der Vermerk »Brief an Schubert« – »Ernst« wird nachgetragen – und die Adresse: »Ansbacherstr. 1 W«. Diese, so belehrt uns das Berliner Adressbuch, trug erst seit 1887 diesen Namen. In Nr. 1 wohnte tatsächlich ein »Schubert, E., Redakteur«. Wir können davon ausgehen, dass es sich um den nämlichen Ernst Schubert handelt, mit dem Fontane seit langem bekannt war. Schubert hatte verschiedentlich über Fontane geschrieben, die Romane *L'Adultera* und *Graf Petöfy* rezensiert⁶ und eine Kritik seines *Scherenberg*-Buches verfertigt, die allerdings nicht veröffentlicht worden ist.⁷ Ab 1894/95 war Schubert Redakteur von *Über Land und Meer* und der dazu gehörenden *Deutschen Romanbibliothek*.⁸ Sein Name firmiert im Titel der Nummer, in der der Erstdruck des *Stechlin* publiziert wurde.

Bei dem dritten Briefadressaten handelt es sich wohl um den Verleger Emil Dominik. Diesen umtriebigen und wortreichen Berliner Verlags- und Zeitungsmenschen hatte Fontane vermutlich bei Verhandlungen zum Vorabdruck seines Romans *Schach von Wuthenow* 1879 kennen gelernt, die Dominik für *Über Land und Meer* führte, und 1887 seinen Roman *Cécile*, 1890/91 dann die »verunglückte« Ausgabe *Gesammelte Romane und Novellen* in dessen Verlag erscheinen lassen, mit den bekannten verlagsrechtlichen Verwicklungen im Zusammenhang der 1892 vollzogenen Herauslösung seiner Werke aus Dominiks Verlag.⁹

Nach dem nun unter 4. folgenden »Brief an Friedländer«, von dem sich



1. Brief an ~~Spring~~.
2. Brief an ~~Schubert~~. (Aubertm. 1. 11)
3. Brief an ~~Domenico~~ (unvollst.)
4. Brief an Friedländer.
5. Karte von Romberg.
6. Karte von Hans Meyer.
7. ~~Karte von ...~~
8. ~~Zeitschrift ...~~
9. Brief an ~~...~~

1. Brief an Dines. Odach.
2. Karte von 1. Q. 2. 3. 4.
3. " von Romberg.
4. " von Dr. H. Meyer.
5. Brief an ~~...~~
6. " von ~~...~~

~~1. Brief an Stephany.~~

Ernst

2. ~~Brief an Schubert.~~ Ansbacherstr. 1. W.3. ~~Brief an Dominik (nebst Buch.)~~

4. Brief an Friedländer.

5. Kritik über Rodenberg.

6. Kritik über Hans Meyer.

7. ~~Berl. Tageblatt am Sonntag früh.~~8. ~~Zeitungen an Geh. R. H. abliefern.~~

9. Brief und Buch an Witte.

1. Brief an Direkt. Bach.

2. Kritik über d. Quitzows.

3. „ über Rodenberg.

4. „ über Dr. H. Meyer.

Friedländer

5. Brief an ~~Rodenberg.~~

6. „ „ Löwensteins Bureau.

erübrigt zu sagen, dass es sich bei ihm um den wohl berühmtesten Briefpartner Fontanes, den Schmiedeberger Amtsrichter und späteren Amtsgerichtsrat Dr. Georg Friedlaender handelt,¹⁰ folgt unter 5. der Vermerk »Kritik über Rodenberg«.

Fontane hat verschiedentlich Rezensionen und Kritiken über Werke und Stücke seines Schriftstellerkollegen Julius Rodenberg geschrieben. Welche seiner Rezensionen und Kritiken kommt aber hier in Frage? Nehmen wir die Adressangabe für Ernst Schubert ernst, so kommt nur die Zeit nach 1887 in Frage und damit die 1887 und 1888 im Verlag der Gebrüder Paetel erschienenen Bände *Bilder aus dem Berliner Leben*, deren einen Fontane tatsächlich in der *Vossischen Zeitung* besprochen hat.¹¹

Zu klären wäre, ob es sich bei dem unter 6. erwähnten Hans Meyer tatsächlich um den bislang einzigen ermittelbaren, nämlich den Dr. Hans Meyer (Lehrer am Berlinischen Gymnasium zum Grauen Kloster) handelt, der 1887/88 ein *Lehrbuch der Geschichte für die unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten* publizierte, und ob dieser identisch ist mit dem Autor des bereits in der vierten Auflage erschienenen Buches *Der richtige Berliner in Wörtern und Redensarten*, das Fontane durchaus interessiert haben könnte.¹² Zunächst aber die folgenden Vermerke, über die sich auch nicht viel Kon-

ketes sagen lässt, nur so viel, dass es sich bei dem unter 9. genannten »Witte« um den Rostocker Chemiefabrikanten und Senator Friedrich Witte handelt, den Fontane seit den 50er Jahren kannte und mit dessen Familie er und die seinigen auf das Engste verbunden waren, und dass bei dem »Geh. R. H.«, an den unter 8. Zeitungen abzuliefern sind, nur der Sekretär und Kanzleivorsteher des Johanniterordens Geheimrat Karl Herrlich gemeint sein kann, der wie die Fontanes in der Potsdamer Straße 134c wohnte.

Wenden wir uns der zweiten Liste zu, so begegnet unter 1. ein »Direkt. Bach«, an den ebenfalls ein Brief zu schreiben ist. Das HBV verweist uns auf einen Brief vom 13. November 1888, in dem Fontane dem *Tunnel*-Kollegen und Völkerpsychologen Moritz Lazarus von einem Direktor Dr. Bach vom Falk-Realgymnasium berichtet, der ihm einen Brief mit reichlich Beilagen geschickt habe:

»Programme, Zettel, Schillergedichte (wie die 2 Strophen bei Trauungen zu bequemem Handgebrauch) etc. Alles etwas sonderbar. Ich denke mir, er hält mich für einen Redakteur an der Vossin und erwartet von mir einen Zeitungshinweis auf das stattgehabte Fest am 11. d. M. Da hat er sich nun verrechnet. Desgleichen scheint mir der Vorschlag, den er in seinem Brief macht, wenig glücklich; ich habe ihm auch in diesem Sinne, vorläufig geantwortet: »wir ließen das betr. Geld lieber einem Petenten zufließen«. Dennoch wird die Sache, nächsten Montag, vor die große Schmiede müssen, und so erlaube ich mir, Ihnen den Bachschen Brief samt Vorschlag schon heute zur Einschiebung in die Geschäftsnummern für Montag zugehen zu lassen.«¹³

Die Einzelheiten des Briefes können uns hier nicht weiter interessieren, sehr wohl aber die Schlussbemerkung, die da lautet: »Frau, Tochter und 2 Schwiegertöchter in den Quitzows«. Sie führt uns nämlich zu der unter 2. aufgeführten »Kritik über d. Quitzows«. Das gleichnamige Schauspiel von Ernst von Wildenbruch war am Freitag, den 9. November 1888 in den Königlichen Schauspielen uraufgeführt worden. In der Morgenausgabe der *Vossischen Zeitung* vom 10. November findet sich eine von Fontane verfasste Vornotiz, der dann in der Abendausgabe die Besprechung folgt. Aus der gewohnt distanziert kritischen Haltung gegenüber dem Autor findet Fontane doch auch Worte des Lobes für das Stück, das vom Publikum begeistert aufgenommen worden war – »Das Stück *Genie*, nach dem ich mich, wenn ich Wildenbruch'sches sah, 7 Jahre lang vergeblich umgesehen habe, hier ist es; [...]«¹⁴

Geschrieben hat er die Besprechung vermutlich am Vormittag des 10. November. Sollten sich also die beiden Listen auf unserer Seite tatsächlich in einem zeitlichen Zusammenhang befinden, so ließe sich vermuten, dass sie am 9. bzw. 10. November 1888, mindestens aber in der Woche vom 4. bis

10. November, geschrieben worden sind. Wir hätten somit ein Tableau, das uns Auskunft geben könnte über das Arbeitspensum von Fontane in diesen Tagen.

Werfen wir nun von hier aus einen Blick in den überlieferten Briefbestand, so ergibt sich folgendes Bild: Ein Brief an Julius Rodenberg, wie unter 4. in der zweiten Liste annonciert, ist am 8. November geschrieben worden. Fontane bedankt sich darin für den Erhalt von dessen Buch, das ihm vom Verlag Gebr. Paetel zur Rezension übersandt worden war.¹⁵ Mit der nämlichen Bitte hatte sich Fontane seinerseits am 4. November an Rodenberg gewandt und ihm sein eigenes neuestes Buch überreicht.¹⁶ *Fünf Schlösser* war ab Mitte Oktober ausgeliefert worden.¹⁷ Fontane hatte bekanntlich seinem Verleger Wilhelm Hertz gegenüber sehr dezidierte Vorstellungen zur Rezensionssteuerung geäußert¹⁸ und war nun selbst dabei, Exemplare an Freunde und Kollegen zu verschicken. So hat vermutlich der in der ersten Liste erwähnte Emil Dominik ein Exemplar erhalten, ebenso Friedrich Witte, dem er am 11. November schrieb, nicht ohne den »sehr interessanten« *Quitow-Abend* am Freitag zu erwähnen.¹⁹ Auch Georg Friedlaender hatte bereits am 3. November ein Exemplar erhalten und sich umgehend dafür bedankt, woraufhin ihm Fontane am 12. November eine lange Epistel sandte. Auch in diesem Brief wird der *Quitow-Abend*, diesmal inhaltlich detailliert, erwähnt.²⁰

Es bleiben Lücken, die bei diesem ersten Durchgang nicht geschlossen werden können. Zu klären bleibt, um wen es sich bei Dr. Hans Meyer handelt und ob Fontane eines seiner Werke tatsächlich rezensiert hat. Verloren scheint der Brief an Dominik und der unter 5. genannte an »Löwensteins Bureau«, bei dem zu prüfen wäre, ob damit *Dr. Otto Loewenstein's Bureau für Vermittlung literarischer Geschäfte* gemeint sein könnte.²¹

Uns bleibt ein Blick zurück auf die Handschriften: Wie schon gesagt, unsere Agenda-Liste befindet sich auf der dritten Verso-Seite des Entwurfs *Wie man in Berlin so lebt*. Auch die übrigen Rückseiten (2v, -9v) dieses Entwurfes sind beschrieben: mit einer Entwurfseite aus *Dreilinden* (2v), zwei Entwurfseiten zu *Die Poggenpuhls* (4v, 5v), je eine Seite zu *Plaue* (6v) und *Quitzöwel* (7v) und mit zwei Seiten zu *Gentzrode* (8v, 9v). Bei den Seiten zu *Dreilinden*, *Plaue* und *Quitzöwel* kann man mit großer Wahrscheinlichkeit davon ausgehen, dass es sich um verworfene Seiten zu dem Band *Fünf Schlösser* handelt, dessen Manuskript Fontane seinem Verleger am 30. Juni übergeben hatte, das also, orientiert man sich an der ersten Erwähnung im Tagebuch, in den Frühjahr- und Sommermonaten des Jahres 1888 entstanden ist.²² Hinsichtlich der beiden Seiten zu *Gentzrode* liegt die Vermutung nahe, dass sie im Zusammenhang mit der geplanten Neuauflage des Bandes *Die Grafschaft Ruppín* entstanden sind, die Fontane unmittelbar nach dem Abschluss der

Arbeiten an *Fünf Schlösser* angeht, um seinem Verleger am 26. Dezember 1888 detaillierte Vorschläge zu unterbreiten.²³

Der Papierstapel, aus dem Fontane sich für die Niederschrift von *Wie man in Berlin so lebt* bedient hat, scheint also, sieht man von den *Poggenpuhls*-Entwürfen ab, Verworfenes aus dem Jahr 1888 enthalten zu haben. Nimmt man aber an, dass sich in der Ablagerungspraxis eine gewisse Chronologie abbildet, d. h. dass die abgelagerten Blätter relativ zeitnah abgelagert wurden, so stellt sich die Frage, wie denn die *Poggenpuhls*-Seiten, für die viele Anhaltspunkte auf einen späteren Entstehungszeitraum deuten,²⁴ in unseren Stapel kamen? Immerhin scheint doch, betrachtet man die Sache von den Indizien unseres Agenda-Zettels her, vieles dafür zu sprechen, dass an ersten *Poggenpuhls*-Entwürfen und Umarbeitungen zur Vorbereitung der Neuauflage des ersten *Wanderungen*-Bandes, wie dem Kapitel *Gentzrode*, parallel im Zeitraum Ende 1888 bis Januar 1892 gearbeitet worden ist, worauf nicht zuletzt auch der Brief an Wilhelm Hertz vom 14. Januar 1892 hinweist, der vom Abschluss der *Poggenpuhls*-Arbeiten und vom *Gentzrode*-Kapitel gleichermaßen berichtet.²⁵ Jost Schillemeit, der für die *Poggenpuhls*-Entwürfe einen Entstehungszeitraum »nicht vor 1890« annimmt, geht davon aus, dass diese erst in der letzten Arbeitsphase verworfen worden sind und damit nicht vor Mai 1894 als Makulatur zur Verfügung standen. Könnten sie nicht auch in einer früheren Arbeitsphase verworfen worden sein? Dann wäre auch über die Datierung des Entwurfs *Wie man in Berlin so lebt* neu nachzudenken. Zieht man das Gesamt-Konvolut in Betracht, so stellt sich die Frage, ob und in welchem thematischen und zeitlichen Zusammenhang sich die Texte befinden. Jost Schillemeit hat aus guten Gründen die durch den Auktionskatalog überlieferte Reihenfolge der Entwürfe für seine Edition übernommen – *Adel und Judentum in der Berliner Gesellschaft*, *Die Juden in unserer Gesellschaft*, *Wie man in Berlin so lebt*, *Berliner Ton* und *Berliner Sprechanismus* – und damit das Feld offen gehalten für die Erforschung der zeitlichen und inhaltlichen Kontexte dieser Entwürfe.

Fragen über Fragen, angesichts eines bisher übersehenen Agenda-Zettels aus Fontanes Schreibwerkstatt. Für heute soll jedoch innegehalten und die Staffette an künftige Editoren weitergereicht werden.

Anmerkungen

- 1 HENRY H. H. REMAK: *Fontane und wir: Gedanken und Erinnerungen*. In: *Theodor Fontane aus transatlantischer Sicht. Professor Dr. Henry H. H. Remak zum 80. Geburtstag*. Im Auftrag des Theodor-Fontane-Archivs hrsg. von Manfred Horlitz. Potsdam 1996, S. 79–94, hier S. 79 f.

- 2 HENRY H. H. REMAK: *Fontane und der jüdische Kultureinfluss in Deutschland: Symbiose und Kontrabiose*. In: *Theodor Fontane. Am Ende des Jahrhunderts*. Hrsg. von HANNA DELF VON WOLZOGEN in Zus. mit HELMUTH NÜRNBERGER. 3 Bde. Würzburg 2000, hier Bd. 1, S. 183–195.
- 3 Vgl. die Beschreibung des Konvoluts in der Rubrik *Bibliographie*, hier S. 152 f.
- 4 THEODOR FONTANE: *Wie man in Berlin so lebt*. Eh. Hs.: Theodor-Fontane-Archiv, M 9,3, Bl. 3v.
- 5 Vgl. JOST SCHILLEMET: *Berlin und die Berliner. Neuaufgefundene Fontane-Manuskripte*. In: *Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft*. Bd. 30. Stuttgart 1986, S. 34–82. Schillemeit ediert die Texte in der Reihenfolge des Versteigerungskatalog: Hellmut Meyer & Ernst: *Theodor Fontane, August von Kotzebue. Zwei deutsche Dichternachlässe. Manuskripte und Briefe sowie ausgewählte Autographen* (Katalog 35). Berlin 1933, S. 81 (Los 486).
- 6 Vgl. ERNST SCHUBERT: *Theodor Fontane*. In: *Illustrierte Frauen-Zeitung Berlin*. Nr. 4 (13.2.1882), S. 72, 1. Blatt. Eine Besprechung von *L'Adultera* unter der Sigle »-s-t.« in: *Vossische Zeitung*, Nr. 209 (6.5.1882), 1. Blatt, die Besprechung von *Graf Petöfy* in: *Vossische Zeitung*, Nr. 585 (13.12.1884), 1. Beiblatt.
- 7 Vgl. Fontane an Ernst Schubert vom 22. Mai 1885. In: *Richard von Kehler* (Hrsg.): *Neunundachtzig bisher ungedruckte Briefe und Handschriften von Theodor Fontane*. Berlin 1936.
- 8 Vgl. auch THOMAS DIETZEL, HANS-OTTO HÜGEL: *Deutsche literarische Zeitschriften 1880–1945. Ein Repertorium*. 5 Bde. München u.a. 1988, Nr. 675 und 2945 und ROLAND BERBIG: *Theodor Fontane im literarischen Leben. Zeitungen und Zeitschriften, Verlage und Vereine*. Berlin 2000, S. 245 und 252.
- 9 Vgl. den Überblick bei BERBIG, a.a.O (wie Anm. 8), S. 402 ff.
- 10 Mit Georg Friedlaender war Fontane seit 1884 bekannt. Vgl. KURT SCHREINERT (Hrsg.): *Theodor Fontane. Briefe an Georg Friedlaender*. Heidelberg 1954.
- 11 Vgl. JULIUS RODENBERG: *Bilder aus dem Berliner Leben*. Neue Folge. Berlin 1887 und Dritte Folge 1888. Fontanes Besprechung: [Anon.]: *Unter den Linden. Bilder aus dem Berliner Leben von Julius Rodenberg*. In: *Vossische Zeitung*. Nr. 583 (9.12.1888), Morgenausgabe, 1. Beiblatt.
- 12 HANS MEYER: *Der richtige Berliner in Wörtern und Redensarten*. Berlin: Hermann 1878. 4. Auflage 1882.
- 13 Vgl. HBV 88/178. Zitiert nach THEODOR FONTANE: *Briefe an Moritz Lazarus* (2. Folge). Hrsg. und kommentiert von JOACHIM KRUEGER. In: *Fontane-Blätter* 42 (1986), S. 374.
- 14 ERNST VON WILDENBRUCH: *Die Quitzows*. Schauspiel in 4 Akten. Berlin: Freud & Jeckel 1888. Die Vornotiz: THF: *Königliche Schauspiele [Die Quitzows]*. In: *Vossische Zeitung*, Nr. 533 (10.11.1888) Morgenausgabe. Die Besprechung: THF: *Königliche Schauspiele, Freitag, den 9. November zum 1. Mal. Die Quitzows*.

- Vaterländisches Drama in 4 Akten von Ernst von Wildenbruch, in Szene gesetzt von Direktor Anno.* In: Ebd. Nr. 534 (10.11.1888), Abendausgabe.
- 15 Vgl. HFA IV/3, S. 653 (Nr. 625).
- 16 Vgl. HFA IV/3, S. 652 (Nr. 623).
- 17 THEODOR FONTANE: *Fünf Schlösser. Altes und Neues aus Mark Brandenburg.* Berlin: Hertz 1889 [vordatiert].
- 18 Vgl. zur zeitgenössischen Resonanz die Darstellung von GOTTHARD ERLER in THEODOR FONTANE: *Fünf Schlösser. Altes und Neues aus Mark Brandenburg.* Hrsg. von GOTTHARD ERLER und RUDOLF MINGAU unter Mitarb. von THERESE ERLER. GBA *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*, Bd. 5. Berlin 1994, S. 513 ff.
- 19 Fontane an Friedrich Witte, 11. November 1888: Abschrift, Theodor-Fontane-Archiv, Ca 514: »Seinen Freunden und – Käufern gegenüber, ist man mit seinen Büchern in ewiger Verlegenheit, – weil ›Freunde‹ hat man Schickepflcht, und weil prompte ›Käufer‹, kommt man zu spät und drückt die ganze Geschichte zu einer mehr oder minder fragwürdigen Formerfüllung herab. Aber thun ist doch wohl besser, als lassen und so nimm denn das Neueste [...] freundlich entgegen.«
- 20 THEODOR FONTANE: *Briefe an Friedlaender*, a.a.O. (wie Anm. 10), S. 100 ff. (Nr. 107 und 108).
- 21 Otto Loewenstein gab seit 1870 die Zeitschrift *Der literarische Verkehr. Organ für die Interessen der deutschen Schriftstellerwelt* heraus, das ab 1872 als Organ seines Bureaus firmierte.
- 22 Vgl. zur Entstehungsgeschichte: *Fünf Schlösser* (wie Anm. 18), S. 509 ff.
- 23 Vgl. zur Entstehungsgeschichte THEODOR FONTANE: *Die Grafschaft Ruppin.* GBA *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*. Bd. 1. Hrsg. von GOTTHARD ERLER und RUDOLF MINGAU. Berlin 1997, S. 586 ff.
- 24 Vgl. zur Entstehungsgeschichte THEODOR FONTANE: *Die Poggenpuhls.* Hrsg. von GABRIELE RADECKE. GBA *Das erzählerische Werk*, Bd. 16, S. 145 ff.
- 25 Fontane an Hertz, 14. Januar 1892: HFA IV/4, S. 177 f. (Nr. 183).

Von »Meisterstück« bis »nichts ist echt«. Hermann Sudermann in den Briefen Theodor Fontanes mit einem unveröffentlichten Brief Fontanes an Eugen Wolff

REINER FRIEBE

Zum 150. Geburtstag Hermann Sudermanns am 30. September 2007

Sie hatten viel Gemeinsames: Beide waren bekennende Preußen, wenn auch unterschiedlicher Couleur. Nach Stippvisiten und Voraufenthalten hatte es sie später endgültig nach Berlin gezogen, den älteren, 1819 im märkischen Neuruppin geborenen Theodor Fontane, und den jüngeren, 1857 im ostpreußischen Matzicken zur Welt gekommenen Hermann Sudermann.

Anfangs mußten sich beide dort mit journalistischer Tätigkeit mehr schlecht als recht durchs Leben schlagen, bevor sie als Dichter und Schriftsteller oder Dramatiker die ihnen gebührende Anerkennung fanden. Sie waren zu ihrer gemeinsamen Zeit in Berlin dem Berliner Theaterleben verpflichtet, Sudermann als Bühnenautor und Fontane als Theaterkritiker bei der *Vossischen Zeitung*.

Beide waren einmal nach Blankensee gekommen. Fontane im Sommer 1869 mit der Kutsche für nur einen Tag: »Eine halbe Stunde südlich von Saarmund, immer am Ufer der Nuthe hin, fahren wir in einen schmalen, spitz auslaufenden Landesteil ein, den wir am besten als den ›Thümenschen Winkel‹ bezeichnen. [...] Die Residenz dieses Fleckchens Erde heißt Blankensee. Hier haben die Thümens ihr Herrenhaus, hier ihre Kirche, ihre Gruft.«¹ So hat uns Theodor Fontane in seinen *Wanderungen durch die Mark Brandenburg* mit dem reizvollen Ort Blankensee, welcher am gleichnamigen See zwischen Beelitz und Trebbin gelegen, bekannt gemacht.

Sudermann kam 1897 hierher, erwarb 1902 das ehemalige Herrenhaus der Thümens als Sommerwohnsitz und blieb in diesem Refugium, das er sich geschaffen und dessen Park er mit zahlreichen Statuen und Plastiken vornehmlich italienischer Herkunft ausgestattet hatte, bis zu seinem Tod. In einem Brief an seine Frau Clara schrieb er: »Übrigens kam mir diesmal zum erstenmal das Bewußtsein davon, daß wir hier in Blankensee eigentlich ganz

und gar in Italien leben. In Haus und Park kann man nicht einen Schritt machen, ohne auf italienische Erinnerungen zu stoßen. Es ist wirklich ein südliches Stückchen Welt, das wir uns hier aufgebaut haben.«²

Von ihren Vätern gedrängt, sollten beide den Beruf des Apothekers ergreifen. Während Fontane die Approbation erlangte und wenige Jahre auch in diesem Metier gewirkt hatte, mußte Sudermann aus gesundheitlichen Gründen die Ausbildung frühzeitig abbrechen.

Und sonst? Sie waren fleißige Briefeschreiber. Schulen wurden nach ihnen benannt, Straßen und Plätze. Sie waren verheiratet und hatten eine Lieblingstochter, Fontane seine Martha, die Mete genannt wurde, und Sudermann seine einzige Tochter Hede.³ Beide Dichter verstarben in ihrer Wahlheimat und wurden auf Berliner Friedhöfen beigesetzt, Fontane 1898 auf dem Friedhof der Französischen Gemeinde, Sudermann 1928 auf dem Städtischen Friedhof in Grunewald.

Doch viele, auch die angeführten äußerlichen Gemeinsamkeiten verbürgen längst keine innere Verbundenheit. Die Zeitspanne, in der sie sich hätten begegnen oder durch den Berliner Theaterbetrieb verbunden sein können, läßt sich auf etwa neun Jahre zwischen 1889 und 1898, dem Sterbepjahr Fontanes, eingrenzen. Vor dem 27. November 1889, als am Berliner Lessingtheater im Rahmen der *Freien Bühne* die Uraufführung von Sudermanns Schauspiel *Die Ehre* stattfand, die diesen über Nacht zu einem national und international bekannten Autor machte, dürfte Fontane Sudermann kaum wahrgenommen haben. Für die Zeit danach kann diese Abwägung nicht mehr gelten, zumal im selben Theater genau einen Monat zuvor, am 20. Oktober 1889, die Uraufführung von Gerhart Hauptmanns *Vor Sonnenaufgang* stattgefunden hatte, die trotz mancher Bedenken Fontanes dessen Aufmerksamkeit und zustimmende, ja aufmunternde Kritik fand.⁴ Danach hat Fontane bis 1893 noch fünfzehn Theaterkritiken geschrieben, darunter drei zu weiteren Stücken Hauptmanns (*Das Friedensfest*, *Einsame Menschen*, *Die Weber*), jedoch keine zu Sudermanns Frühwerken.

In einer 1980 erschienenen Arbeit von Klaus Matthias, die sich hauptsächlich mit den entwertenden und herabwürdigenden Sudermann-Kritiken Alfred Kerrs⁵ und deren Folgen befaßt, werden auch Äußerungen zeitgenössischer Autoren über Sudermann betrachtet. Fontane betreffend, stellt Matthias »ein sehr reserviertes kritisches Verhalten« fest, und schreibt dann weiter: »Man sucht in Fontanes umfangreichem theaterkritischem Werk vergeblich die Rezension eines der frühen Sudermann-Stücke, die in Berlin aufgeführt wurden, vergeblich auch Sudermanns Namen in anderen Zusammenhängen. Angesichts der differenzierten Rezensionen Fontanes über Hauptmanns Frühwerk [...] ist dies nicht belanglos.«⁶

In der Tat scheint sich Fontane in der Öffentlichkeit nicht zu Sudermann geäußert zu haben. Rezensionen, Artikel oder Aufsätze sind nicht bekannt, auch Fontanes Tagebücher lassen ihn unerwähnt. Was also bleibt, sind die Briefe als mögliche Quelle, um aus Äußerungen Fontanes seine Meinungen und Standpunkte erkennen und belegen zu können. Wenn es auch nach Prüfung der Briefverzeichnisse⁷ beider einen gegenseitigen Briefverkehr offensichtlich nicht gab, läßt sich aus dem Bestand von 21 Fontane-Briefen, in denen Sudermann namentlich genannt wird, ein erstaunlich differenziertes Bild über das Verhältnis Fontanes zu Sudermann rekonstruieren.

Daß Fontane und Sudermann einander kannten und sich begegnet waren, ist unstrittig. Wenigstens eine Begegnung, die am 18. Oktober 1896 bei Paul Schlenther⁸ stattfand und an der auch Gerhart Hauptmann, Ludwig Fulda und Julius Rodenberg teilnahmen, ist durch drei Briefe Fontanes und durch Rodenbergs Tagebucheinträge belegt.

Fünf Tage vorher, am 13. Oktober 1896, noch ganz unter dem Eindruck seines abendlichen Theaterbesuches von *Morituri*⁹ stehend, schrieb Fontane an Paul Schlenther:

»Hochgeehrter Herr.

Es ist schon 12, ich will Ihnen aber doch noch ein Wort schreiben, schon um die Vorstellung in Ihrer Seele nicht aufkommen zu lassen, ich könnte am Sonntag als Nörgelgreis an Ihrem Tische sitzen.

Von den drei Stücken ist Nummer 2 ganz Nummer 1. Was aber nicht heißen soll, »Fritzchen« sei »Teja«. Nummer 2 ist ein überaus glücklich gegriffener Stoff, mit vollendeter dramatischer Kunst behandelt und mit vollendeter Bühnenkunst gespielt. Auch das Spiel wirkt wesentlich mit. Ich bin ganz entzückt, weil ganz bewegt und hingerissen. Beethoven (Pardon, daß ich mich an so große Seite dränge) soll nach Aufführung des »Freischütz« gesagt haben: »Hätt's dem Männele nicht zugetraut.«

Auch Nummer 3 ist reizend, witzig als Ganzes und witzig im einzelnen – es ist aber doch ein Lesestück. Diesen zierlichen Versen von Zeile zu Zeile zu folgen, ist ausgeschlossen; [...]. Ich freue mich, dem Helden des Tages vollkommen biedermännisch begegnen zu können.«¹⁰

Ähnlich enthusiastisch gibt er sich in einem Brief tags darauf an Wilhelm Hertz: »Gestern Abend habe ich mir auch die »Morituri« angesehen, weil ich am Sonntag mit Sudermann (bei Schlenther) zusammen sein soll und dabei doch einigermaßen präpariert sein möchte. Das 2. Stück (»Fritzchen«) ist ganz ausgezeichnet, so famos, daß man sagen darf, dergleichen wird nur selten geschrieben.«¹¹

Und noch am Nachmittag vor der Begegnung schrieb er an Karl Holle: »In zwei Stunden bin ich bei Schlenther zu einem interessanten Diner, wo

ich die ›Spitzen‹ treffen werde: Sudermann, Hauptmann, Fulda, Rodenberg. Ich habe die Christen vorangestellt, wenn es bei Sudermann zutrifft, worüber ich nicht ganz beruhigt bin. Seine drei neuen Stücke habe ich mit großem Interesse gesehen: 1 und 3 schenke ich ihm, aber 2 (›Fritzchen‹) ist ein vollkommenes Meisterstück.«¹²

Otto Brahm, der damalige Direktor des Deutschen Theaters, hatte ihm Karten für *Morituri* besorgt, für die er sich in einem Brief vom 27. Oktober bedankte. Er verband diesen Dank mit einer gelungenen Kurzrezension, die Fontanes Begeisterung für *Fritzchen* belegt: »Wir haben Ihnen noch nicht gedankt für die Morituri-Billets; Theo mit seiner Frau war da und wie alle Welt von ›Fritzchen‹ entzückt [...]. ›Fritzchen‹ ist eine glänzende Leistung, nichts Großes, aber so was außerordentlich Gutes, künstlerisch Abgerundetes, daß ich ganz baff war. Etwas so eminent Gelungenes wird nur sehr selten geschrieben, und der Dichter selber wird wohl auch bei seinem Schaffen auf eine ebenbürtige Nummer eine Weile warten müssen.«¹³

Über den Verlauf des Treffens und die gewonnenen Eindrücke ist in Fontanes Tagebüchern und weiteren Briefen nichts vermerkt. Ebenso geben Sudermanns Tagebücher¹⁴ keine Auskunft dazu.

In Rodenbergs Tagebuch finden sich jedoch die folgenden Einträge, die dessen Wahrnehmung von den anwesenden Gästen beschreiben und die stattgefundene Begegnung bestätigen:

»18. Oktober 1896 (Sonntag nachm. $\frac{3}{4}$ 5): Heut zum Diner bei Schlenthers, wo wir außer Fontane, auch Sudermann u. Fulda treffen sollen. Das wird was Schönes geben! [...] 19. Oktober 1896 (Montag vorm. gegen 12): Der Abend war gar nicht so schrecklich – im Gegenteil, ich habe mich unter dem ›jüngsten Deutschland‹ ganz wohl gefühlt [...]. Sudermann ist ein durchaus sympathischer, schöner, großer Herr mit langem schwarzem Bart u. etwas sehr Gewinnendem in seinen braunen Augen. [...] Er hat es mir nicht nachgetragen, daß ich ihn vor Jahren einmal abgewiesen; seitdem ist er ein berühmter Mann geworden, aber völlig frei von Hochmut, so daß sich gut mit ihm verkehren läßt. Fast noch interessanter war mir Gerhart Hauptmann, der etwas geradezu rührend Bescheidenes, Schüchternes, Scheues in seinem Wesen hat [...]. Unangenehm wie immer war mir Fulda u. weniger erfreulich als sonst Fontane, weil er der ›Rundschau‹ nicht treu geblieben, [...]«¹⁵

Über die Fontane-Sudermann-Konstellation an diesem Abend sind dagegen auch bei Rodenberg keine Hinweise zu finden.

Dennoch sind mehrere Briefe verfügbar, in denen Fontane teils ernsthaft, teils ironisch seine Meinungen zur Person Sudermanns mitteilt oder erkennen läßt. Sie sind überwiegend abträglichen Zuschnitts und zeugen von ein



Eigentum und Verlag von J.C.SCHAARWÄCHTER, Hofphotograph an M. d. Kaisers, u. Königs, BERLIN.

Abb. 1: Hermann Sudermann. Aufnahme um 1895. Foto: Deutsches Literaturarchiv Marbach, Cotta-Archiv (Stiftung der Stuttgarter Zeitung), Nachlaß Sudermann

wenig Mißgunst, zuerkanntem Hochmut und Dünkel, von Geringschätzung oder Belustigung.

In seinem Brief an Julius Rodenberg, im Januar 1890 geschrieben, hadert Fontane mit Redaktionen und Verlegern wegen der Schwierigkeiten, die sie ihm beim Vorabdruck und bei der Herausgabe seiner Romane bereiten. Er wäre zwar nicht verstimmt, schreibt er, doch sei es ihm »weh ums Herze«, und er grollt mit den Autoren, zu denen er auch Sudermann zählt, die ihm in dieser Hinsicht günstiger gestellt scheinen: »Das, wodurch zwar nicht das Urteil, aber doch die Handlungsweise der Redaktionen und nun gar erst der Verleger, bestimmt wird, ist allein die Machtstellung, die der Autor einnimmt. Ist er ganz auf der Höhe, so wird alles genommen und jede Summe gezahlt. Und so kommt es denn doch zu einem Parteimaß. Julius Wolff, Ebers, die Hillern, Ossip Schubin, Wildenbruch, Sudermann, die beherrschen unsere Zeit oder haben doch Epochen gehabt, wo sie über der Kritik standen oder doch außerhalb, wo deshalb sich anmelden und angenommen werden eins war. Der Rest kommt vor die Hunde.«¹⁶

Seiner Tochter Mete berichtet Fontane am 26. Juli 1890 über den Besuch von Dr. Robert Hessen: »[...] forsch und elegant wie immer, ganz hellgrau sommerlich und dazu hell citronengelbe Weste bis auf den Bauch. Kluger Kerl, aber auch merkwürdige Figur. [...] Uebrigens sprach er auch von dem unsagbaren Hochmuth und Dünkel der jungen literarischen Schule: Brahm, Schlenther, Sudermann, worin er wohl Recht hat, nur schade, daß er sich den beiden tapferen Ostpreußen Schlenther und Sudermann als dritter gesellt.«¹⁷ Dies steht ganz im Gegensatz zu der oben zitierten Beobachtung Rodenbergs, der Sudermann als »völlig frei von Hochmut« erlebt hatte.

In zwei Schreiben an Georg Friedlaender wird Sudermann nur kurz erwähnt. Das erste, eine Postkarte vom 30. Oktober 1893, kündigt für den gleichen Tag noch die Übersendung zweier Nummern der *Breslauer Zeitung* und einer Publikation von Sudermann an: »Ein Machwerk von Sudermann schließe ich bei.«¹⁸ Um welche Schrift Sudermanns es sich handelte und die Gründe für die abwertende Bezeichnung sind unbekannt.

In dem zweiten, am 23. August 1894 aus Karlsbad an Friedlaender gesandten Brief teilt Fontane mit, dort einen Dr. Sternfeld angetroffen zu haben: »Wir fanden hier einen Herrn aus der Gesellschaft der ›Zwanglosen‹, einen Dr. Sternfeld, Landsmann und Freund von Schlenther und Sudermann, zwischen welchen liter. Gegnern glücklich durchzusegeln, nicht immer leicht sein mag.«¹⁹

Am 29. August 1896 schreibt er an Ernst Heilborn aus Waren in Mecklenburg-Schwerin, um seinen dortigen Urlaubsaufenthalt zu erklären:

»[...] ›Warum in die Ferne schweifen...‹, – auch die Schweizreise wird ihr Ende erreichen, die Menschen werden wieder anfangen, sich bei sich selber zu erholen. Die Schweiz, als regelmäßiges Sommerquartier, ist so wenig nötig wie blaue Atlaspapeten, ohne die ein berühmter deutscher Schriftsteller (natürlich Berliner) erklärt hat, nicht leben zu können. Übrigens ist er schon eine ganze Weile tot. Bemerkung, damit nicht auf Sudermann geraten wird [...].«²⁰ Welcher Berliner Schriftsteller, der ohne blaue Atlaspapeten nicht leben zu können vorgegeben hatte, und der schon eine ganze Weile tot war, ist wohl gemeint gewesen? Die Belustigung über Sudermanns Vorliebe für eine prunkhafte Wohnungsausstattung aber ist erkennbar.

Ein anderes Schreiben ist an Adolph Menzel gerichtet, welches wegen seiner Originalität an dieser Stelle erwähnt werden soll. Stellvertretend für die ausersehenen, aber unabhkömmlichen Herren Sudermann und Georg Schweitzer trägt Fontane dem Maler eine Bitte vor: »Es handelt sich um einen Fächer²¹, der am Preßfest [...], nachdem er zuvor vervielfältigt wurde, zum Besten der Altersversicherungs- und Witwenpensionskasse [...] versteigert werden soll. Man rechnet auf eine große Einnahme, wohl zweifellos mit Recht, denn an Sie richtet sich die Bitte, diesem Fächer seinen künstlerischen Schmuck und dadurch seinen Wert zu geben. [...] So fiel mir – der ich mich auch mit zwei Reimpaaren auf dem Fächer legitimieren soll – dieser Brief mit seiner Anfrage zu. Möchte auf die Bitte, die er ausspricht, ein ›ja‹ die Antwort sein.«²²

Auffällig in Fontanes Korrespondenz ist, daß Hermann Sudermann und Gerhart Hauptmann oft nahe beieinander stehen und miteinander verglichen werden. In der Regel wird Hauptmann wohlwollender beurteilt als Sudermann. Drei Beispiele mögen dies belegen:

In einem Brief an Mete vom 28. März 1891 empfiehlt er der Tochter die Lektüre zweier Parodien »Nach jüngsten Mustern«, die im *Magazin für Litteratur* erschienen waren, insbesondere Hauptmanns *Einsame Menschen* betrafen, und die er wohl fälschlicherweise Fritz Mauthner zuschrieb: »Er [Mauthner] hat ja eine große Begabung für dergleichen und ich muß auch hier wieder zugestehn, daß er das Lächerliche, das diesen Sachen anhaftet, scharf und witzig erkannt hat. Ich glaube aber doch nicht, daß man mit den Gerhart Hauptmannschen Sachen in dieser Weise verfahren darf. Soll's aber sein, so muß es von einem ernsten Standpunkt aus geschehn und von Personen, die in dieser modernen Richtung *aufrechtig* alles mögliche Unheil erblicken. [...] Ich habe von dem Ganzen, trotzdem ich den Witz anerkenne, einen sehr unangenehmen Eindruck gehabt. Alles, Lob und Tadel, bloß vom Geschäftsstandpunkt aus. Sudermann muß 'raufgepufft werden.«²³

Am 19. April 1891 hatte Theodor Fontane gemeinsam mit Klaus Groth nach einer nicht unumstrittenen Entscheidung den Schillerpreis erhalten. Zwei Wochen später (am 2. Mai) erschien im *Magazin für Litteratur* eine Würdigung der Ausgezeichneten von Fritz Mauthner. Noch am selben Tag richtet Fontane ein Schreiben an Mauthner, in dem er sich für den »so überaus liebenswürdigen Schillerpreisartikel« bedankt und dem Autor versichert, daß er ihm in allem beistimmt. Doch völlig unbedenklich schien ihm die zuteil gewordene Auszeichnung nicht, zumal sie eigentlich, so Mauthner, »zum Aufmuntern des deutschen Dramas bestimmt war«, und räumt ein gewisses Verständnis für die favorisierten und nun leer ausgegangenen Kandidaten ein. Und so bekennt er: »In den ersten Tagen sagte ich mir allerdings: [...] die 3 jungen Firmen: Hauptmann, Sudermann und Holz-Schlaf [...] müssen außer sich sein, aber was sollte die Commission oder schließlich Regierung und Kaiser, – was sollten sie machen? Ich war also so zu sagen aufrichtig für mich. Nach andauernder Beschäftigung mit der Sache, bin ich aber doch andern Sinnes geworden und würde, glaub ich, gegen mich gestimmt haben. Wahrscheinlich hätte ich für Hauptmann plädirt, für den ich als Mensch und Dichter eingenommen bin und dessen berühmten Incest-Akt [II. Akt *Vor Sonnenaufgang*] ich großartig und nothwendig finde. Mit dem alten Schweinekerl von Vater steht und fällt das ganze Stück.«²⁴

Und in einem weiteren Brief an Martha vom 9. März 1898 heißt es: »Ida und Anna gehen heute in den ›Johannes‹, der paßt besser als die ›versunkene Glocke‹. Salome ist verständlicher als Rautendelein.«²⁵ Die Hervorhebung der leichteren Verständlichkeit des Sudermannschen als des Hauptmannschen Stückes mag der minder geschätzten Gescheitheit der beiden Damen Ida und Anna²⁶ geschuldet sein. Doch auch der kleine ironische Seitenhieb auf Sudermann ist unübersehbar.

Einige Briefe bestätigen, daß Fontane das Bühnenwerk Sudermanns sehr genau kannte. Sie geben Auskunft darüber, welche von den sieben Stücken, die zu Fontanes Lebenszeit zur Aufführung gelangt waren, er in Theatervorstellungen selbst erlebt hatte. Besuche der *Schmetterlingsschlacht* (1894) und von *Morituri* (1896) sind durch Briefe an seine Tochter Martha bzw. an Stephany, Schlenther, Holle und Hertz sicher belegt. Für die *Ehre* (1889), *Sodoms Ende* (1891) und *Johannes* (1898) kann auf Grund von angekündigter Besuchsabsicht, von brieflich mitgeteilten Details oder harter Kritik das Gleiche angenommen werden, wie sich im folgenden zeigen läßt.

In einem Brief vom 19. Juni 1890 an Mete aus Kissingen, wo ihm der Aufenthalt zu seinem Leidwesen auch »ein bischen langweilig« war, schreibt Fontane: »Morgen früh will ich Theaterbiletts im Abonnement kaufen und

mir dann Stücke ansehen, die mir in Berlin fremd blieben, z. B. Sudermanns »Ehre.«²⁷

Zu einer Rezension von Sudermanns *Sodoms Ende*, in der Fritz Mauthner die Volkstümlichkeit von Sudermanns *Ehre* verteidigte, diese mit der »köstlichen Kleinmalerei im Hinterhause« erklärte und versuchte, die geringe Wirkung dieser Kleinmalerei in *Sodoms Ende* zu deuten, schrieb Fontane am 15. November 1890, fünf Monate, nachdem er *Die Ehre* gesehen hatte, die zustimmenden Zeilen: »Sehr geglückt ist Ihnen auch die Sudermann-Besprechung, in vielen Stücken, namentlich auch darin, daß Sie den Unsinn widerlegen, er sei bloß Hinterhäusler. Aber der Berliner ist immer glücklich, wenn er solch zugespitztes Wort hat, womit er dann Unfug treibt.«²⁸

Die vorherrschende, vor allem von Alfred Kerr vertretene Auffassung, Sudermann wegen des Hinterhaus-Vorderhaus-Konfliktes in der *Ehre* zu einem bloßen Hinterhäusler degradieren zu müssen, wurde demnach von Fontane keineswegs geteilt.

Am 4. Oktober 1896 schrieb Fontane an Friedrich Stephany, der seinen Urlaub auf Norderney verbringt: »Ein Glück, daß jetzt leidlich schöne Tage eingesetzt haben, mir freilich immer noch nicht warm genug. Zugleich drohen Theatertage: Sudermann ist bereits Dienstag im Feld, Hauptmann folgt mutmaßlich binnen Kurzem [...]«²⁹

In einem Brief vom 4. November 1896 an Paul Schlenther scheint Fontane seine Begeisterung für *Fritzchen* etwas zurückgenommen oder wenigstens relativiert zu haben. Aus den fast gleichzeitigen Aufführungen von Sudermanns *Fritzchen* und Schnitzlers *Freiwild* schlußfolgerte er: »Schnitzler, so scheint es, wird für Sudermann verhängnißvoll, und auch Brahm wird es beklagen müssen, daß zwei Schlager auf denselben Nagel gerichtet sind. So rinnen zwei Erfolge wie zu einem zusammen.«³⁰

Am 12. Januar 1898 schrieb er an denselben Empfänger, fast mit schadenfroher Erwartung: »[...] »Johannes« steht ja nun vor der Tür. Einige tanzen wohl schon und ich bin neugierig, ob es ihm den Kopf kostet.«³¹

Eine sehr herbe und konsequente Kritik Fontanes an Sudermanns Werk, die bereits von Matthias³² herausgestellt wurde, findet sich in Fontanes Brief an seine Tochter vom 8. Oktober 1894 und betrifft die *Schmetterlingsschlacht*. Anknüpfend an zwei kleinere Kritiken, die er dem *Kleinen Journal* entnommen hatte und als »sehr witzig, sehr amüsant, sehr wahr« bezeichnet, fährt er fort:

»Sudermann, für den ich nicht viel übrig habe, tut mir leid; es ist furchtbar, so zerrissen zu werden. Aber ich vermag an solche Zerreißerei auch keinen Tadel zu knüpfen. Wie sollen kluge Leute, die die ganze Hohlheit und Geschraubtheit erkennen, wie sollen die solch Stück besprechen? Ernsthaft?

Das geht nicht; sowas ganz Verfehltes, an dem mit einem Male die bloß heraufgepuffte Unbedeutendheit klar wird, kann nicht feierlich und mit Würde behandelt werden. Es ist dies eine sehr wichtige Frage, welchen Ton die Kritik anzuschlagen hat. Ernsthafte Talente (wie Hauptmann) müssen ernsthaft behandelt werden, falsche Größen nicht.«

Im weiteren gibt Fontane seiner Befriedigung Ausdruck, daß sich seine Unterscheidung in *echt* und *unecht* bei der Beurteilung von Wildenbruchs Stücken als siegreich erwiesen habe, und setzt seinen Brief mit einem sehr krassen Urteil über Sudermann fort: »Sudermann, in Roman und Drama, war mir immer nur talentvoller Radaubruder. Das Publikum – jetzt ungerecht gegen ihn – streicht auch noch das Beiwort.«³³

Die Streichung des Attributes »talentvoll« seines Radaubraders schrieb er dem Publikum zu, das »jetzt ungerecht gegen ihn« war, wobei er doch wissen mußte, wie wankelmütig es sein konnte. Ist die Streichung des Beiwortes also ungerecht? Als erfahrener und zweifelsfrei kompetenter Theaterkritiker sollte er dem Publikum durchaus die Beurteilung des Radaus, nicht aber die des Talentbesitzes überlassen haben.

Hier kann Matthias' Einschätzung uneingeschränkt gefolgt werden: »Die Rigorosität dieses Urteils verwundert, trifft sie doch nicht nur das eine Stück [...]. Nach der strukturellen Anlage der sehr sorgfältig argumentierenden Wildenbruch-Kritiken zu urteilen, hätte Fontane als Kritiker Sudermanns Dramen zweifellos *weit differenzierter* beurteilt als in dieser privaten Aussage.«³⁴

Dies ist wohl wahr, er hätte es gekonnt. Nur: er hat es nicht getan.

Man mag dies bedauern und beklagen oder sogar verurteilen, er hat uns die wahren Beweggründe für seine diesbezügliche Zurückhaltung leider vorenthalten. Unbestritten bleibt, daß er von *Fritzchen* in *Morituri* entzückt, bewegt und hingerissen war, und daß er die *Schmetterlingsschlacht* für hohl und geschraubt, für etwas ganz Verfehltes, die »bloß heraufgepuffte Unbedeutendheit« hielt.

Zu Sudermanns Schauspiel *Das Glück im Winkel* (1896) sind in Fontanes Briefen keinerlei Bekenntnisse enthalten und damit seine Gedanken zu diesem Stück unbekannt.

Lediglich für Sudermanns *Heimat* (1893) war und ist es ungewiß, ob Fontane eine Theateraufführung dieses Dramas, das mit 3847 Aufführungen³⁵ das meistgespielte Stück Sudermanns war, erlebt hat.

Die nach der Erstaufführung in der *Vossischen Zeitung* am 8. und 9. Januar 1893 erschienene, von Richard Fellner³⁶ verfaßte Theaterkritik wird Theodor Fontane mit ziemlicher Sicherheit bekannt gewesen sein. Darin heißt es:

»Das Stück setzt mit großer poetischer Kraft als ernst entworfene soziale Dichtung ein, gleich ausgezeichnet durch die künstlerische Technik wie durch die vortreffliche Ausführung des Stimmungskolorits. Im dritten Akt werden die Effekte theatralischer, und der letzte Aufzug verliert sich in einem endlosen, zu überladener Peinlichkeit gesteigerten Zweikampf der beiden feindlichen Lebensanschauungen [...]. Diesen Kampf zwischen Entäußerung und Egoismus läßt der Dichter in einem schrillen Mißton endigen. [...] Im letzten Akt hält Magda [...] eine sehr komische Programmrede, in der sie verkündet, daß die Frauen und Mädchen, welche in irgend einem Erwerbszweig ihren Lebensunterhalt verdienen, das ›Recht auf freie Liebe‹ hätten. Seltsam, ich kenne nur einen einzigen Erwerbszweig, mit dem dies Recht verbunden ist.«

Wenn auch Fontane zu dem apostrophierten Erwerbszweig keine andere Auffassung gehabt haben dürfte, so muß doch mitgeteilt werden, daß im wörtlichen Text des Dramas nur von »Recht auf Liebe« die Rede ist, und daß Magda ihren Lebensunterhalt als Künstlerin verdient zu haben vorgibt. Das vierte Wort in dem zitierten Ausdruck hatte Fellner demnach *frei* erfunden.

Zu dem Werk selbst jedoch hat sich Fontane in einem Brief an Eugen Wolff³⁷ geäußert, in welchem er sich für die Übersendung einer Rezension³⁸ bedankt, die dieser kurz nach der Uraufführung³⁹ der *Heimat* geschrieben und an Fontane geschickt hatte.

Der Brief befindet sich im Besitz der Theatergeschichtlichen Sammlung des Instituts für Neuere Deutsche Literatur und Medien an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel und wird hier zum ersten Mal publiziert. Er hat folgenden Wortlaut:

Berlin 8. Febr. 93.
Potsd. Str. 134.c.

Hochgeehrter Herr.

Ergebensten Dank für Ihre Kritik über Sudermanns »Heimath«. Allem, was Sie über die S.schen Charaktere sagen, kann ich zustimmen (nichts ist echt) aber nicht so ganz Ihren Vorschlägen.⁴⁰ S. hat viel Aehnlichkeit mit Wildenbruch, nur daß dieser ein gut Stück glücklichere Naivetät mitbringt.

In vorzügl. Ergebenheit Th. Fontane.*

Der diesem Antwortschreiben voraufgegangene Brief⁴¹ Eugen Wolffs an Theodor Fontane war bisher nicht auffindbar, so daß wir leider nicht wissen, was Eugen Wolff über Sudermann zuvor an Theodor Fontane tatsächlich geschrieben hatte.

In der Kritik, die im Brief erwähnt wird, läßt Wolff kein gutes Haar an Sudermann: Mit der *Heimat* habe er sich endgültig aus der Zahl der ernstzu-

Dresden 8. Febr. 93.
 Puss. Nr. 134. c.

Hochgeachteter Herr.
 Empfangen Dank für
 Ihre Güte über
 die Sammel "Dienstag".
 Allem, was die
 über die D. / 4. u.
 Charaktere zeigen, kann
 ich nicht (nicht
 ist nicht) aber
 nicht so ganz ohne
 Dienstleistung. Die ist
 nicht (nicht) aber
 mit der. Ich bin,
 aber die. Ich bin
 Ihr
 Theodor Fontane

Abb. 2: Erste Seite des Briefes von Theodor Fontane an Eugen Wolff vom 8. Februar 1893

nehmenden Dichter ausgeschlossen. Das Schauspiel sei nicht nur negativ mangelhaft, sondern positiv fehlerhaft, ja müsse im ästhetischen Sinne direkt sündhaft genannt werden. Und die Künstlerin? Die Protagonistin Magda? Die einst verstoßene und nun wiedergekehrte Tochter, längst eine berühmte Sängerin geworden, werde nicht als ein Stern der Kunst, sondern als eine Kokotte gezeichnet. Ein streberhafter Regierungsrat werde zum lächerlich geduckten Popanz gemacht, ein Pfarrer erscheine voll schlichter Demut und reinsten Menschlichkeit, ohne jede kirchliche Regung. Und ein autoritärer Vater, ein unbemittelter, verabschiedeter Oberstleutnant, vermöge nicht die Ehre seines Hauses wiederherzustellen, sondern werde, als er die Tochter ihrer vermeintlichen Vergangenheit und ihres Ungehorsams wegen erschießen wolle, vom Schlagfluß dahingerafft. Aus Selbstsucht der Tochter würde auf die Waffe der Mutterliebe gegen den Vater und dadurch auf einen tragischen Ausgang in *natürlicher Sittlichkeit* verzichtet. Statt dessen mache Sudermann seine Figuren zu Sprachrohren feindlicher Prinzipien: der alten Autorität und des modernen Individualismus. Daß sich die Tochter mit ihrem in der Fremde erworbenen und erstarkten Selbstbewußtsein gegen die unbedingte väterliche Autorität widersetzt und behauptet, wird von Wolff ignoriert oder mißbilligt. Sudermann kokettiere mit dem Naturalismus, und gegen die Naturwahrheit seiner Gestalten werde mit ernsthafter Entschiedenheit protestiert. Soweit Eugen Wolff zur Charakterisierung der spielenden Personen. Der eigentliche Angriffspunkt seiner Polemik ist das Thema selbst. Bürgerlich-moralische und konservativ-politische Ansprüche werden literaturwissenschaftlich verbrämt und sollen die grundsätzliche Ablehnung der Sudermannschen Schauspiele begründen. Sudermann wird ein Faiseur, ein übler Macher, die *Heimat* ein Machwerk geschimpft. Szenische Mache ohne dramatische Charakterentwicklung sei es, äußere Rührseligkeit ohne Tragik.

Fontane, der in seinen Romanen selbst eher starke Frauenpersönlichkeiten gestaltet hat, ließ dies alles gelten und stimmte den Wolffschen Aussagen widerspruchslos und ohne weiteren Kommentar mit den tödlichen Worten zu: »nichts ist echt«. Schade und bedauerlich. Doch es gilt hier das Gleiche, wie für die Bewertung der *Schmetterlingsschlacht* in seinem Brief an Tochter Mete: er hat sich einer differenzierten Analyse sowohl der *Heimat* als auch der Wolffschen Rezension enthalten.

Wie grundsätzlich die Verurteilung Sudermanns durch Wolff war, läßt sich mit Hilfe des letzten Fontaneschen Briefes zu Sudermann verifizieren. Er wurde 1930 auf einer Auktion als Autograph Theodor Fontanes versteigert und muß heute als verschollen gelten. Sein voller Wortlaut und der Adressat sind nicht bekannt, es gibt lediglich den folgenden Eintrag des Auktionskatalogs:

»Fontane (Theodor), Dichter (1819–1898). Eig. B. m. U. Berlin, 24. April (18)96. 2 S. 8^o. Dankt für die Übersendung einer ›Geschichte der deutschen Literatur‹.

›Ich habe gleich neugierig darin geblättert und über einzelne Personen gelesen: Heyse, Spielhagen, Sudermann. An mir selbst bin ich noch vorübergegangen und habe nur eine *Jenny Treibel*-Stelle gestreift ...«⁴²

Unterstellt man, daß der Übersender der *Geschichte der deutschen Literatur* zugleich deren Autor war, so lassen die einschlägigen deutschen Bibliographien als einziges zutreffendes Werk die 1896 von Eugen Wolff geschriebene *Geschichte der Deutschen Literatur in der Gegenwart*⁴³ vermuten. Das Vorwort Eugen Wolffs zu seinem Buch ist mit dem 25. Februar 1896 datiert, und die zeitliche Nähe zu Fontanes Brief unterstützt diese Vermutung. Die in dem kurzen, wörtlich zitierten Briefteil genannten Personen, Heyse, Spielhagen und Sudermann, sowie die von ihm »nur gestreifte« *Jenny-Treibel*-Stelle sind vorhanden und lassen verstehen, daß Fontane »gleich neugierig darin geblättert« hat. So gesehen spricht alles dafür, daß dieses Dankschreiben an Eugen Wolff gerichtet war, und damit der bisher unbekannte Adressat ermittelt wäre.

Der Abschnitt über Sudermanns *Heimat* in Eugen Wolffs Buch steht der Polemik an Schärfe gegenüber der drei Jahren zuvor abgefaßten Rezension keineswegs nach. Der Stil ist zwischen Glosse und Schmähschrift angesiedelt: »Nun entdecken wir völlig des Dichters Herz: er ficht in Friedrich Nietzsches Reihen [...]. Der Grad von Individualismus, der da – wie die Heldin der ›Heimath‹ [...] – spricht: ›Ich bin ich!‹ ist crasser Egoismus. [...] Wir möchten der Zigeunermoral, welche die Sängerin in der ›Heimath‹ verkündet, denn doch das Recht bestreiten, sich als moderne Weltanschauung zu geben. Sittlich und religiös ist diese Ich-Lehre schon gar nicht. [...] Selbst der Charakter der Heldin beruht mehr auf Berechnung als auf Beobachtung [...]. Gerechnet, gerechnet, und falsch gerechnet!«⁴⁴

Nicht *wie* Sudermann seine Figuren für die Bühne zeichnet und agieren läßt, findet die Mißbilligung Wolffs, sondern *daß* er es überhaupt tut. Fontane, der in seinen Werken eher feinste Beobachtungen vermitteln als grobschlächtige Belehrungen erteilen wollte, dürfte, ohne sich auf eine detaillierte Erörterung einlassen zu wollen, dieser erschlagenden Kritik Eugen Wolffs kaum etwas entgegengesetzt haben können.

Franz Mehring hat in seiner Rezension der *Heimat*, die 1893 in der *Neuen Zeit* erschienen war, die Sache auf den Punkt gebracht: »Sudermanns Schauspiel ›Heimat‹ steht beträchtlich über dem Alltagskram der bürgerlichen Theaterproduktion. [...] Sudermann ist ein Stück Poet und daneben auch ein Stück klugen Rechners; er weiß sich mit ziemlicher Sicherheit auf der mit-

unter etwas schmalen Grenzscheide dessen zu bewegen, was sich die Bourgeoisie eben noch, und dessen, was sie sich nicht mehr bieten läßt.«⁴⁵ Eugen Wolff hatte es sich offenbar nicht mehr bieten lassen.

Soweit es die Briefe Fontanes erkennen lassen, hatte er ein ambivalentes Verhältnis zu Sudermann und seinen Werken. Seine Ansichten reichen von der leidenschaftlichen Begeisterung für *Fritzchen*, die »glänzende Leistung, ein vollkommenes Meisterstück, dergleichen wird nur selten geschrieben«, bis zur unversöhnlichen Ablehnung der von »Hohlheit und Geschraubtheit« erfüllten *Schmetterlingsschlacht* oder der vernichtenden Bemerkung zur *Heimat*: »nichts ist echt«. Er hatte nicht viel für ihn übrig, diesen »talentvollen Radaubruder« und empfand trotzdem Mitleid mit ihm, von der Kritik so verrissen zu werden. Dazwischen liegen meist kurze, neutrale, vielfach nur zustimmende oder beipflichtende Erklärungen zu positiven oder auch negativen Meinungen anderer Zeitgenossen, ohne eigene Auffassungen dagegenzusetzen. Mit anderen Worten: Fontane war in seinen Briefen in der Beurteilung Sudermanns mal mild, mal streng, mal selbst ein bißchen wankelmütig, und hat ihn nur mit wenig Wohlwollen bedacht. In den meisten Briefen hat er die Gründe für seine Haltung nur angedeutet oder ganz verschwiegen. Auf Spekulationen über seine Motive sollte deshalb besser verzichtet werden.

Was schließlich die Meinung Hermann Sudermanns über Theodor Fontane anbelangt, so sind die bisher bekannt gewordenen Zeugnisse wesentlich spärlicher gesät als die Fontaneschen. Ein Brief und ein Tagebucheintrag, das ist alles, was auffindbar war. Doch beides zeigt, daß er ihn gemocht haben muß, den alten Fontane. Von einem Aufenthalt in Rom schrieb er am 15. Februar 1898 an seine Frau Clara:

»Ich lebe in mich hinein, wie ich's lange nicht getan habe. Mir wird manchmal bange vor der zunehmenden Schwere und Weichheit meines Wesens. Wenn es nur nicht Weichlichkeit würde. Jedes Stück Phantasie empfinde ich wie Leben. Ich sitze über Fontanes Gedichten und lebe jede seiner Balladen wie etwas, was mir selbst passiert ist, durch. Schaffe sie für uns an, es sind Wunderwerke dabei! Noch ist kein Buch angekommen, ich lebe von Gepumptem. Und als ich Fontanes Gedichte aufmache, denke Dir, was ich als Widmung finde: Seiner teuern Schwester Hede⁴⁶ zur Erinnerung an den glückseligen 27. November 1889.⁴⁷ Hermann Sudermann. Wie ein Gespenst standen die längst vergessenen Zeilen vor mir. Erst mühsam mußte ich mir rekonstruieren, was das für ein glückseliger Tag gewesen war. Der Tag der »Ehre«. Ich muß es ihr also in den drei Tagen zwischen Premiere und Operation gestiftet haben.«⁴⁸

Mit seinem Freund Ludwig Fulda war Sudermann zur Beisetzung Fontanes gekommen. In seinem Tagebuch schrieb er dazu am 24. September 1898:

»Den 24. Vormittags Theodor Fontanes Begräbniß. Das Glück, das dieses Mannes Weg beschienen hat, bleibt ihm auch auf seinem letzten Gange treu. Des Todes Stachel scheint verwunden, alles in lächelnder Wehmuth aufgelöst, der Himmel selbst hat eine feine, stille Fontanestimmung angelegt. Mit Fulda gemeinsam heim. Wer die litterarische Gemeinde an diesem Grabe einträchtiglich bei einander sah, der ahnte nicht den wilden, mißgünstigen Hader, der sie zerfleischt. Mit F[ontane] die letzte allversöhnende Erscheinung dahingegangen, jetzt giebt es nur noch Todfeinde und Cliquen.«⁴⁹

Anmerkungen

- 1 THEODOR FONTANE: *Blankensee*. In: GBA *Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Vierter Teil: Spreeland*, S. 412.
- 2 IRMGARD LEUX (Hrsg.): *Briefe Hermann Sudermanns an seine Frau (1891–1924)*. Stuttgart und Berlin 1932, S. 286. Brief vom 25. Mai 1915.
- 3 Hede Sudermann war Hermann Sudermanns einzige leibliche Tochter. Die anderen zur Familie gehörenden Kinder Ilse, Rolf und Witte stammten aus der ersten Ehe seiner Frau Clara Lauckner, geb. Schulz (1861–1924).
- 4 THEODOR FONTANE: *Gerhart Hauptmann. Vor Sonnenaufgang*. In: *Die Saison hat glänzend begonnen. Theaterkritiken*. Hrsg. von PETER GOLDAMMER. Berlin 1998, S. 165–171, hier S. 165.
- 5 Den bedeutendsten Einfluß auf die negative Bewertung von Sudermanns Werk hatte zweifellos Alfred Kerr. Von nahezu krankhaftem Ehrgeiz besessen, versuchte er die Kritik neben Lyrik, Prosa und Dramatik als vierte literarische Kunstrichtung zu etablieren und sich selbst als den erwählten Kritiker darzustellen, der über literarische Werte zu befinden hätte. Er machte Sudermann und dessen Dramen zur Zielscheibe seiner Angriffe und überzog ihn mit Spott und Hohn. Reich-Ranicki schrieb in *Die Anwälte der Literatur* (Stuttgart 1994, S. 130) über Kerr: »Noch Jahrzehnte nach seinem Tod bezeichnete ihn Rolf Hochhuth als den »meistkorrumpierten Theaterparasiten, der je in Deutschland Existenzen auslöschte«, [...]. Man nannte ihn den schädlichsten und gefährlichsten, den boshaftesten und eitelsten aller Kritiker.«
- 6 KLAUS MATTHIAS: *Kerr und die Folgen. Analyse der Sudermann-Kritik als Perspektive einer Neubewertung seiner Dramen*. In: WALTER T. RIX (Hrsg.): *Hermann Sudermann. Werk und Wirkung*. Würzburg 1980, S. 31–86.
- 7 In der Korrespondenzliste Sudermanns in den Nachlaßsammlungen des Deutschen Literaturarchivs in Marbach kommt Theodor Fontane als Absender oder Empfänger nicht vor. Auch im Verzeichnis der Briefe Fontanes (HBV) ist Hermann Sudermann als Briefempfänger nicht aufgeführt. In dem zugehörigen Register der erwähnten Personen und ihrer Werke jedoch sind 10 Briefe

- zur Person Sudermanns und 11 Briefe zu seinen Werken verzeichnet, darunter 5 an Fontanes Tochter Martha und 16 an Freunde oder bekannte Zeitgenossen.
- 8 Paul Schlenther (1854–1916) war von 1886 bis 1898 Theaterleiter und Kritiker als Kollege bzw. Nachfolger Fontanes bei der *Vossischen Zeitung*. Von 1898 bis 1910 wirkte er als Direktor des Wiener Burgtheaters. 1889 gründete er gemeinsam mit Otto Brahm unter anderem die *Freie Bühne*.
- 9 *Morituri*: Drei Einakter von SUDERMANN: 1. *Teja*, 2. *Fritzchen*, 3. *Das Ewig-Männliche*. Die Uraufführung fand am 3. Oktober 1896 im Deutschen Theater statt.
- 10 HFA IV/4, S. 600.
- 11 Ebd.
- 12 Ebd., S. 602.
- 13 THEODOR FONTANE: *Drei Briefe an Otto Brahm*. Hrsg. von JOACHIM KRUEGER. In: *Fontane Blätter* 40 (1985), S. 127 f.
- 14 Die Tagebücher Sudermanns, von 1885 bis 1928 geführt, umfassen 10 Bände mit circa 4000 Seiten und befinden sich unter seinem Nachlaß im *Deutschen Literaturarchiv in Marbach*. Sie enthalten größere Eintragungslücken bis zu 14 Monaten, unter anderem von August 1896 bis Oktober 1897. Sudermann hat testamentarisch verfügt, daß seine Tagebücher nicht geschlossen veröffentlicht werden dürfen.
- 15 HANS-HEINRICH REUTER (Hrsg.): *Theodor Fontane. Briefe an Julius Rodenberg. Eine Dokumentation*. Berlin und Weimar, S. 284 ff.
- 16 HFA IV/4, S. 23.
- 17 Prop II, S. 163 f.
- 18 KURT SCHREINERT (Hrsg.): *Theodor Fontane: Briefe an Georg Friedlaender*. Heidelberg 1954, S. 237.
- 19 Ebd., S. 269.
- 20 ERNST HEILBORN. *Unveröffentlichte Briefe von Theodor Fontane. Das Literarische Echo* 22 (1919) 6, S. 332–340, 4. Brief, Sp. 334.
- 21 Im Theodor-Fontane-Archiv wird noch heute ein solcher Fächer aufbewahrt, der 1896 für den Ball des Vereins Berliner Presse angefertigt wurde. Er trägt die Verse Fontanes; die künstlerische Gestaltung stammt allerdings nicht von Adolph Menzel, sondern von Julius Ehrentraut. Eine Abbildung des Fächers findet sich in *Fontane und sein Jahrhundert*. Berlin 1998, S. 171.
- 22 HFA IV/4, S. 512.
- 23 Ebd., S. 106.
- 24 *Die Briefe Theodor Fontanes an Fritz Mauthner. Ein Beitrag zum literarischen Leben Berlins in den 80er und 90er Jahren des 19. Jahrhunderts*. Herausgegeben, eingeleitet und kommentiert von FREDERICK BETZ und JÖRG THUNECKE. In: *Fontane Blätter* 43 (1985), S. 13 f.

- 25 HFA IV/4, S. 701.
- 26 Anna Fischer war Hausmädchen bei Fontanes, ihre Cousine Ida arbeitete als Angestellte bei Sternheims. Schon einmal, zu Weihnachten 1896, schrieb Fontane an Mete: »Besprich doch, wenn es Dir passend scheint, mit unsrer theuren Frau Sternheim einen Festtagstheaterabend (eventuell dritter, vierter, fünfter Feiertag) für Ida und Anna. Natürlich ›Versunkene Glocke‹; sie müssen doch was davon haben, daß sie mit zur Literatur gehören. [...] Denn nachdem Schlenther gesprochen, ist es interessant, auch Ida und Anna zu hören.« In: REGINA DIETERLE (Hrsg.): *Theodor Fontane und Martha Fontane. Ein Familienbriefnetz*. Berlin und New York 2002, S. 493. Brief 307 vom 20. Dezember 1896.
- 27 Prop II, S. 160 f.
- 28 Wie Anm. 24, S. 12.
- 29 BERNHARD ZAND: *Fontane und Friedrich Stephany. Vierzehn unveröffentlichte Briefe Fontanes aus den Jahren 1883 bis 1898*. In: *Fontane Blätter* 59 (1995), S. 28. Gemeint waren SÜDERMANN'S *Morituri* und HAUPTMANN'S *Die versunkene Glocke*.
- 30 HFA IV/4, S. 607.
- 31 Ebd., S. 688.
- 32 KLAUS MATHIAS, wie Anm. 6, S. 35.
- 33 HFA IV/4, S. 390.
- 34 KLAUS MATTHIAS, wie Anm. 6, S. 35
- 35 JEAN-PAUL M. MANNENS: *Die Aufnahme der dramatischen Werke Hermann Sudermanns. Eine Untersuchung seines theatralischen Erfolgs*. Utrecht, Phil. Diss. 1976.
- 36 Die in den Morgenausgaben der *Vossischen Zeitung* vom 8. und 9. Januar 1893 erschienenen Rezensionen sind mit R. F. signiert und wurden vermutlich von dem damaligen Theaterreferenten dieser Zeitung, RICHARD FELLNER, verfaßt.
- 37 EUGEN WOLFF (1863–1929). Germanist und Literaturhistoriker, 1888–1896 Privatdozent und 1896–1904 außerordentlicher Professor an der Universität Kiel. 1912 Gründer des Literaturwissenschaftlichen Instituts und 1924 der Theatergeschichtlichen Sammlung sowie des Theatermuseums in Kiel. 1887 Mitbegründer der literarischen Vereinigung *Durch!*, 1912 des *Deutschen Germanistenverbandes*, 1918 der *Wissenschaftlichen Gesellschaft für Literatur und Theater*.
- 38 EUGEN WOLFF: *Rezension von Sudermanns Schauspiel Heimat*. In: *Der Kunstwart. Rundschau über alle Gebiete des Schönen*. 6. Jg. 8. Stück (1893), Zweites Januar-Heft, S. 117–119. [Erschienen in der Mitte des Monats Januar]
- 39 Die Uraufführung fand am 7. Januar 1893 im Berliner Lessingtheater statt.
- 40 Welche im zweiten Satz erwähnten Vorschläge zu Sudermann und Wildenbruch gemeint waren, konnte nicht geklärt werden.

- 41 Weder das Theodor-Fontane-Archiv in Potsdam, das Deutsche Literaturarchiv in Marbach, das Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar, noch die Theatergeschichtliche Sammlung am Institut für Neuere Deutsche Literatur und Medien der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel verzeichnen diesen Brief in ihren Handschriftenkatalogen oder Korrespondenzregistern.
- 42 Der am 24. April 1896 an einen unbekanntes Adressaten gerichtete Brief wurde 1930 von dem Berliner Antiquariat Leo Liepmannssohn als Autograph (Eigenhändiger Brief mit Unterschrift) im Versteigerungskatalog 59, Nr. 543 angeboten. Der Brief selbst gilt als verschollen, und auch ein möglicher Ersteigerer ist unbekannt.
- 43 EUGEN WOLFF: *Geschichte der Deutschen Literatur in der Gegenwart*. Leipzig 1896.
- 44 Ebd., S. 75 ff.
- 45 FRANZ MEHRING: *Zur Literaturgeschichte. Von Hebbel bis Gorki*. Berlin 1929, S. 111–114.
- 46 Sudermann war der älteste von vier Brüdern und hatte keine leibliche Schwester. Gemeint ist Sudermanns Bekannte, enge Vertraute und Nennschwester Hede Hilgers. Sie ist kurz nach ihrer Operation noch 1889 verstorben. Hede Hilgers hat Sudermanns Tochter ihren Vornamen gegeben. Vgl. Anm. 3.
- 47 Am 27. November 1889 fand die Uraufführung des Dramas *Die Ehre* statt.
- 48 IRMGARD LEUX, wie Anm. 2, S. 121.
- 49 HERMANN SUDERMANN: *Tagebücher*. II. Journal, S. 94–95. Deutsches Literaturarchiv Marbach, Cotta-Archiv (Stiftung der Stuttgarter Zeitung), Nachlaß Sudermann.

* Der Theatergeschichtlichen Sammlung am Institut für Neuere Deutsche Literatur und Medien der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel wird für die Erlaubnis gedankt, den Brief Theodor Fontanes an Eugen Wolff unter Verwendung einer im Fontane-Archiv Potsdam vorhandenen Kopie des in Kiel zur Zeit vermißten Originals veröffentlichen zu dürfen.

Literaturgeschichtliches Interpretation Kontexte

Die literaturgeschichtliche Interpretation des Textes ist ein zentraler Bestandteil der literaturwissenschaftlichen Arbeit. Sie zielt darauf ab, den Text in seinen historischen, kulturellen und literarischen Kontexten zu verorten und zu verstehen. Dies geschieht durch die Analyse der Textstruktur, der Sprache und der Darstellungsformen, um die Absichten des Autors und die Wirkung des Textes auf den Leser zu entschlüsseln.

Ein zentraler Aspekt der literaturgeschichtlichen Interpretation ist die Berücksichtigung der literarischen Traditionen und Genres. Die Kenntnis dieser Traditionen ermöglicht es, die Besonderheiten eines Textes zu erkennen und zu bewerten. Zudem ist die Analyse der literarischen Kontexte, wie die literarische Produktion, die Rezeption und die Wirkungsgeschichte, von großer Bedeutung.

Die literaturgeschichtliche Interpretation ist ein interdisziplinäres Feld, das die Erkenntnisse der Literaturwissenschaft mit denen der Geschichte, der Soziologie und der Kulturwissenschaften verbindet. Durch diese interdisziplinäre Zusammenarbeit können die komplexen Zusammenhänge zwischen Text und Kontext besser verstanden werden.

In der literaturgeschichtlichen Interpretation spielen die Methoden der Textanalyse eine zentrale Rolle. Dazu gehören die Analyse der Textstruktur, der Sprache und der Darstellungsformen, die Analyse der literarischen Kontexte und die Analyse der Rezeption und Wirkungsgeschichte. Diese Methoden ermöglichen es, den Text in seinen Kontexten zu verorten und zu verstehen.

Die literaturgeschichtliche Interpretation ist ein zentraler Bestandteil der literaturwissenschaftlichen Arbeit. Sie zielt darauf ab, den Text in seinen historischen, kulturellen und literarischen Kontexten zu verorten und zu verstehen. Dies geschieht durch die Analyse der Textstruktur, der Sprache und der Darstellungsformen, um die Absichten des Autors und die Wirkung des Textes auf den Leser zu entschlüsseln.

Lektürespuren. Anthony Trollopes *Barchester Towers* und Theodor Fontanes *Der Stechlin*

HANS-CHRISTOPH SCHRÖDER

I.

Theodor Fontane war unter den deutschsprachigen Autoren seiner Zeit ein vergleichsweise weltläufiger Schriftsteller. Besonders die englischen Verhältnisse sind ihm, wie fast jeder seiner Romane belegt, aufgrund seiner Engländeraufenthalte sowie seiner journalistischen Tätigkeit für die preußische Regierung und die *Kreuzzeitung* vertraut gewesen. Auch über andere Länder hielt er sich vor allem durch intensive Zeitungslektüre auf dem laufenden. Weniger kenntnisreich war Fontane jedoch in bezug auf die zeitgenössische internationale Literatur. Hugo Aust ist sogar so weit gegangen, über ihn zu sagen: »Für einen Romancier von europäischem Format scheint er eine Reihe von wichtigen ›Lektionen‹ versäumt zu haben.« Von Stendhal, Balzac, Flaubert, Dostojewski finde sich bei ihm keine Spur. Auch fehle trotz seines Lobes auf Tolstoi jeder Anhaltspunkt dafür, daß Fontane *Krieg und Frieden* oder *Anna Karenina* gelesen habe.¹ Fontane hat selbst den Hauptgrund für seine sehr lückenhafte Literaturkenntnis genannt. In einem 1869 geschriebenen Brief an die Stiftsdame Mathilde von Rohr, die wegen ihrer Kontakte zu Adelskreisen für ihn wichtig war, stellte er fest: »Sie wissen, ich lese eigentlich nur Bücher, die mir bei der Arbeit, die ich vorhabe, direkt dienen müssen.«²

Dennoch überrascht es angesichts seines starken Interesses an England, daß Fontane selbst von der englischen Romanliteratur seiner Zeit offenbar nur sehr unvollständig Kenntnis genommen hat.³ Von Thackeray, den er oft lobte, hat er stets nur *Vanity Fair* erwähnt.⁴ Über die »Romane der Elliot (sic!)« äußerte sich Fontane in einem Brief an seine Frau aus dem Jahr 1862 zwar insgesamt positiv; er blieb aber sehr allgemein, ohne einzelne Titel oder Romanfiguren zu nennen.⁵ In einem 1870 geschriebenen Brief an seine Schwester Lischen, in dem er auf deren Frage nach George Eliot und ihr

Verhältnis zu »Mr. Lewis (sic!)« einging, gab er nur Klatsch wieder.⁶ Für Elizabeth Gaskell finden sich bei Fontane keinerlei Rezeptionsbelege. Dasselbe gilt in bezug auf Anthony Trollope, der vor allem in den 1860er Jahren ein in England ungemein populärer Romanautor war und auch in anderen Ländern durchaus zur Kenntnis genommen wurde. Leo Tolstoi las Trollopes *The Bertrams* 1865, als er *Krieg und Frieden* schrieb, und war von dem Roman geradezu überwältigt.⁷

Im Fall Trollopes scheint jedoch, obwohl dessen Name im Werk Fontanes nicht vorkommt,⁸ eine bislang übersehene Kenntnisnahme und sogar ein Einfluß vorzuliegen. Fontane hat den erstmals 1857 veröffentlichten Roman *Barchester Towers*, der als zweiter Band einer in der imaginären Grafschaft Bassetshire angesiedelten sechsbändigen Romanserie Anthony Trollopes noch vor dessen Durchbruch zum Erfolgsschriftsteller erschien, offenbar gekannt.⁹ Er hat ihn – so die These des folgenden Beitrags zum Thema der Intertextualität – gelesen und daraus manches für Struktur, Handlung und Figurenzeichnung seines letzten Romans *Der Stechlin* übernommen.

II.

Als erstes lassen sich einige grundsätzliche Berührungspunkte zwischen den beiden Romanen feststellen. So verbindet sie die überwiegend positive Darstellung traditioneller, lokal verwurzelter adliger Grundherren. In *Barchester Towers* ebenso wie im *Stechlin* findet sich ferner unverhohlene Kritik an jener Art von wichtigtuerisch-bevormundender Frömmerei, die uns in dem Roman Trollopes speziell in der Form der Sonntagsheiligung entgegentritt. Gemeinsam ist den beiden Romanen außerdem das Thema des Eindringens der Außenwelt in die Provinz. Sie vermitteln das Bewußtsein des Zusammenhangs der in ihnen dargestellten Landstriche mit einem größeren Ganzen. In *Barchester Towers* wird dieses Bewußtsein durch die negativ beurteilte Aktivität einer die Konservativen ablösenden Whigregierung in London erzeugt, die der »low church« nahesteht und die bis dahin dominierende »high church«-Richtung der anglikanischen Staatskirche in Bassetshire vorübergehend verunsichert. Im *Stechlin* sind es der Sohn des adligen Grundherrn sowie die über ihn hergestellten Beziehungen zu Vertretern von Militär, Verwaltung und Diplomatie, die den Zusammenhang mit der Metropole – und darüber hinaus zum Teil mit England – herstellen. Vor allem aber ist es der Stechlinsee, der in einer wahrhaft umfassenden Weise Weltverbundenheit symbolisiert. Ein gemeinsames Grundmotiv der beiden Romane bildet schließlich auch die Auseinandersetzung mit dem Problem des Alten und des Neuen, die allerdings im *Stechlin* ungleich reflektierter ist und mehr aufs Grundsätzliche zielt als in *Barchester Towers*. Auch erfolgt eine sehr

unterschiedliche Bewertung. Von Trollope wird das Neue uneingeschränkt kritisch beurteilt. Fontane dagegen läßt seinen Pastor Lorenzen den wohl auch als eigenes Bekenntnis zu verstehenden Grundsatz aussprechen: »mit dem Alten, soweit es irgend geht, und mit dem Neuen nur, soweit es muß« (Kap. 3).

Die bisher genannten allgemeinen Übereinstimmungen würden allein noch keineswegs die Vermutung nahelegen, Fontane habe Trollopes *Barchester Towers* gelesen und sei von dem Buch beeinflusst worden.¹⁰ Es ist vielmehr die Duplizität spezifischer Details, die eine solche Schlußfolgerung zwingend erscheinen läßt. Unter diesen springt als erstes die Tatsache ins Auge, daß in beiden Romanen ein ältliches Geschwisterpaar eine wichtige (bei Fontane zentrale, bei Trollope etwas weniger herausragende) Rolle spielt und daß sich diese beiden Geschwisterpaare auffallend ähneln. In beiden Fällen entstammen sie einer alteingesessenen Adelsfamilie und haben die Männer archaische Vornamen, die das stolze Bewußtsein ihrer Träger signalisieren, mit ihren Ahnen lange vor den regierenden Herrscherhäusern im Land gewesen zu sein. Auch verkörpert der Junggeselle Wilfred Thorne of Ullathorne ebenso wie der schon seit langem verwitwete Dubslav von Stechlin den Typus des charaktervollen Exzentrikers. Thorne ist ein adelsstolzer aber keineswegs arroganter Angehöriger der Gentry, der den von Trollope stets gerügten Opportunismus der Tories nicht mitmacht und durch den Abfall der Konservativen vom Protektionismus im Jahr 1846 tief getroffen wurde. Aus Protest dagegen gab er sogar eine Zeitlang die geliebte Fuchsjagd auf. Er hätte es »als Tory und Märtyrer« mannhaft ertragen, wenn die Whigs allein den Freihandel eingeführt hätten. Aber das Apostatentum der Männer, denen er vertraut hatte, ließ ihn zu der Ansicht gelangen, daß die Politik in England für Gentlemen nicht länger mehr in Betracht komme (Kap. 22). Nach zwei oder drei Jahren war er jedoch etwas ruhiger und weniger bitter geworden. Er tröstete sich jetzt damit, daß er und seinesgleichen die wahre Gesinnung eines Tory aufrechterhielten und weitergaben.

In seinen Absonderlichkeiten und besonders in seiner Vorliebe für vergangene Zeiten gleicht Wilfred Thorne dem alten Stechlin. Er weist sich durch die Lektüre Robert Burtons und Montaignes sowie den Besitz der kompletten Jahrgänge des *Idler*, *Spectator*, *Tatler* und *Rambler* als ein Mann der Vergangenheit aus. Besonders eng ist er dem England des 18. Jahrhunderts verhaftet,¹¹ so wie Dubslav von Stechlin mit dem Preußen des Soldatenkönigs bzw. Friedrich II. verbunden ist und für sein dürftiges Schloßmuseum Wetterfahnen aus dieser Zeit sammelt. Lebte er doch, wie es gleich zu Beginn des Romans heißt, seit dem fast drei Jahrzehnte zurückliegenden Tod seiner Frau »comme philosophe« nach dem Wort und Vorbild des großen

Königs, zu dem er jederzeit bewundernd aufblickte« (Kap. 1). In der mit Exzentrik gepaarten Rückwärtsgewandtheit erschöpft sich jedoch nicht das diesen beiden Adligen Gemeinsame. Es verbindet sie auch eine tiefe Menschlichkeit, die mit ihren nicht selten reaktionären Ansichten versöhnt. Wilfred Thorne gehört (gleich vielen anderen positiv gezeichneten Squires in Trollopes Romanen) wie Fontanes Dubslav von Stechlin zu den »verfeinerten liebenswerten und originellen Gestalten einer alten Herrenwelt«. ¹² Beide lehnen es ab, das »goldene Kalb« anzubeten und alles dem Profitmotiv unterzuordnen. Beide besitzen, was Pastor Lorenzen in seiner Trauerrede auf Dubslav hervorhebt: »ein Herz«, Güte und kindliche Züge (Kap. 43).

Miss Monica Thorne, die mit Wilfred Thorne zusammenlebt, ist noch rückwärtsgewandter als ihr Bruder. Trollope bezeichnet sie als eine »wandelnde Karikatur all seiner Schwächen« (Kap. 12) und nennt die Genealogie »ihre bevorzugte Verrücktheit« (Kap. 22). Mit der Wahlrechtsreform von 1832 hat sie sich noch nicht abgefunden. Die Einführung der christlichen Religion ist die letzte Neuerung, die ihre Billigung findet; »das liebe gute alte Geschöpf war immer froh, zu irgend etwas zurückkehren zu können« (Kap. 22). Dabei ist sie an einer sehr viel weiter zurückliegenden Zeit orientiert als ihr Bruder. Während des großen, ihre »hospitality« demonstrierenden öffentlichen Festes, das die beiden geben und bei dem sie die treibende Kraft ist, werden nur Spiele gespielt, die mindestens aus der Zeit Elisabeths stammen. Am liebsten hätte Miss Thorne auch etwas Turnierartiges dabei gehabt; aber, wie sie ihrem Bruder erklärt: »man hatte das versucht, und die Zeit hatte sich früheren Zeiten gegenüber als zu eindeutig unterlegen erwiesen, um ein solches Spiel möglich zu machen« (Kap. 33). ¹³ Immerhin will sie auf dem von ihnen veranstalteten Fest zum Lanzenstechen zurückkehren, was jedoch selbst Wilfred Thorne zu weit geht.

Es ist in erster Linie die Rolle der Schwester als einer reaktionär zugespitzten Version des Bruders, die Trollopes und Fontanes Geschwisterpaare so ähnlich macht. Diese Ähnlichkeit wird allerdings verdeckt, wenn man den alten Stechlin, wie es oft geschieht, von seiner Schwester allzu weit abrückt und nur die Unterschiede zwischen ihnen sieht. Hält man sich dagegen an Fontanes Text, berücksichtigt man auch die bornierten Züge im Denken und Handeln des Protagonisten, erkennt man die geistige Verwandtschaft von Dubslav und Adelheid von Stechlin, ¹⁴ dann ist ihre Nähe zu Wilfred und Monica Thorne of Ullathorne nicht zu übersehen. Der Satz, mit dem Dubslav seine Halbschwester charakterisiert, hätte auch von Wilfred Thorne an seine Schwester gerichtet sein können: »Ich gelte schon für leidlich altmodisch, aber du, du bist ja geradezu petrefakt« (Kap. 31). Er hat ihn allerdings nicht gesagt, weil – und hier besteht freilich ein großer Unterschied

zwischen den beiden Geschwisterpaaren – die überaus gütige Monica Thorne ein sanftes Naturell hat und das Verhältnis zwischen den Geschwistern liebevoll-harmonisch ist. Das einzige Mal, wo Wilfred Thorne seine Schwester (im Zusammenhang mit ihrem Wunsch nach dem Lanzenstechen) etwas barsch behandelt, tut es ihm schon unmittelbar darauf wieder leid (Kap. 25). Wie anders ist dagegen die Beziehung zwischen Adelheid und Dubslav, der eigens die Enkelin der Buschen mit ihren aufreizenden, rot-revolutionären Strümpfen ins Haus holt, um die sich während seiner Krankheit bei ihm einnistende Schwester wieder zu vertreiben! Dabei verwundert es keineswegs, daß Adelheid von Stechlin für ihren Bruder so schwer zu ertragen ist. Sind doch, obwohl beide Frauen über eigenes Vermögen verfügen, Selbstbewußtsein und Selbständigkeit der über das Damenstift Kloster Wutz herrschenden Domina ungleich größer als es bei der zu ihrem zehn Jahre jüngeren Bruder aufblickenden Monica Thorne der Fall ist. Diese folgt dem Grundsatz, daß man dem Oberhaupt der Familie in seinem eigenen Haus niemals widersprechen darf (Kap. 35).¹⁵

III.

Weicht die Charakterisierung der beiden Schwestern bei Trollope und Fontane in bezug auf menschliche Wärme, Güte und Selbstbewußtsein stark voneinander ab, so stößt man dafür andererseits auf zwei weitere weibliche Figuren, die sich in wesentlichen Punkten auffallend ähneln. In *Barchester Towers* ebenso wie im *Stechlin* begegnen wir einer nicht mehr ganz jungen Frau, die auf Männer eine überaus verführerische Wirkung ausübt und doch selbst auf eigentümliche Weise distanziert bleibt. Beide Frauen verkörpern gleichermaßen Wärme und Kälte, Koketterie und Entrücktheit, Verführungsmacht und Desinteresse am Mann. (Auch findet man bei beiden residuale Indizien, die eine anarchisch-destruktive Komponente des Elementaren erkennen lassen.) Es ist das alte Melusinenmotiv, das uns in ihrer Gestalt entgegentritt.

In dem Roman Trollopes handelt es sich bei dieser Melusinenfigur um Madeline Neroni.¹⁶ Sie ist die jüngere Tochter von Dr. Vesey Stanhope, der die Einkünfte aus drei Pfarren in Bassetshire bezieht, aber mit Ehefrau und drei erwachsenen Kindern seit langem in Italien lebt, wo er es sich bei gutem Wein und Essen wohl sein läßt und Schmetterlinge sammelt. Nur die Einsetzung eines neuen Bischofs und die im Zusammenhang damit an ihn ergangene Aufforderung, sich wieder einmal unter seinen Pfarrkindern sehen zu lassen, haben ihn zu einer vorübergehenden Rückkehr nach England bewegen können. Von Madeline Neroni heißt es, sie habe die Herzen eines Dutzend von Kavalieren gebrochen, ohne in dem ihren auch nur einmal

berührt worden zu sein. Ihre Augen, so lesen wir, drückten Intelligenz, Witz und »das Feuer der Leidenschaft«, aber keine Liebe aus. Statt dessen habe man in ihnen Grausamkeit, Mut, Machtstreben, Schläue und den Wunsch, Unheil zu stiften, erkennen können. Der anhaltend-unbefangene Blick, mit dem sie ihre Bewunderer ansah, sei in seiner Wirkung auf diese zugleich faszinierend und erschreckend gewesen (Kap. 9). Trollope vergleicht Madeline mit einer Spinne, die nicht leben kann, ohne Fliegen zu fangen: Einen Mann zu ihren Füßen zu haben, war die einzige »gewöhnheitsmäßige Erregung«, die ihr das Leben bot, und sie genoß die damit verbundene Machtausübung (Kap. 27). Dennoch erscheint sie nicht als gänzlich gefühllos. Ihre Selbstgenügsamkeit, die sich mit der Vergewisserung ihrer Anziehungskraft zufrieden gab, läßt sie sogar die Ehe zwischen einem ihrer Verehrer und einer jungen Witwe anbahnen.

Während es in *Barchester Towers* unklar bleibt, ob Trollope das Melusinenmotiv bewußt aufgenommen hat, kann daran in bezug auf den *Stechlin* kein Zweifel bestehen. Die auf eine altfranzösische Sage zurückgehende Vorstellung eines verführerischen, mit den Elementen Land und Wasser gleichermaßen verbundenen weiblichen Wesens hatte Fontane schon lange beschäftigt.¹⁷ Der 1882 geschriebene Entwurf *Oceane von Parceval* zeigt, daß er sie sogar in das Zentrum eines Romans oder einer Novelle stellen wollte. Auch im *Stechlin* ist die Melusinenfigur, die hier sogar den Namen Melusine trägt und die ältere Tochter des verwitweten Grafen Barby sowie am Ende des Romans die Schwägerin Woldemar von Stechlins ist, wichtig. Allerdings hat sie jetzt die ursprüngliche, balladesk-mythische Form weitgehend abgestreift und eine ganz überwiegend menschlich-rationale Gestalt angenommen.¹⁸ Es ist vor allem ihr Name, der Assoziationen weckt und Czako zu der Äußerung veranlaßt, das lasse »tief blicken« (Kap. 10). Eine vage Verbindung zum Wasser wird nur noch durch den Stechlinsee sowie vor allem den Widerspruch Melusines gegen den Vorschlag hergestellt, sein Eis aufzuschlagen und solcherart ins Elementare einzugreifen. Das Moment des Verführerischen bleibt allerdings bei Melusine von Barby ungeschmälert erhalten, die den alten Dubslav ebenso bestrickt wie Madeline Neroni den eingefleischten Junggesellen Wilfred Thorne in *Barchester Towers*. Es provoziert Adelheid von Stechlin zu der Feststellung: »Ich habe so was von Koketterie noch nicht gesehen« (Kap. 31). Auch ist die »Melusinen-Distanz zum Fühlen«¹⁹ in der Art erkennbar, wie die ältere Tochter Barbys der jüngeren Schwester in bezug auf den eine Zeitlang zwischen ihnen offensichtlich schwankenden Woldemar den Vortritt läßt und die Heirat der beiden unterstützt.

Dazu trägt nun allerdings auch eine traumatische Erfahrung Melusines bei, die sich in sehr ähnlicher Form ebenfalls in der Lebensgeschichte Made-

line Neronis findet. Hier besteht eine Übereinstimmung, die als das stärkste Beweismittel für die These anzusehen ist, Fontane habe *Barchester Towers* gekannt und Trollopes Roman habe auf den *Stechlin* eingewirkt. Denn wenn man auch angesichts der langen Beschäftigung Fontanes mit dem Melusinenkomplex sowie der einzelnen Unterschiede zwischen der Tochter des Geistlichen Stanhope und der Tochter des Grafen Barby durchaus zu der Ansicht gelangen könnte, er habe »seine« Melusine unabhängig von Trollope gestaltet, so ist doch das den beiden Romanfiguren widerfahrene Schicksal zu ähnlich, um es durch den Zufall übereinstimmender schriftstellerischer Inspiration erklären zu können. Beide Frauen umgibt ein Geheimnis. Das gehört zwar gewissermaßen zum Melusinenmotiv, macht aber in ihrem Fall die mit starker erotischer Ausstrahlung verbundene innere Reserve gegenüber dem Mann auch rational-psychologisch verständlich. Dieses Geheimnis hängt mit ihrer Ehe zusammen, denn Madeline Neroni und Melusine von Barby sind geschiedene Frauen, die jeweils nur kurze Zeit mit einem Italiener verheiratet waren. Über die Gründe der Trennung von ihren Ehemännern gibt es in beiden Romanen nur spärliche Andeutungen.

Madeline Stanhope heiratete einen Hauptmann der päpstlichen Garde namens Paulo Neroni. Irgendein schreckliches Vorkommnis in ihrer Ehe führte zu einer schweren körperlichen Behinderung. Die Tatsache, daß Trollope nichts Näheres über dieses Ereignis mitteilt, spricht möglicherweise für einen sexuell-sadistischen Kontext. In einem solchen Fall hätte nämlich das Verschweigen der offiziellen viktorianischen Zurückhaltung in Sachen Sexualität entsprochen, und diese Methode des Aussparens wandte Trollope auch in dem Roman *The Claverings* an, wo er sich in bezug auf die Eheerfahrungen von Lady Ongar mit einem im letzten Verfallsstadium begriffenen Wüstling auf schauernde Andeutungen beschränkt. Alles, was der Leser in *Barchester Towers* erfährt, ist, daß durch den Vorfall ein Bein Madelines schwer verletzt wurde. Ohne fremde Hilfe hätte sie sich fortan nur noch schmerzhaft und auf eine sehr abstoßende Weise dahinschleppen können. Sie entschloß sich daher, niemals zu stehen oder allein zu gehen und sich in Gesellschaft stets auf einer Couch liegend zu präsentieren. (Wie eine Göttin läßt sie sich, heißt es in einer zeitgenössischen Rezension, von Salon zu Salon tragen.²⁰) Auf diese Weise wird Trollopes Romanfigur mit ihrem ausdrucksstarken Gesicht und ihrem wohlgeformten Oberkörper einerseits, ihrem immobil-gestreckten Unterkörper andererseits schon äußerlich zu einem Zwitterwesen – »halb Weib und halb nicht« (Kap. 11) – und möglicherweise sogar absichtlich dem Bild einer Frau/Fisch-Gestalt angenähert. Dabei bestand die besondere Herausforderung für den Romancier darin, die erotische Ausstrahlung Madelines trotz ihrer Behinderung glaubhaft zu machen.

Trollope vermag zu zeigen, wie sie durch die Inszenierung ihrer Auftritte ihr Handikap zu kompensieren versteht und trotz der körperlichen Versehrtheit mit ihrer »ungezwungenen, freien und wollüstigen Art« (Kap. 15) Männer in den Bann schlägt.

Auch im *Stechlin* wird das Geheimnis, das Melusine von Barby umgibt, nicht preisgegeben. Die Andeutungen, auf die sich Fontane beschränkt, weisen jedoch eindeutiger in eine sexuelle Richtung als es bei Trollope der Fall ist. In einem Entwurf zum Roman, in dem Fontane Melusine noch mit einem Conte Rossi hatte verheiraten wollen, war zwar als Grund für die Auflösung der Ehe noch ganz allgemein angegeben worden: »Der Graf war ein Spieler und Roué«. ²¹ Ebenso hören wir im 10. Kapitel des *Stechlin* aus dem Mund von Rex zunächst nur, ihrer Ehe mit dem Grafen Ghiberti hätten »durchaus die Himmelsthüren« gefehlt und Melusine habe den Namen ihres Mannes nach der Scheidung »in ihrer Empörung« wieder abgelegt. Später wird jedoch die Erklärung für die Trennung der Ehepartner etwas spezifischer. Wir erfahren davon im Zusammenhang mit der Hochzeitsreise von Armgard und Woldemar, die sie von Dresden nach Venedig führte. Nach der Mitteilung, die beiden Frischvermählten seien im Zugabteil durch die Anwesenheit anderer Passagiere gestört worden, und nach einem Kommentar der Baronin Berchtesgaden (»Die arme Armgard. Nun hat sie ihren Woldemar und hat ihn auch wieder nicht.«) bemerkt Melusine lapidar: »Wohl ihr.« Als sich die Baronin darüber verwundert zeigt, zitiert Melusine das Sprichwort »gebranntes Kind scheut das Feuer« und verweist auf ihre eigene Hochzeitsreise mit Ghiberti von Florenz nach Venedig. Da sei sie im »großen Apennintunnel« mit ihm allein gewesen: »Und als ich aus dem Tunnel heraus war, wußt' ich, welchem Elend ich entgegenlebte« (Kap. 33). ²² Diese im 33. Kapitel des Romans enthaltenen und im 10. Kapitel bereits präludierten Andeutungen Melusines »über ihre rätselhaft-unheimliche Hochzeitsreise« hat der Fontane-Biograph Hans-Heinrich Reuter als eines der »stärksten Beispiele für das beredte ›Stechlin‹-Schweigen« angeführt. ²³ Genau dieses Schweigen umgibt aber ebenso die Melusinenfigur Madeline Neroni und deren kurze eheliche Verbindung mit einem Italiener in *Barchester Towers*. Auch deutet das wenige, was über die Eheerfahrungen der beiden Frauen mitgeteilt wird, in dieselbe Richtung – mit dem einen Unterschied, daß die Romanfigur bei Trollope außer der seelischen auch eine körperliche Verletzung erleidet.

IV.

Ist man erst einmal auf den Gedanken gekommen, daß Fontane Anthony Trollopes *Barchester Towers* höchstwahrscheinlich kannte und von diesem

Roman Anregungen für den *Stechlin* erhalten hat, so fallen einem noch weitere Übereinstimmungen auf. Diese mögen für sich genommen durchaus zufällig sein, machen aber doch in ihrer Häufung und vor allem angesichts der bereits erörterten Ähnlichkeiten der Geschwisterpaare sowie der Melusinenfiguren in den beiden Romanen stützig. Als eine eher allgemeine, durch die ähnliche Figurencharakterisierung bedingte Übereinstimmung kann man noch ansehen, daß das Haus der Thornes und das Haus Stechlins sehr ähnlich beschrieben werden. Das schlichte Tudor-Gebäude der einen ebenso wie die »Schloßkate« des andern drücken die Lebensweise und Gesinnung ihrer Bewohner aus. Die unprätentiöse, mit der Umgebung harmonisch verbundene, sich nicht absondernde Form ihres Wohnens verweist auf ein Bewußtsein patriarchalischer Verantwortung und ein Eingefügtsein in die lokale Gemeinschaft.²⁴ Vor allem in England schätzten im 19. Jahrhundert die modernen Grundherren eher eine »splendid isolation«. Sie liebten es durchaus nicht, wenn ihnen durch die Behausungen ihrer Pächter der Blick versperrt wurde. Ihre – nach Möglichkeit neu erbauten oder wenigstens umgebauten – großen Häuser und ihre Parks umgaben sie mit Mauern.

Auffälliger als die in ihrer Bescheidenheit und Zugänglichkeit einander ähnlichen Wohngebäude der patriarchalischen Adligen in den beiden Romanen ist schon die Tatsache, daß das komische beziehungsweise tragikomische Element in ihnen jeweils durch eine kinderreiche Familie repräsentiert wird. In *Barchester Towers* handelt es sich um einen Pfarrer mit dem »sprechenden Namen« Mr. Quiverful und seinen 14 Kindern,²⁵ im *Stechlin* um die Frau des Oberförsters Katzler und geborene Prinzessin Ippe-Büchsenstein, die unaufhörlich Mädchen gebiert und, obwohl »noch nicht volle sechs Jahre verheiratet«, demnächst das siebente Kind erwartet (Kap. 6). Bemerkenswert ist ferner, daß es in beiden Romanen an der Peripherie der in ihnen beschriebenen ländlich-agrarischen Gesellschaft protoindustrielle Arbeitersiedlungen gibt, die sich fremd und in undifferenzierten Grautönen an deren Horizont abzeichnen. Die Globsover Glasbläser im *Stechlin* haben ihr Gegenstück in den Ziegelmachern von Hoggle End in *Barchester Towers*. Gegenüber diesen gibt es freilich bei Trollope nicht die Sorge des alten Dubslav, der fürchtet, die Globsover könnten »zu sehr obenauf kommen« (Kap. 41). Dem in der Zeit des mittelviktorianischen Klassenfriedens geschriebenen Roman *Barchester Towers* fehlt überhaupt der Hintergrund der sozialen Gefahr und des »Umsturzes«, der im *Stechlin* stets präsent ist. Dort sind für Adelheid sogar die roten Strümpfe, die von der Enkelin der Buschen gestrickt sowie getragen werden, ein Zeichen der Revolution; und vielleicht hat Fontane in der Tat mit ihnen nicht nur auf die proletarische Herkunft des Mädchens, sondern auch auf den Bodengewinn des Sozialismus verweisen wollen.²⁶

Man könnte ebenfalls, inzwischen möglicherweise schon zu sehr von der Entdeckermanie erfaßt, Ähnlichkeiten zwischen dem öligen Hausgeistlichen des Bischofs von Barchester, Obadiah Slope, und dem Superintendenten Koseleger feststellen, sollte aber wohl spätestens an diesem Punkt innehalten. Die Belege für Fontanes Kenntnis von *Barchester Towers* sind wohl ohnehin ausreichend. Es bleibt nur abschließend noch kurz die Frage zu erörtern, wann Fontane *Barchester Towers* gelesen haben könnte. Die Vermutung liegt nahe, daß die Lektüre des im Mai 1857 bei Longman in drei Bänden erscheinenden Romans in die Zeit seines langen Englandaufenthalts von 1857 bis 1859 fiel. Zwar könnte Fontane *Barchester Towers* auch später in Deutschland in einer Ausgabe des Verlags Tauchnitz gelesen haben, dem Trollope 1859 die europäischen Rechte für *The Warden* und *Barchester Towers* verkaufte und der insgesamt 15 Romane dieses Autors in englischer Sprache herausbrachte.²⁷ (Eine deutsche Übersetzung des Buches ist erst 2005 bei Manesse erschienen.) Wahrscheinlich hat er jedoch den Roman nicht erst während der Arbeit an seinem eigenen Alterswerk, sondern viel früher zur Kenntnis genommen und Teile davon unbewußt rezipiert, die dann in den *Stechlin* Eingang fanden. Dafür spricht zum einen die Tatsache, daß dieses in besonderem Maße auf England eingehende Buch in mancher Hinsicht eine Rückkehr Fontanes in die Zeit seiner Englandaufenthalte um die Jahrhundertmitte darstellt und »der »eigentliche« Beginn der Entstehungszeit« seines letzten Romans »in den vierziger und fünfziger Jahren liegt.«²⁸ Darauf verweist zum anderen das Fehlen jeglicher Erwähnung des Namens Anthony Trollope in seinen Schriften oder erhalten gebliebenen Briefen und Tagebüchern. Es scheint sich bei den Anklängen an *Barchester Towers* im *Stechlin* um Spuren einer lange zurückliegenden Lektüre zu handeln.

Anmerkungen

- 1 HUGO AUST: *Kulturelle Traditionen und Poetik*. In: *Fontane-Handbuch*. Hrsg. von CHRISTIAN GRAWE und HELMUTH NÜRNBERGER. Stuttgart 2000, S. 306–394, hier S. 306, 366.
- 2 Brief Theodor Fontanes an Mathilde von Rohr, 3.1.1869. In: Prop III, S. 82.
- 3 Darauf deuten nicht nur seine Briefe und journalistischen Arbeiten hin, sondern das geht auch aus seinem literarischen Werk hervor. Unter den zahlreichen, Sinnbezüge herstellenden Zitaten und Anspielungen, die nach der treffenden Formulierung Bettina Pletts den Romanen Fontanes eine »zweite Fiktionssebene« in Gestalt einer »Literatur in der Literatur« geben, sind zeitgenössische englische Autoren kaum vertreten. Shakespeare taucht auf der von Plett

zusammengestellten Liste sehr häufig und Sir Walter Scott immerhin etwa ein Dutzendmal auf; aber Dickens erscheint nur dreimal, und andere englische Zeitgenossen fehlen gänzlich (BETTINA PLETT: *Die Kunst der Allusion. Formen literarischer Anspielungen in den Romanen Theodor Fontanes*. Köln 1986 [Kölner Germanistische Studien, Bd. 23], S. 326, 428–442).

4 Wolfgang Eberhardt gelangt in seiner einschlägigen Monographie zu der Feststellung: »Der Roman ›Vanity Fair‹ scheint der einzige Roman Thackerays zu sein, den Fontane kennt.« Wenn Fontane in einer Rezension von Paul Lindaus *Der Zug nach dem Westen* Thackerays *Vanity Fair* als »den besten seiner Romane« bezeichne, so beruhe dieses Urteil offenbar nicht auf eigener Lektüre, sondern auf »sekundärer Vermittlung« (WOLFGANG EBERHARDT: *Fontane und Thackeray*. Heidelberg 1975, S. 29 f.).

5 Brief Theodor Fontanes an Emilie Fontane, 10.6.1862. In: GBA *Der Ehebriefwechsel* 2, S. 207.

6 Brief Theodor Fontanes an Elise Fontane, 26.4.1870. In: Prop II, S. 306 f.

7 Siehe das Zitat bei N. JOHN HALL: *Trollope, A Biography*. Oxford 1993, S. 401. Später äußerte sich Tolstoi über Trollope allerdings sehr kritisch (vgl. R. H. SUPER: *The Chronicler of Barsetshire, A Life of Anthony Trollope*. Ann Arbor 1988, S. 423); und wenn in *Anna Karenina* die Protagonistin auf ihrer überstürzten Rückreise von Moskau nach St. Petersburg ein englisches Buch liest (Teil I, Kap. 29), in dem unverkennbar Elemente mehrerer Romane Trollopes (sowie eines Romans von Miss Yonge) enthalten sind, so wird mit dieser Montage offenbar ein grundlegender Unterschied angedeutet. Dem Leser soll signalisiert werden, daß der Roman Tolstois härter und realistischer ist als die typischen, etwa durch Erbschaften oder Standeserhöhungen zu einem glücklichen Ende geführten englischen Romane der Zeit. Diese überzeugende Interpretation bietet JOHN SUTHERLAND: *What English novel is Anna reading?* In: DERS.: *The Literary Detective, 100 Puzzles in Classic Fiction*. Oxford 2000, S. 691–695. Zu dem Druck des Literaturmarkts in England in Richtung auf ein Happy End vgl. auch DERS.: ›Villette's‹ double ending. In: *Ebd.*, S. 99–109.

8 Auch Frances Trollope – die Mutter Anthonys, die eine viel gelesene Autorin war und zur Zeit der Engländeraufenthalte Fontanes noch lebte – wird von ihm nur einmal kurz erwähnt. In seinem Londoner Tagebuch des Jahres 1852 gibt es mehrere ironische Bemerkungen über einen Engländer namens Trollope, mit dem Fontane bekannt wurde. In einer dieser Eintragungen (vom 10.6.1852) heißt es: »Am Abend Mr. Trollope kennen gelernt, einen Cousin der bekanntesten Schriftstellerin gleichen Namens« (GBA *Tage- und Reisetagebücher. Tagebücher 1852, 1855–1858*. Berlin 1994, S. 25).

9 Neueditionen von *Barchester Towers* gibt es in der Penguin Classics Reihe (London 2003 – mit einer hervorragenden Einleitung von ROBIN GILMOUR)

sowie als Oxford World's Classics Paperback (Oxford 1998 – mit einer ebenfalls sehr guten Einleitung von JOHN SUTHERLAND). Die ältere Ausgabe in der Serie World's Classics (Oxford 1982) sollte jedoch wegen der vorzüglichen Einführung in den Text durch JAMES R. KINCAID weiterhin berücksichtigt werden. Die nach seinem Tod veröffentlichte Autobiographie Trollopes gibt über die Entstehung von *Barchester Towers* wenig Aufschluß. Trollope vermerkt dort nur, daß ihm das Schreiben des Romans »great delight« bereitet habe und einige der Hauptfiguren »very real to me« gewesen seien (ANTHONY TROLLOPE: *An Autobiography*. Eingel. von MICHAEL SADLEIR. London 1974, S. 89). Der finanzielle Ertrag des Buches erscheint ihm offensichtlich am wichtigsten, was auch allgemein für die Erörterung seiner Romane in der Autobiographie gilt und dem Ansehen Trollopes lange Zeit sehr geschadet hat. Wichtig in bezug auf die Entstehung von *Barchester Towers* ist der die Erweiterung des Romankonzepts während der Niederschrift hervorhebende Aufsatz von JOHN SUTHERLAND: *The ›Barchester Towers‹ that never was*. In: DERS.: *The Literary Detective*, wie Anm. 7, S. 355–362. – Allgemeine, ausführliche Informationen zu Trollope mit Inhaltsangaben seiner 47 Romane und Kurzporträts seiner Romanfiguren bietet der *Oxford Reader's Companion to Trollope*. Hrsg. von R. C. TERRY. Oxford 1999. Knappere Informationen liefert *The Penguin Companion to Trollope*. Hrsg. von RICHARD MULLEN u. JAMES MUNSON. London 1996. Die beste Einführung in das Romanwerk Anthony Trollopes ist JAMES R. KINCAID: *The Novels of Anthony Trollope*. Oxford 1977. Eine exzellente Zusammenfassung gibt SEYMOUR BETSKY in seinem Aufsatz über die Gesellschaft bei Thackeray und Trollope in *The New Pelican Guide to English Literature*. Bd. 6, *From Dickens to Hardy*. London 1996, S. 132–163. – Es gibt mehrere gute Trollope-Biographien. Am ausführlichsten ist RICHARD MULLEN: *Anthony Trollope, A Victorian in his World*. London 1990. Die brillant geschriebene Biographie von VICTORIA GLENDINNING: *Trollope*. London 1992 konzentriert sich besonders auf die lebensgeschichtlich-psychologischen Aspekte seines Romanschaffens.

- 10 Mehr und deutlichere thematische Parallelen gibt es überdies zwischen dem *Stechlin* und einem anderen Buch Trollopes – dem 1880 veröffentlichten Roman *The Duke's Children* –, ohne daß jedoch in diesem Fall durch einen Textvergleich irgendwie auf Fontanes Kenntnis dieses Trollopeschen Spätwerks geschlossen werden könnte. In beiden Romanen wird Weltverbundenheit thematisiert und positiv bewertet. Desgleichen kündigt sich in ihnen der Generationswechsel in einer Adelsfamilie an, nehmen die Beziehungen zwischen der älteren und der jüngeren Generation breiten Raum ein und bieten den Autoren Gelegenheit, das Thema Altes und Neues zu variieren. Sowohl in *The Duke's Children* als auch im *Stechlin* erscheinen ferner mit dem Blick auf

die Zukunft die standesübergreifenden Heiraten der Kinder als eine Art Versprechen größerer sozialer Aufgeschlossenheit und der Annäherung der Klassen, obwohl es dafür wenig Anlaß gibt und die mit den Eheschließungen in den Romanen verbundenen gesellschaftlichen Lockerungsübungen nach oben oder unten jeweils auf einen ganz engen sozialen Raum beschränkt bleiben. Was die genannten Spätwerke schließlich auch noch miteinander verbindet, ist die Stimmungslage der Autoren, die diese Romane gegen Ende ihres Lebens schrieben. Ein Trollope-Forscher verweist in seiner subtilen Interpretation von *The Duke's Children* auf die »quiet, autumnal mellowness of the book« (JOHN H. HAGAN: *The Duke's Children: Trollope's Psychological Masterpiece*. In: *Nineteenth Century Fiction* 13 [1958], S. 1–26, hier S. 9); und ein deutscher Literaturwissenschaftler nennt den *Stechlin* ein von Altersstimmung geprägtes »Abschiedsbuch« (FRITZ MARTINI: *Deutsche Literatur im bürgerlichen Realismus*. 2. durchges. Aufl. Stuttgart 1964, S. 759). Fontane sprach selbst in dem oft zitierten Telegramm an die Redaktion der Zeitschrift *Über Land und Meer*, die seinen letzten Roman im Vorabdruck veröffentlicht hatte, von dem »Sonnennuntergang«, in den er sehe (HFA *Briefe*. Bd. 4, München 1982, S. 659). Ich beabsichtige, auf den Vergleich zwischen *The Duke's Children* und dem *Stechlin* im Rahmen einer größeren Arbeit über Trollope und Fontane noch einmal ausführlicher zurückzukommen.

- 11 Mr. Thorne ist in diesem Punkt ganz offensichtlich Thomas Newcome in Thackerays Roman *The Newcomes* nachgebildet, »für den die Verehrung der Literatur des letzten Jahrhunderts ein Glaubenssatz war« (Bd. I, Kap. 21).
- 12 THOMAS NIPPERDEY: *Deutsche Geschichte 1866–1918*. Bd. I. München 1990, S. 213.
- 13 Hier handelt es sich sehr wahrscheinlich um eine Anspielung auf das im Sommer 1839 veranstaltete Turnier von Eglinton, das vor allem von in der Wolle gefärbten Tories besucht worden war und wegen starker Regenfälle in einem Fiasko geendet hatte. Vgl. dazu MARK GIROUARD: *The Return to Camelot, Chivalry and the English Gentleman*. New Haven 1981, bes. S. 95–103.
- 14 Die Rückwärtsgewandtheit Dubslavs und die Ähnlichkeit der Geschwister betonen: STEFAN NEUHAUS: *Still ruht der See. Revolutionäre Symbolik und evolutionärer Wandel in Theodor Fontanes Roman »Der Stechlin«*. In: *Fontane Blätter* 57 (1994), S. 48–77, hier S. 52, 56, 61f.; SYLVAIN GUARDA: »Schach von Wuthe-now«, »Die Poggenpuhls« und »Der Stechlin«. *Fontanes innere Reisen in die Unterwelt*. Würzburg 1997, S. 75, 77, 82.
- 15 Darin gleicht sie der Schwester des Squire Allworthy in Henry Fieldings *Tom Jones*, von der es heißt: »Sie war stets bereit, ihrem Bruder gefällig zu sein, und widersprach selten, wenn überhaupt, seinen Ansichten« (Buch II, Kap. 4).

- 16 Mullen nennt sie in seiner Biographie eine von Trollopes »most memorable and exotic women« (Mullen, wie Anm. 9, S. 291), und von einem Rezensenten wurde sie als »daringly philosophical and desperately wicked« charakterisiert (*Anthony Trollope, The Critical Heritage*. Hrsg. von DONALD SMALLEY. Neudr. London 1999, S. 42). Der Lektor des Verlages Longman, der wie fast alle mit der Vermarktung von Literatur befaßten Zeitgenossen auf die Erhaltung der ›Sittlichkeit‹ bedacht war, bezeichnete Madeline dagegen als »a most repulsive, exaggerated and unnatural character.« Auf die Tugend der Geistlichen sowie der anderen Männer, die ihr begegneten, wirke sie sich verheerend aus. Sein Fazit lautete: »The character is a great blot on the work« (*The Letters of Anthony Trollope*. Hrsg. von N. JOHN HALL. 2 Bde. Stanford 1983, Bd. I, S. 46).
- 17 Dazu grundlegend der ursprünglich bereits 1962 veröffentlichte Beitrag von RENATE BÖSCHENSTEIN: *Fontanes Mélusine-Motiv*. Jetzt abgedr. in: DIES.: *Verborgene Facetten, Studien zu Fontane*. Hrsg. von HANNA DELF VON WOLZOGEN u. HUBERTUS FISCHER. Bd. 2. Würzburg 2006 (Fontaneana, Bd. 3), S. 15–63.
- 18 Vgl. dazu HANS-HEINRICH REUTER: *Fontane*. Berlin 1995, S. 710. BÖSCHENSTEIN, wie Anm. 17, S. 50, spricht von einer »Domestikation« der Melusinenfigur im *Stechlin*; eine andere Autorin nennt sie eine »moderne Melusine« (KAREN BAUER: *Fontanes Frauenfiguren. Zur literarischen Gestaltung weiblicher Charaktere im 19. Jahrhundert*. Frankfurt am Main 2002, S. 91).
- 19 HARTMUT REINHARDT: *Die Rache der Puritanerin, Zur Psychologie des Selbstmords in Fontanes Roman ›Unwiederbringlich‹*. In: *Fontane und die Fremde, Fontane und Europa*. Hrsg. von KONRAD EHLICH. Würzburg 2002, S. 36–56, hier S. 50.
- 20 ANTHONY TROLLOPE: *The Critical Heritage*, wie Anm. 16, S. 43 f.
- 21 JULIUS PETERSEN: *Theodor Fontanes Altersroman*. In: *Euphorion* 29 (1928), S. 1–74, hier S. 62.
- 22 Die Bedeutung dieser Begebenheit für die Entdämonisierung und Entzauberung der Melusinenfigur im *Stechlin* übersieht NORBERT FREI: *Theodor Fontane. Die Frau als Paradigma des Humanen*. Könstein/Ts. 1980, S. 113–119. Gewiß ist Melusine von Barby nicht »schicksalhaft zur Distanz« verurteilt; aber der allgemeine Hinweis auf die bestehende »Ordnung der Ehe« reicht als Erklärung für ihre Bindungsunfähigkeit nicht aus.
- 23 REUTER, wie Anm. 18, S. 857.
- 24 Diese Form der auch von Trollope vorgenommenen Verknüpfung des Hauses mit seinen Bewohnern stellt Heinz Schlaffer bei Fontane in einen Zusammenhang mit dessen Distanzierung von dem Gedanken des schicksalhaft Vorgegebenen. Denn »die Analogie zwischen Mensch und Ding, die hier sichtbar wird, führt nicht wie früher zu einem irrationalen Zusammenhang zurück, der

- im Zustand der Sachen das Schicksal der Personen vorwegnimmt; sie spiegelt vielmehr die gegenseitige Bedingtheit von Person und Umgebung als Einheit der menschlichen Welt wider« (HEINZ SCHLAFFER: *Das Schicksalsmodell in Fontanes Romanwerk*. In: *Germanisch-Romanische Monatsschrift* N. F. 16 [1966], S. 392–409, hier S. 407). Die Tendenz zur Entmystifizierung und zum rationalen Verstehen wird bei Fontanes Beschreibung des Schlosses Stechlin ebenso erkennbar wie bei seiner Reduzierung der Nixenattribute und Erklärung der Bindungsunfähigkeit Melusine von Barbys durch das Tunnelereignis.
- 25 Henry James – der *Barchester Towers* als »admirable« bezeichnete und Trollope schätzte, aber ihm vorwarf, mit der absichtlichen Zerstörung der Realitätsillusion in seinen Romanen das dem des Historikers vergleichbare »sacred office« des Romanciers zu verraten – schrieb über diesen Namen: »A Mr. Quiverful with fourteen children [...] is too difficult to believe in. We can believe in the name and we can believe in the children; but we cannot manage the combination« (HENRY JAMES: *Anthony Trollope*. In: DERS.: *Essays in Literature – American Writers, English Writers*. New York 1984, S. 1330–1354, hier S. 1344, 1349).
- 26 So die Interpretation von KAREN BAUER, wie Anm. 18, S. 63. In diesem Zusammenhang ist überdies darauf hinzuweisen, daß auch in *Barchester Towers* Julia Neroni – die Tochter der die Männer entflammenden und die Gesellschaft Barsestshires in Verwirrung stürzenden Madeline Neroni, von der die Mutter behauptet, sie sei die letzte Nachfahrin des Kaisers Nero (Kap. 9) – rosa Seidenstrümpfe trägt, womit möglicherweise eine brandstifterisch-destruktive Tendenz angedeutet werden soll. Das Kind wird übrigens ähnlich beschrieben wie die Enkelin der Buschen im *Stechlin*. Beide Mädchen sind stark herausgeputzt und nicht ihrem Alter gemäß gekleidet. Die achtjährige Julia trägt hochhackige Schuhe (Kap. 46), die etwa zehnjährige Agnes Knöpfstiefel (Kap. 39).
- 27 EDA SAGARRA: *Der Stechlin. Roman*. In: *Fontane-Handbuch*, wie Anm. 1, S. 662–679, hier S. 668.
- 28 SUPER, wie Anm. 7, S. 100, 107.

Der ›Fontanesche Treibhauseffekt‹. Temperaturen, Emotionstheorien und Wirkun- gen in *L'Adultera*

UTA SCHÜRMAN

Fontanes erster Berliner Gesellschaftsroman, *L'Adultera* (Erstausgabe 1882), wird in seiner Qualität kontrovers bewertet. Vor allem die Kapitel »Wohin treiben wir?« und »Unter Palmen«, die den Handlungshöhepunkt Ehebruch initiieren und beschreiben, gelten als konventionelle Liebesszenen, die nicht selten mit dem Geschmacksurteil »Kitsch« abgetan werden.¹ Diese Beurteilung sieht allerdings über die Möglichkeit hinweg, dass hier ein schematisiertes Handlungsmuster als klar kalkuliertes System eingesetzt wird, in dem ein Irritationspunkt steckt: Der Erzähler weist explizit und ungewöhnlich platziert an mehreren Stellen auf Temperaturen hin – charakterliche Temperaturen, Körpertemperaturen, atmosphärische Temperaturen. Innerhalb der ansonsten ›gewöhnlich‹ verlaufenden und gestalteten Liebesszenen ist dieser Aspekt so ungewöhnlich, dass er eine Bedeutung haben muss. Es scheint, als wäre in der Konvention das Irrationale verborgen.

Wie immer wieder propagiert wird, ist Fontane ein psychologischer Erzähler – allerdings: Er ist ein psychologischer Erzähler *seiner Zeit*. Vor allem die heute nahezu in Vergessenheit geratene, aber im späten Neunzehnten Jahrhundert sehr populäre Emotionstheorie des Amerikaners William James, in Berlin vertreten durch Paul Stumpf, kann möglicherweise einen Schlüssel zu Fontanes Auffassung der Psychologie bieten. James' Emotionstheorie resultiert aus den Anfängen einer damals neuen Wissenschaft, die noch überwiegend naturwissenschaftlich ausgerichtet ist und als solche körperliche Erscheinungen wie Erhitzung und Abkühlung mit seelischen Zuständen untrennbar verknüpft. Die Parallelen zu Gestaltung und Handlungsverlauf in *L'Adultera* sind derart deutlich, dass das zunächst absurd wirkende Detail der Temperaturen plötzlich Sinn macht.

Im weiteren Verlauf der Argumentation wird sich zeigen, dass die Temperaturen nicht nur in *L'Adultera* eine wichtige Motivkette bilden. Fontane nutzt

in vielen seiner Romane die Qualitäten der Temperaturen, um das Entstehen der Gefühle, nach heutiger Ansicht, zu entpsychologisieren, beziehungsweise das Irrationale auf eine physiologische Basis zu stellen, um sich damit einem Diskurs seiner Zeit anzuschließen.

Warm / Kalt in *L'Adultera*

Das Kapitel »Wohin treiben wir?« ist Teil der obligatorischen Landpartie, die in der bei Fontane üblichen Funktion als Handlungsbeschleuniger den Ehebruch einleitet. Der Zufall – eine Kraft, die auf Fontaneschen Landpartien spielerisch und natürlich zutage tritt – bildet die Zweierkonstellation, in der Melanie und Rubehn die Bootsfahrt über die Spree antreten. Parallel zu diesem Geschehen führt Van der Straaten ein Gespräch mit Friederike von Sawatzki, »Riekchen« genannt, in dem es um den »neuen Hausgenossen« geht. In diesem Zusammenhang fragt Van der Straaten, der aus Riekchens Worten eine leise Kritik an dem Charakter Rubehns heraus zu hören meint:

»[...] Ist er Ihnen zu laut oder zu still, zu bescheiden oder zu stolz, zu warm oder zu kalt?«²

Riekchen geht auf den letzten Teil der Frage ein, indem sie antwortet:

»Damit möchten Sie's getroffen haben.«

›Womit?‹

›Mit dem zu kalt. Ja, er ist mir zu kalt.«³

Das Gespräch schließt mit der Feststellung Riekchens, für welche Eigenschaft charakterliche Kälte steht:

»[...] Und so sicher er ist, so kalt ist er auch.«⁴

Dieser Satz ist in einer Eindeutigkeit formuliert, die der Form und Autorität einer Definition entspricht: Es wird festgelegt, dass Kälte (Selbst)sicherheit bedeutet. Somit ist eine feste Größe bestimmt, an der die im Text folgenden Temperaturen ›gemessen‹ werden können. Aufgrund dieser Tatsache kann Melanies innerer Zustand sofort erfasst werden; sie empfindet nämlich das genaue Gegenteil von Kälte, wie der Leser nur wenige Sätze nach dem oben gezeigten Dialog erfährt. Melanie lässt vom Boot aus ihre Finger durchs Wasser gleiten, woraufhin Rubehn fragt:

»Ist es immer nur das Wasser, dem Sie die Hand reichen, Freundin?‹

›Es kühlt. Und ich hab' es so heiß.«⁵

Nach der eben definierten Bedeutung von Kälte als Selbstsicherheit kann aus der Nennung ihres Antonyms nur geschlossen werden, dass Melanie Unsicherheit empfindet. Der Versuch, sich durch die Berührung mit dem

kalten Wasser abzukühlen, zeigt, dass sie diesen Zustand beenden will, indem sie ihre Körpertemperatur innerhalb des polaren Spannungsverhältnisses kalt / heiß neutralisiert. Doch im selben Moment schlägt ihr Zustand ins extreme Gegenteil um:

»Es kühlt. Und ich hab' es so heiß.«

›So legen Sie den Burnus ab‹ ... Und er erhob sich um ihr behilflich zu sein.

›Nein‹, sagte sie heftig und abwehrend. ›Mich friert.‹ Und er sah nun, daß sie wirklich fröstelnd zusammenzuckte.«⁶

Der plötzliche Temperatursturz produziert eine Abwehrhaltung; Kälte bedeutet Widerstand. Gleichzeitig gelingt Melanie der Ausgleich nicht, sie kann ihre körperliche und daran geknüpfte seelische Verfassung nicht in einen neutralen Zustand versetzen. Vielmehr scheint sie hilflos ihren eigenen Affekten ausgesetzt zu sein.

Auf ihre heftige Reaktion hin schweigen Melanie und Rubehn und hören dem Gesang auf dem zweiten Boot zu, der in Melanie wieder Bewegung auslöst, die sie aber verbergen kann. Ein Gespräch über Van der Straaten folgt, in dem Melanies Verbitterung über ihren Ehemann zutage tritt. Auch hier ist die Distanz zwischen Melanie und Rubehn aufrecht erhalten. Die erste körperliche Berührung ändert dies:

»Er nahm ihre Hand und fühlte, daß sie fieberte.«⁷

Während Rubehn *sah*, dass Melanie fröstelte, *fühlt* er, dass sie fiebert; Distanz und Nähe sind also bereits durch die unterschiedlichen Weisen der sinnlichen Wahrnehmung im Text verankert. Entscheidend ist, dass es offenbar keiner Worte bedarf, sondern dass für Rubehn die Feststellung peripherer körperlicher Erscheinungen ausreicht, um Ab- und Zuneigung Melanies erkennen zu können. Der Moment, in dem Rubehn Melanies Fieber fühlt, eröffnet im Text ein neues Bild:

»Er nahm ihre Hand und fühlte, daß sie fieberte.

Die Sterne aber funkelten und spiegelten sich und tanzten um sie her, und das Boot schaukelte leis und trieb im Strom [...].«⁸

Der Satz beschreibt den Verlust des Gleichgewichts, indem er den Zustand des Schwindels produziert: Die Verben funkeln – spiegeln – tanzen – schaukeln – treiben sind dynamische Begriffe, die visuelle und körperliche Bewegung beschreiben. Anhäufung und Gleichklang der Worte erzeugen einen schnellen Wechsel und das Verschwimmen der unterschiedlichen Bewegungen ineinander, bis das Bild ins Schwindelgefühl ›kippt‹. Der leichte und schwankende Charakter dieser Sequenz wird kontrastiert durch die folgende, die mittels gravitatischer und fast schon biblisch anmutender Wendungen die Leichtigkeit des vorhergehenden Bildes verstärkt.⁹

Auf die sensorische Wahrnehmung der erhöhten Körpertemperatur und des daraus resultierenden Gleichgewichtsverlusts folgt Rubehns erste Liebeserklärung.

Wenn man sich nun innerhalb der Chronologie des Romans zurück in das frühere Kapitel »Bei Tisch« bewegt, erscheint das zentrale Tischgespräch in *L'Adultera* in einem neuen Licht. Dort erklärt Van der Straaten in Bezug auf den spanischen Madonnenmaler Murillo:

»[...] Ich unterscheide nämlich, wie Du wissen solltest, kalte und warme Madonnen. Die kalten sind mir allerdings verhaßt, aber die warmen hab' ich desto lieber. A la bonne heure, die berauschen mich, und ich fühl' es in allen Fingerspitzen, als ob es elfer Rheinwein wäre. Und zu diesen glühenden und sprühenden zähl' ich all diese spanischen Immaculatas und Concepciones, wo die Mutter Gottes auf einer Mondsichel steht, und um ihr dunkles Gewand her leuchten goldene Wolken und Engelsköpfe. Ja, Reiff, dergleichen giebt es. Und so blickt sie brünstig oder sagen wir lieber inbrünstig gen Himmel, als wolle die Seele flügge werden in einem Brütöfen von Heiligkeit.«¹⁰

Wie später in dem Bootsfahrt-Kapitel werden die Temperaturen zunächst als Begriffspaar eingeführt und einander gegenübergestellt, indem definiert wird, was Kälte und Wärme jeweils bedeuten: Kalte Madonnen sind abweisend und verhasst, warme Madonnen berauschen und stehen für Erotik. Während es in dem Gespräch zwischen Van der Straaten und Riekchen über den »kalten Rubehn« um eine charakterliche Temperatur geht, handelt es sich bei den kalten und warmen Madonnen um Metaphern, die aus zwei Ebenen zusammengesetzt sind, und zwar aus der Art, wie ein Bildthema dargestellt ist und der Wirkung, die diese Darstellung in ihrem Betrachter auslöst. Das Bild einer warmen Madonna ist ja nicht an sich warm, sondern lässt den Rezipienten im erotischen Sinne warm werden.

Diese Anzüglichkeit ist es auch, auf die Melanie reagiert, die nun versucht, das Tischgespräch von seinem verhänglichen Thema zu lösen:

»Van der Straaten wird mich auslachen, in Bild- und Malerfragen eine Meinung haben zu wollen. Aber ich muß ihm offen bekennen, daß ich mich, wenn seine gewagte Madonnen-Eintheilung überhaupt acceptirt werden soll, ohne Weiteres für eine von ihm ignorirte Mittel-Gruppe, nämlich für die temperirten, entscheiden würde. Die Tizianischen scheinen mir diese wohlthuend gemäßigte Temperatur zu haben. Ich lieb' ihn überhaupt.«¹¹

Wie Melanie später ihre Hand ins kühle Wasser tauchen wird, um ihre eigene Körpertemperatur zu mäßigen, so versucht sie hier auf der Ebene der Konversation das Gespräch und sein Thema zu neutralisieren. In beiden Fällen scheitert sie. Während ihr Zustand in der Bootsepisode von einem Extrem ins andere schlägt, spricht Van der Straaten ihr die Möglichkeit einer

›Temperierung‹ schlichtweg ab, indem er Tizian als Madonnenmaler disqualifiziert:

»[...] Uebrigens mit dem Tizian hast Du doch Unrecht. Das heißt halb. Er versteht sich auf alles Mögliche, nur nicht auf Madonnen. [...]«¹²

Auf diese Äußerung hin eskaliert das Gespräch. Van der Straaten steigert sich in seine Frivolitäten hinein, Melanie warnt vergebens vor dem »behehenden« Charakter der warmen Madonnen Murillos.

Die Kapitel »Bei Tisch« und »Wohin treiben wir?« sind somit in gleicher Weise konstruiert: Als erstes die Einführung und Definition der Dichotomie warm / kalt, gefolgt von dem Versuch Melanies, eine Neutralisierung innerhalb dieser Gegensätze zu erlangen; dies schlägt fehl, was wiederum Eskalation und Schwindel zur Folge hat. Aufgrund dieser Parallelität muss davon ausgegangen werden, dass die beiden Kapitel sich aufeinander beziehen und das Thema der Temperaturen eine entscheidende Funktion einnimmt.

Zum eigentlichen Ehebruch kommt es erst zwei Kapitel nach der Bootsfahrt in »Wohin treiben wir?«. Das zwischen diesen beiden Abschnitten liegende Kapitel »Zum Minister« schildert das Wiedersehen zwischen Rubehn und Melanie. Es fasst zuvor in einer Zeitraffung die Tage zusammen, in denen Melanie ihre Kontrolle zurück gewonnen hat, indem der Erzähler sich nochmals auf die Bootsepisode bezieht:

»Aber der fieberhaften Erregung jener Stunde hatte sie sich ent schlagen, und in den Tagen, die folgten, war ihr die Herrschaft über sich selbst zurückgekehrt.«¹³

Offenbar ist Melanie in Rubehns Abwesenheit – also in Abwesenheit des Auslösers der als »fieberhaft« beschriebenen Wirkung – die Neutralisierung ihres Zustands gelungen. Die Liebesszene, in der Melanie endgültig ihren Widerstand aufgibt, spielt sich im Palmenhaus ab, einem Ort der Wärme, oder, wie es Fontane selbst in seinem Romanentwurf ausdrückt: »Eine weiche hot house Atmosphäre«¹⁴. Die heiße, weiche Luft ist es auch, die zum Ehebruch führt:

»Es athmete sich wonnig aber schwer in dieser dichten Laube; dabei war es, als ob hundert Geheimnisse sprächen, und Melanie fühlte, wie dieser berausende Duft ihre Nerven hinschwinden machte. Sie zählte jenen von äußeren Eindrücken, von Luft und Licht abhängigen Naturen zu, die der Frische bedürfen, um selber frisch zu sein. Ueber ein Schneefeld hin, bei rascher Fahrt und scharfem Ost, – da wär' ihr der heitere Sinn, der tapfere Muth ihrer Seele wiedergekommen, aber diese weiche, schlaffe Luft machte sie selber weich und schlaff, und die Rüstung ihres Geistes lockerte sich und löste sich und fiel.«¹⁵

In dieser Passage wird eine allgemeingültige Aussage darüber getroffen, dass Melanie äußeren Eindrücken wie der sie umgebenden Temperatur ausgeliefert ist. Nicht sie trifft die Entscheidung zum Verstoß gegen die Konvention, sondern die sie umgebende Luft wirkt in einer Weise auf sie ein, die ihren Widerstand bricht. Das heißt: Wärme *bedeutet* nicht nur moralische Unsicherheit und Erotik; Wärme *produziert* Unsicherheit und Erotik – und den Ehebruch.

Emotionstheorie im 19. Jahrhundert

In der Frage, was Gefühle sind und wie sie entstehen, bilden sich im späten 19. Jahrhundert verschiedene Emotionstheorien heraus. Einer der wichtigsten Ansätze ist der peripher-psychophysische, der das Gefühl als Empfindung körperlicher Veränderungen definiert.¹⁶ Der Diskurs, der sich um diese Kategorie der Emotionstheorie bewegt, spielt sich in einem Zeitrahmen ab, in den auch die Entstehung von *L'Adultera* fällt. Wie populär die Theorie in dieser Zeit ist, zeigt die Tatsache, dass sich verschiedene bedeutende Wissenschaftler in unterschiedlichen Ländern mit ihr beschäftigen. Um nur drei zu nennen: William James¹⁷ in Harvard, Carl Georg Lange in Kopenhagen und Carl Stumpf¹⁸, der Begründer des psychologischen Instituts an der Humboldt-Universität, in Berlin. Es handelt sich hierbei nicht um singuläre Schriften, die nur einem speziellen Fachpublikum zugänglich sind. In der zweiten Hälfte des Neunzehnten Jahrhunderts wird die allgemeine Wissenschaftsbegeisterung auch durch einen Trend der Populärpsychologie genährt, dessen Ziel die Verbreitung psychologischer Theorien außerhalb der Universitäten ist.¹⁹ Diese Tendenz macht es wahrscheinlich, dass Fontane der Diskurs in Emotion und Affekt bekannt war, zumal es sich bei dieser Auseinandersetzung um ein zeitgeistiges Denken handelt, das darüber hinaus auffällige Übereinstimmungen mit *L'Adultera* aufweist.

Die zentrale Figur des peripher-psychophysischen Ansatzes ist William James. Der Berliner Psychologe Carl Stumpf hat sich intensiv mit dessen Forschung auseinandergesetzt²⁰, bezieht sich immer wieder auf ihn und vertritt in puncto Emotionstheorie den gleichen Ansatz. William James ist also auch in Deutschland und speziell in Berlin ein bekannter Name.²¹ James' Ansicht nach sind Gefühle die Folge einer körperlichen Veränderung. In seinen *Principles* formuliert er es folgendermaßen:

»Der gesunde Menschenverstand sagt: Wir verlieren unser Vermögen, sind betrübt und weinen; wir treffen einen Bären, erschrecken und laufen davon; wir werden von einem Gegner beleidigt, geraten in Zorn und schlagen zu. Die hier vertretene Hypothese aber behauptet, daß die Reihenfolge nicht richtig

ist, daß der eine psychische Zustand nicht unmittelbar durch den anderen herbeigeführt wird; daß erst die körperlichen Äußerungen dazwischentreten müssen und daß man infolgedessen behaupten muß, wir sind traurig, weil wir weinen, zornig, weil wir zuschlagen, erschrocken, weil wir zittern: statt zu sagen: wir weinen, schlagen zu oder zittern, weil wir traurig, zornig oder erschrocken sind.«²²

Das Originelle an dieser Theorie ist die Verdrehung und dadurch neue Reihenfolge der ›Emotionskette‹; von Auslöser – Gefühl – Reaktion hin zu Auslöser – Reaktion – Gefühl. Aus dieser Veränderung ergibt sich eine tief greifende Umwertung von Emotionen. Keiner höheren Instanz der geistigen Empfindung, wie man es bei der Entstehung von Gefühlen denken möchte und wie es in vorangegangenen Epochen gerne proklamiert wurde, entspringen die Emotionen, der Körper allein produziert ›große Gefühle‹ wie Liebe und Hass: Die Art, wie körperliche Zustände die Gefühle des Betroffenen diktieren, entspricht der Weise, wie in *L'Adultera* Affekte entstehen. Kälte schafft Widerstand und Abwehr, Wärme produziert Ehebruch. Oder, um sich James' Formulierungsweise anzupassen: Wir sind abwehrend, weil uns kalt ist, wir lieben, weil uns warm ist. Ein Kernpunkt dieser Emotionstheorie ist, dass sie durch die Umkehrung der Ursache-Wirkungs-Kette dem Gefühl den intellektuellen Ursprung absprechen kann:

»Ohne die körperlichen Zustände, die auf die Wahrnehmung folgen, würde die letztere rein intellektuellen Charakter besitzen, sie würde blaß, farblos und aller emotionalen Wärme bar sein. Wir könnten dann den Bären sehen und es für das Beste halten davonzulaufen, die Beleidigung empfangen und für gut erachten, zuzuschlagen, aber wir würden kein aktuelles Gefühl des Schreckens oder des Zorns erleben.«²³

Genau diese Passage kennzeichnet den Verlust der Kontrolle, dem Melanie erliegt, als die sie umgebende Hitze ihren Widerstand bricht. Es erklärt ihr ständiges Bemühen um eine neutrale Temperatur; was der Erzähler uns wiederholt vorführt, ist eine Figur, die einem hoch gebildeten und konventionalisierten Kontext entstammt und doch ständig gegen eine Fremdsteuerung ankämpft, der sie durch die von außen einwirkenden Einflüsse ausgesetzt ist. Ihre Intellektualität kann ihr nicht helfen, sich gegen diese Außensteuerung zu wehren.

Dieser Konflikt ist die literarische Umsetzung einer im Neunzehnten Jahrhundert brisanten Fragestellung: Wie autonom ist der menschliche Wille wirklich? Die immer aktuelle Diskussion der Beziehung zwischen Körper und Geist wird zu Fontanes Zeiten unter diesem Aspekt von Natur- und Geisteswissenschaften verhandelt. Offenbar liegt der Frage nach Selbst-

bestimmung die tiefe Angst zugrunde, dass der individuelle Wille des Menschen den Handlungen des Körpers unterlegen sein könnte. In dem Aufsatz *Willkürliche und unwillkürliche Bewegung* (übrigens neben dem Erstabdruck von Fontanes *Unwiederbringlich* platziert) widersetzt der Naturwissenschaftler W. Henke sich allen Auffassungen, nach denen körperliche Bewegungen sich ohne eine bewusste Entscheidung vollziehen. Er geht sogar so weit, einen scheinbar »unwillkürlichen« Vorgang wie das Atmen als bewussten Vorgang zu beschreiben, den wir lediglich derart verinnerlicht haben, dass wir ihn nicht mehr als frei entschieden wahrnehmen:

»[...] so steht nichts im Wege, daß wir [...] bei der einfachsten Reflexaction auch latente geistige Vorgänge, Eindruck, Berechnung, Willen annehmen. Als wir zum ersten Male Athem holten, fühlten wir ohne Zweifel Athemnoth, strebten, sie los zu werden und erreichten den Zweck mit dem Gefühle der Befriedigung. Längst ist uns das Spiel dieser Wechselwirkung so altbekannt und geläufig geworden, daß wir es nicht mehr bemerken und daß es doch im Wachen wie im Schlafen regelrecht fortarbeitet.«²⁴

Solch einer Position wirken Theorien wie die von James und Stumpf entgegen, indem sie die körperliche Handlung der Emotion voranstellen und somit den Affekt zu einer Kraft werden lassen, die sich der freien Entscheidung entzieht. Dies ist der Punkt, der in der Inszenierung von Affekten in *L'Adultera* gemacht wird – und damit eine klare Verortung innerhalb einer großen Kontroverse.

Reale und metaphorische Temperaturen in anderen Werken Fontanes

Die Art, wie Gefühle im späten 19. Jahrhundert nach dieser Emotionstheorie offenbar wahrgenommen werden, nämlich als Einflüsse von außen, die das Irrationale freisetzen, dem man dann wehrlos ausgeliefert ist, schlägt sich also erzählerisch bei Fontane nieder. Der zentrale äußere Einfluss scheint die Temperatur zu sein. Dabei werden Gefühle, wie auch nach der These von James, durch die Temperaturen der die Figuren umgebenden Luft und ihrer eigenen Körper produziert. Dies ist aber nicht die einzige Verbindung, die im Text zwischen Affekt und Temperatur besteht: Gefühle werden von den Temperaturen als periphere körperliche Erscheinungen *produziert* und auch über diese *kommuniziert*.

Fontane ist nicht nur ein psychologischer Erzähler, er beschäftigt sich immer auch mit der Frage, wie Psyche und Konvention vereinbar sind. Die Temperatur, die, wie bereits dargestellt, psychische Zustände hervorruft und

ausdrückt, ist gleichzeitig ein Thema, über das der Konvention nach gesprochen werden darf, da es den Kern der Sache nicht offen ausspricht und deshalb keinen unschicklichen Charakter hat. Gleichzeitig ist das wirklich Gemeint für beide Gesprächspartner leicht einsehbar: Bereits die Tatsache, dass Rubehn einfach nur, weil er Melanies fieberhaften Zustand registriert, sich ihrer Zuneigung sicher genug sein kann, um ihr seine Liebe zu erklären, zeigt, dass »warm« und »kalt« wie Codes funktionieren, die für bestimmte Gefühlszustände stehen. Genauso reicht der Ausruf Melanies, ihr sei kalt, schon aus, um Rubehn zu signalisieren, er möge Distanz zu ihr halten.

In welchem Maß Temperaturen wichtig für Konvention und gesellschaftlichen Umgang sind, steht bei Fontane auch an anderer Stelle. Beispielsweise darf der Speisesaal, als *der* entscheidende Ort, an dem sich gesellschaftliches Leben abspielt, niemals zu warm geheizt sein. In *Vor dem Sturm* heißt es:

»In dem Speisesaale herrschte, trotz Kaminfeuers, die im Eßzimmer sich ziemende niedrige Temperatur.«²⁵

Auch im *Stechlin* wird diese Regel erwähnt, gepaart mit der Vorliebe für das Temperierte:

»[...] Es heißt zwar, ein Eßzimmer müsse kalt sein. Nun, das hätten wir nebenan. Ich persönlich finde jedoch das Temperierte besser. [...]«²⁶

Der *Stechlin* bietet noch einen weiteren Hinweis auf den Zusammenhang von Temperatur und Gesellschaft, und zwar in einem Gespräch zwischen Lorenzen und Melusine, das sich zunächst wieder um die Wahl des richtigen Raums zum Verweilen dreht:

»[...] Hier haben wir wenigstens eine gute Temperatur.«

»Die immer die Hauptsache bleibt. Ach, eine gute Temperatur! Gesellschaftlich ist sie beinah' alles und dabei leider doch so selten. Ich kenne Häuser, wo, wenn Sie den Widersinn verzeihen wollen, der kalte Ofen gar nicht ausgeht. [...]«²⁷

Im zuletzt zitierten Dialog wird der Transfer von realer Temperatur hin zu ›metaphorischer Temperatur‹ direkt formuliert. Alle drei Zitate betonen die Bedeutung des Kühlen und Temperierten (in Abgrenzung zum Warmen) für den gesellschaftlichen Umgang. Dabei wird dieses Thema auf zwei Ebenen verhandelt: Die gesellschaftliche Temperatur fungiert als Metapher für Fragen der Atmosphäre und des richtigen Gleichgewichts innerhalb einer Gruppe; zum anderen gilt die tatsächliche Raumtemperatur als Grundbedingung einer funktionierenden Salongesellschaft, hier wieder im Sinne der Theorie William James'.

Während die höhere und gebildete Schicht die niedrigen Grade des Barometers für sich in Anspruch nimmt, leben niedere Stände offenbar lieber in

Wärme, wie es die alte Frau Menz in *Quitt* formuliert:

»[...] Ja, was die Reichen sind und die Studierten, die sind immer so sehr für frische Luft, auch wenn es kalt ist, aber unsereins will gern warm sitzen, weil man sonst nichts warmes hat [...].«²⁸

In diesem Zusammenhang soll auch an die alte Frau Nimptsch in *Irrungen, Wirrungen* erinnert werden, die in jeder Romanszene die Nähe zu ihrem warmen Herd sucht, bis hin zu ihrer Todesstunde; für diese Figur hat das Herdfeuer und somit die Wärme den Charakter eines Attributs²⁹. Wärme ist der einzige Besitz der Armen und Ungebildeten, wie es sich in der Aussage der Frau Menz ausdrückt, Wärme ist aber auch Ausdruck und Produzent einer weniger konventionellen Moralanschauung der niederen Stände. Die Zofe Karin in *Unwiederbringlich* heizt die Räume mit einer genau kalkulierten Intention:

»[...] Karin, die sich's, seitdem es kalt geworden, nur noch angelegen sein ließ, möglichst warm zu sitzen, erst um ihret- und zum zweiten um eines jungen Gärtnerburschen willen, mit dem sie, gleich während der ersten vierundzwanzig Stunden ihres Frederiksborger Aufenthalts, ein intimes Verhältniß angeknüpft hatte. Sie war darin überaus erfahren, und Wärme, wie sie wußte, kam der Liebe zustatten.«³⁰

Wärme hat auch hier wieder eine deutlich erotische Konnotation, wie es in der Diskussion um die warmen und kalten Madonnen bereits kenntlich gemacht wurde. Auch in *Unwiederbringlich* gibt es das Gegenbild der ›kalten Frau‹, diesmal in Gestalt der betrogenen Ehefrau Christine, von der ihr Mann Holk sich mit folgender Begründung trennen will:

»[...] Christine hat mich von sich weg erkältet. Ja, das ist das rechte Wort, und solche sich mehrende Kälte, das ist schlimmer als Streiten und Heftigkeit. Eine Frau soll eine Temperatur haben, ein Temperament und Leben und Sinne. Aber was soll ich mit einem Eisberg? Und wenn er das klarste Eis hat, das klarste ist gerade das kälteste, und ich will nicht erfrieren. [...]«³¹

Mit der Bestimmung einer charakterlichen Temperatur der jeweiligen Frau fächern sich sofort verschiedene Komponenten eines Weiblichkeitstypus auf, wie in der Gegenüberstellung von Karin und Christine, sowie warmen und kalten Madonnen zu sehen ist: Allein in den wenigen hier ausgewählten Zitaten, denen noch viele weitere beigefügt werden könnten, wurde mit ›warmen Frauen‹ in Verbindung gebracht: Erotik, Bereitschaft zur Annäherung, Schwindel, Eigenschaften wie fieberhaft, glühend, sprühend, brünstig, aber auch Unmoral und Gefahren für die Konvention allgemein. Die Kategorie der ›kalten Frauen‹ enthält: Selbstsicherheit, Widerstand, Abweisung; kalte Frauen sind verhasst; gleichzeitig bewahren sie kühlen Verstand, Kälte ist Grundbedingung eines funktionierenden konventionellen Systems.

Die Aufzählung dieser Komponenten soll nochmals vor Augen führen, wie stark konnotiert »warm« und »kalt« verwendet werden können. Indem Figuren über Temperaturen aller Arten sprechen, der Erzähler Temperaturen als Codes zur inhaltlichen und charakterlichen Einordnung von Situationen und Figuren gebraucht, sind weitere Ausführungen unnötig. Über die Erwähnung von »warm« oder »kalt« werden die Hintergründe kommuniziert, ohne explizit ausgesprochen werden zu müssen.

Wirkungen als Erzählverfahren – Temperaturen und Kommunikation

L'Adultera ist ein Roman über Wirkungen. Wie Neumann bereits feststellte, wird keines der Gemälde, die in *L'Adultera* eine handlungsauslösende und -kommentierende Funktion innehaben, beschrieben³²; im Text vorgeführt wird nur die Wirkung der Bilder auf ihre Rezipienten. Der Auslöser von Konflikten und Emotionen ist demnach ein unbestimmtes Feld, der Kern eines Geschehens bleibt im Dunkeln. Nach diesem Muster funktioniert auch die Kommunikation zwischen den Figuren. Das schlagendste Beispiel dafür sind die beiden Dialoge zwischen den Liebenden Melanie und Rubehn, in denen sie ihre Gefühle und den Konflikt um ihre Beziehung verhandeln, und zwar jeweils in Form von Liedzitaten, also in einer Sprache ›aus zweiter Hand‹, die das Medium des Zitats zum Transport ihrer Aussagen nutzt.³³ Auch dieses Verfahren trägt einen von der Rede verhüllten Informationskern in sich, der in den Gesprächen zwar enthalten ist, aber ungenannt bleibt. Das Reden über Temperaturen folgt ebenfalls diesem Schema, die Temperatur erscheint hier als kommunikatives Medium.

Ein Text, der das Phänomen der Wirkung als erzählerisches Verfahren nutzt, handelt von Effekten und Prozessen, die um ihren Auslöser kreisen, ohne ihn vollständig aufzudecken. Dies geschieht in *L'Adultera* gerade in Bezug auf die Intermedialität und die Kommunikation, die die Temperaturen als Codes einsetzt. Vor allen Dingen aber sind Temperaturstürze und Hitze- wellen an sich massive (körperliche) Wirkungen: Sie wirken auf emotionale Zustände ein, sie produzieren Handlungsschritte. Der wichtigste Handlungskatalysator, nämlich der Ehebruch, entsteht durch den äußeren Einfluss der heißen Temperatur und drückt sich über sekundäre Erscheinungen wie Fieber und, auf der Kommunikationsebene, Liedzitate aus; alles Bezugspunkte, die außerhalb eines ›seelischen Kerns‹ der Figuren liegen. Hier wird ein Blick auf Emotionen sichtbar, der von einem nüchternen, naturwissenschaftlich orientierten Realismus geprägt ist: Nicht die ›Seele‹, sondern der

Körper als fremdgesteuerter Organismus bestimmt über Handlungen und Gefühle. Affekte sind, wie James postuliert, keine intellektuelle Entscheidung, Affekte sind die Folgen von körperlichen Phänomenen, die den Menschen in Besitz nehmen. Dieser Grundgedanke, in der frühen Psychologie formuliert, zeigt sich raffiniert verpackt bei Fontane: Sein Erzähler lässt die Figuren lange Bildungsgespräche in kühlen Speisesälen führen, er beschreibt Liebesszenen, die vordergründig konventionell und schematisch wirken – aber der ständige, wunderliche Verweis auf Körpertemperaturen und die Beschaffenheit der klimatischen Verhältnisse, die diese Körper umgeben, erlaubt dem Erzähler, das Irrationale, Unkontrollierbare als den niemals benannten Kern der konventionellsten Saloncauserien einzusetzen.

Anmerkungen

- 1 Vgl. dazu WINFRIED JUNG: *Bildergespräche. Zur Funktion von Kunst und Kultur in Theodor Fontanes »L'Adultera«*. Stuttgart 1991, S. 170f. – Jung stellt hier die kritische Einstellung der Forschung gegenüber den genannten Kapiteln dar und bezieht sich vor allem auf PETER DEMETZ: *Formen des Realismus: Theodor Fontane*. Frankfurt am Main u.a. 1973 sowie GOTTFRIED ZEITZ: *Die poetologische Bedeutung des Romans »L'Adultera« für die Epik Theodor Fontanes*. Frankfurt am Main 1977.
- 2 THEODOR FONTANE: *L'Adultera. Novelle*. Hrsg. von GABRIELE RADECKE. Berlin 1998 (GBA, *Das erzählerische Werk*, Bd. 4), S. 74.
- 3 Ebd., S. 74.
- 4 Ebd., S. 75.
- 5 Ebd.
- 6 Ebd., S. 75 f.
- 7 Ebd., S. 77.
- 8 Ebd.
- 9 Vgl. ebd., S. 77: Dieser folgende Absatz besteht aus langen, Handlungsinformationen aneinanderreihenden Sätzen, die bibelähnlich mit »und« sowie »und sieh« beginnen.
- 10 Ebd., S. 32.
- 11 Ebd., S. 33.
- 12 Ebd.
- 13 Ebd., S. 78.
- 14 Vgl. HEIDE EILERT: *Im Treibhaus. Motive der europäischen Décadence in Theodor Fontanes Roman »L'Adultera«*. In: *Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft* 22 (1978), S. 504. Eilert bezieht sich auf Herman Meyer, der diesen Entwurf im Märkischen Museum Berlin eingesehen hat; HERMAN MEYER: *Das Zitat in*

- der *Erzählkunst*. Stuttgart 1961, S. 168.
- 15 Ebd., S. 93 f.
- 16 Vgl. DIETER ULICH und PHILIPP MAYRING: *Psychologie der Emotionen*. Stuttgart 2003.
- 17 Vgl. z. B. WILLIAM JAMES: *What is an emotion?* In: *Mind* 9 (1884), S. 188–205.
- 18 Vgl. RAINER REISENZEIN: *Stumpfs kognitiv-evaluative Theorie der Emotionen*. In: *Geschichte der Psychologie* Bd. 4: *Zur Geschichte der Psychologie in Berlin*. Hrsg. von LOTHAR SPRUNG/WOLFGANG SCHÖNPFLUG. Frankfurt am Main 2003, S. 97–137.
- 19 Vgl. dazu BARBARA ZWIKIRSCH/WOLFGANG SCHÖNPFLUG: *Populärpsychologie im soziokulturellen Wandel. Kontinuitäten und Diskontinuitäten*. Hrsg. von SIEGFRIED JAEGER u.a. Frankfurt am Main 1995, S. 245–257.
- 20 Vgl. CARL STUMPF: *William James nach seinen Briefen. Leben – Charakter – Lehre*. Berlin 1928. Auch in seiner Rede zur Eröffnung des internationalen Kongresses für Psychologie in München am 4. August 1896 bezieht Stumpf sich auf James und unterstützt dessen Thesen (CARL STUMPF: *Leib und Seele/ Der Entwicklungsgedanke in der gegenwärtigen Philosophie. Zwei Reden*. Leipzig 1909, S. 27).
- 21 Da die These, wie sie sich vom Grundgedanken her auch bei Stumpf und Lange findet, von James besonders pointiert formuliert wurde, soll diese hier zitiert werden.
- 22 Zit. nach ULRICH/MAYRING, S. 21 f. – Originaltext: WILLIAM JAMES: *Principles of Psychology*. New York 1890.
- 23 Ebd., S. 22.
- 24 W. HENKE: *Willkürliche und unwillkürliche Bewegung*. In: *Deutsche Rundschau* 67 (1891), S. 50 f.
- 25 THEODOR FONTANE: *Vor dem Sturm*. Hrsg. von HELMUTH NÜRNBERGER. Darmstadt 2002 (HFA I/3, 1971), S. 163.
- 26 THEODOR FONTANE: *Der Stechlin*. Roman. Hrsg. von KLAUS-PETER MÖLLER. Berlin 2001 (GBA, *Das erzählerische Werk*, Bd. 17), S. 203.
- 27 Ebd., S. 317.
- 28 THEODOR FONTANE: *Quitt*. Roman. Hrsg. von CHRISTINA BRIEGER. Berlin 1999 (GBA, *Das erzählerische Werk*, Bd. 12), S. 56.
- 29 Vgl. THEODOR FONTANE: *Irrungen, Wirrungen*. Roman. Hrsg. von KAREN BAUER. Berlin 1997 (GBA, *Das erzählerische Werk*, Bd. 10).
- 30 THEODOR FONTANE: *Unwiederbringlich*. Roman. Hrsg. von CHRISTINE HEHLE. Berlin 2003 (GBA, *Das erzählerische Werk*, Bd. 13), S. 221.
- 31 Ebd., S. 247.
- 32 Vgl. GERHARD NEUMANN: *Speisesaal und Gemäldegalerie. Die Geburt des Erzählens aus der bildenden Kunst: Fontanes Roman »L'Adultera«*. In: *Roman und*

- Ästhetik im 19. Jahrhundert.* Hrsg. von TIM MEHIGAN und GERHARD SAUDER. St. Ingbert 2001, S. 139–169.
- 33 Erster Dialog in »Wohin treiben wir?«: »Und nun schwieg das Lachen, und das Singen begann wieder. Aber es war ein andres Lied [...]: ›Schweig stille, mein Herze.‹ ›Schweig stille, mein Herze,‹ wiederholte Rubehn und sagte leise ›soll es?« (FONTANE: *L'Adultera*, wie Anm. 2, S. 77). Zweiter Dialog in »Entschluß«: »[...] Wie heißt es doch in dem Schubert'schen Liede?‹ ›Da, wo Du nicht bist, ist das Glück.‹ ›Da, wo Du *nicht* bist,‹ wiederholte Melanie. Rubehn war bewegt und sah ihr unwillkürlich nach den Augen.« (Ebd. S. 102 f.)

»Louis Tailleur« und die Landwehr. Ein Seitenstück zu *Von Zwanzig bis Dreißig*

HUBERTUS FISCHER

Louis Schneider (1805–1878), nach Theodor Fontanes *Tunnel*-Darstellung in *Von Zwanzig bis Dreißig* »bis 48 [...] die Seele des Vereins«, war im Revolutionsjahr und auch in späterer Zeit nichts weniger als »im wesentlichen liberal«¹. Der Royalist reinsten Wassers, der den »Tunnel sozusagen hoffähig machte«², ließ sich in dieser Zeit zur Frage »Volk« und »Thron« wie folgt vernehmen:

Mein Preußenvolk! Du *deutsches* Volk!

In deutscher Brust den deutschen Kern

Bewahre, wie des Auges Stern,

Und fort und fort

Im Herzen tief das mächt'ge Wort,

Ein Siegespfand:

Mit Gott für Thron und Vaterland!

Mein Preußenvolk! Du *freies* Volk!

Gesetz und Recht wacht für und für,

Bewahre rechten Wandel Dir,

Und fort und fort etc. etc.

Mein Preußenvolk! Du *tapf'res* Volk!

Färbt Schwert und Speer das Feld mit Blut,

Bewahre treu den alten Muth,

Und fort und fort etc. etc.

Mein Preußenvolk! Du *glorreich* Volk!

In Wissenschaft, in Heldenthum

Bewahre solchen Weltenruhm,

Und fort und fort
 Im Herzen tief das mächt'ge Wort,
 Ein Siegespfand:
 Mit Gott für Thron und Vaterland!³

Über Louis Schneiders Leben, seine ›Politik‹ und Rolle im Revolutionsjahr sind wir durch ihn selbst⁴, die Erinnerungen Fontanes⁵ und Friedrich Holtzes⁶ sowie durch das jüngere *Porträt eines Berliners* von Lore Schatten⁷ in Grundzügen unterrichtet. Außerdem hat Marc Thuret 1988 eine umfangliche Studie über *Frédéric Guillaume, Louis Schneider et le Tunnel sur la Spree* vorgelegt.⁸ Darum sollen die folgenden, meist unbekanntenen Zeugnisse und Stimmen vor allem dazu dienen, ein wenig Zeitkolorit in das Porträt dieses »breitprosaischen«, mitunter aber »wilde[n] Mann[es]«⁹ zu mischen. Im Zerrspiegel der Karikatur treten dann weitere Züge hervor, so daß sich ein lebendiges Bild dieses zeitweiligen Förderers und Helfers des jungen und mittleren Fontane ergibt.¹⁰

Er wurde, seines bewegten Werdegangs nicht näher zu gedenken, ein glühender Bewunderer der Despotie des Herrschers aller Reußen – wie übrigens etliche von der *Kreuzzeitungs*-Partei und solche, die ihr nahestanden –, fand aber keinen Widerspruch darin, zugleich ein Patriot und Königstreuer zu sein. Außerdem besaß er eine Schwäche für alles Militärische, was wiederum seiner komödiantischen Natur nicht im Wege stand. So disponiert: ein Mann der heiteren Muse und der schimmernden Wehr, zugleich ein Adorateur des Zarentums zu sein, trafen ihn die Märzereignisse einigermaßen unvorbereitet an. Was Wunder, daß der stramme Royalist ein ›Opfer‹ der Berliner Revolution wurde. Der beliebte Komiker des Königlichen Hofschauspiels hatte sich durch seine öffentlichen politischen Auftritte schließlich in einer Weise kompromittiert, daß er dem Druck des bürgerlichen Parketts weichen mußte. Doch es währte nicht lange, bis ihn zum Trost (und Dank) dafür die aristokratische Loge mit offenen Armen empfing.

In Anspielung auf die völlig durchgefallene Aufführung des Melodrams *Robinson Crusoe*¹¹, in dem Schneider früher einmal den Gefährten Freitag aus dem Stamm der Karaiben, jener – wie man glaubte – kriegerischen Kannibalen, die vorzeiten die Moskitoküste und die Kleinen Antillen bewohnten, gespielt hatte, erteilte *Die ewige Lampe* auf das fingierte ›Eingesandt‹: »Die ewige Lampe, welche Alles weiß, weiß wahrscheinlich auch, welche *Mission* der beurlaubte Unteroffizier und Hof-Komödiant *Louis Schneider* in aller Eile übernommen hat«, folgende Antwort in Versen:

Nach jener vielbesprochenen Wüste,
Ist *Louis Schneider* designirt,
Man nennt sie die Mosquito-Küste,
Als Ballast wird er eingeführt.
Das Hurrah-Rufen soll er lehren
Den Wilden, und den rechten Tritt,
Und um sie gründlich zu bekehren,
Nimmt er den *Hengstenberg* noch mit.¹²

»Vielbesprochen« war die »Wüste«, weil vielverrissen das besagte Stück. Diese Vorstellung muß von nachhaltiger Wirkung gewesen sein, da dem Berliner Publikum noch nach mehr als zwei Jahrzehnten die Assoziation Schneiders mit dem exotischen Lokal jenes Melodrams geläufig war. Für Eingeweihte gab es außerdem die Brücke seines *Tunnel*-Übernamens: »Campe der Caraibe«. Die folgenden Verse spielen dann auf den Militärschriftsteller und Landwehrunteroffizier aus Passion an, dessen *Soldatenfreund* seit 1833 der wöchentlichen, ab 1849 monatlichen »faßlichen Belehrung und Unterhaltung« des Soldatenstandes diente.¹³ Die von Schneider Ende Juni 1848 gegründete *Deutsche Wehr-Zeitung* stand dann ganz im Zeichen der militärischen Gegenrevolution.¹⁴

»Herr Louis Schneider oder richtiger Ludwig oder Chlodowig Schneider, Hofschauspieler, lebendige Polyglotte, Schriftsteller und Dichter, Unteroffizier der Landwehr, giebt auch einen Soldatenfreund heraus, in welchem neulich in eigenthümlicher Weise mehr auf den Sitz des Gefühls als auf den des Ehrgefühls der Soldaten und Seeleute gewirkt wurde.«¹⁵ So leitete der kurzlebige *Berliner Charivari* die Wiedergabe einer Geschichte ein, mit welcher Schneiders Militärblatt die Bildungsmacht der Hiebe überzeugend illustriert hatte. In dieser Zeitschrift erschienen 1846 und 1847 sechs Fontanesche Gedichte aus der preußischen Geschichte, die auch als *Preußenlieder* bekannt wurden: *Der alte Derfling* [sic], *Seydlitz*, *Schwerin*, *Keith*, *Der alte Dessauer* und *Der alte Ziethen*.¹⁶

Bei jenem »Hengstenberg«, den *Die ewige Lampe* dem »Missionar« Schneider beigab, handelt es sich um Ernst Wilhelm Hengstenberg¹⁷ (1802–1868), seit 1828 ordentlicher Professor der Theologie in Berlin und Herausgeber der *Evangelischen Kirchenzeitung* (seit 1827). Er war einer der einflußreichsten Vertreter der protestantischen Orthodoxie, unterhielt 1848/49 enge Verbindungen zum *gouvernement occulte* am preußischen Hof und betätigte sich als kirchlich-konservativer Stichwortgeber.¹⁸ Es geht also in dem kleinen satirischen Gedicht um die Bekehrung der politischen Heiden, bei der Schneider und Hengstenberg je zu ihren Teilen mitwirksam waren. Zu welch zwei-

felhafter Prominenz es Schneider im Revolutionsjahr brachte, mag überdies die *Naturgeschichte der Schneider* andeuten; denn darin kam er als das bemerkenswerteste Exemplar der Gattung vor:

»Durch die Bemühungen des Herrn Liedke, bekannt als Sturmfläufer gegen den demokratischen Club,¹⁹ sind wir mit einer neuen Schneider-Innung beglückt worden, nämlich der Brettschneider-Innung. Wir haben nun, sollte man's denken, daß die Schneider so vielseitig wären: Brettschneider, Steinschneider, Herren-Schneider, Damen-Schneider, Courschneider, Aufschneider, Hofschneider, Gesichterschneider, Schweineschneider, Papierschnneider, Patentschnneider, Geldschneider, und – das Beste kommt noch – Louis Schneider. Halsabschneider und Flickschneider nicht zu vergessen.«²⁰

Ob *Berliner Großmaul* oder *Berliner Charivari*, ob *Kladderadatsch* oder *Die ewige Lampe*: Schneider bot allen breite Angriffsflächen, um Witz und Satire an ihm zu erproben. Sein exaltierter preußisch-russischer Hurratriotismus forderte dies geradezu heraus, und deshalb wurde er nicht von ungefähr einer der »bestverketzerten«²¹ Männer jener Zeit.

I.

»Es lag nicht in der Natur *Louis Schneider's*, Zeitbegebenheiten an sich vorübergehen zu lassen, ohne dabei eine Rolle zu versuchen. Er, der den Soldatenfreund geschrieben und dem russischen Kaiser russische Rapporte überbracht hatte, konnte aber unmöglich die Partei der Demokraten ergreifen, und sich an die Seite der Straßen-Emporkömmlinge stellen. Anstatt aber einzusehn, daß es seiner Gesinnung und Stellung nach für ihn keine Zeit der Auszeichnung sei, wollte er sich zu einem Stimmführer der konservativen Partei aufwerfen, ein Unternehmen, welches um so thörichter war, als ihm, der Bezüge zum Parterre und zur Gallerie [sic] hatte, das Uebergewicht der demokratischen Gesinnung Berlins nicht fremd sein konnte. Er suchte die Anknüpfungspunkte seiner Thätigkeit in der Berliner Landwehr.«²²

Die von Schneider betriebene Aktivierung der Landwehr für die Zwecke der konservativen Demonstration veranlaßte das zeitweilige Pendant zu der bekannten satirischen Zeitschrift *Die ewige Lampe*, *Der ewige Lampe*, oder *Lampe, der Hase*, zu folgender »Prophezeihung« [sic]:

»Mittwoch den 14. Juni 1848. Korporal *Louis Schneyder* nimmt, auf den Rath des betreffenden Bataillonsarztes, ein *Plongeon*, Lungen und Herz verändern ihre Lage, heftige Congestionen treten ein, der Tapfere delirirt (zwar nicht zum ersten Mal) und mit Entsetzen vernehmen die an seinem Feldbette Weinenden die Worte: ›Heh! es wird fortgedient, – General *Derflinger* war in seiner Jugend auch Schneider! – was geht mich das *landwehrpflichtige* Alter an? – heh! mein Junge.«²³

Mochte sich auch der *Kladderadatsch* über den »Hofnarren« mokieren:

»Herr Louis Bertrand wird nächster Tage zum *Hofnarren* und Landwehr-Rendanten in Hohem Dienste feierlichst *geschlagen* werden. Wer Zeuge dieses seltenen Schauspiels sein will, finde sich zu rechter Zeit im Schauspielhaus ein.

Bei dem Aufzuge der Landwehr ist mir mein Louis verloren gegangen.

Schneider, Lohnbedienter.«²⁴

Schneiders Agitation blieb dennoch keineswegs erfolglos.

»Er fand in den Landwehrmännern den absolutmonarchischen Patriotismus, dem der König der Stellvertreter Gottes und die Kanone die ›ultima ratio‹ ist, jene Gesinnung, die mit dem Soldatenrock angezogen, mit Püffen und Stößen befestigt und mit Eifer besiegelt wird. Der Stolz, ›des Königs Rock getragen zu haben‹, den der ausgediente Soldat, wenn er nach Hause zurückkehrt, so gern an den Tag legt, kommt hier in Verbindung mit dem alten Veteranengeist von 1813, dessen Motto: ›mit Gott für König und Vaterland‹ die Landwehr auf dem blechenen Kreuze an sich trägt [...]. Das patriotische Kreuz, welches man von weißem Blech an der Kopfbedeckung der Landwehr sieht, welches zur Feier des königlichen Geburtstages wunderbar schön als Transparent auf rother Leinwand in den Speisesälen der Kasernen prangt, – dieses Kreuz wurde jetzt als Mittel konservativer Demonstration benutzt.«²⁵

Wilhelm von Merckel²⁶ (1803–1861), Schneiders *Tunnel-Genosse* (»Immermann«) und als Fontanes väterlicher Freund und Helfer bekannt, stimmte mit einem trutzigen Kampfgedicht in diese Demonstration mit ein:

Das Landwehrkreuz.

»Mit Gott für König und Vaterland!«

So jauchzen die blitzenden Reihen,
Wenn sie, von heiligem Muthe entbrannt,
Zum blutigen Kampf sich weihen.

Mit Gott, dem Freiheit und Treue gefällt,
Dem Rächer, der Frevler zerschmettert,
Dem Hort, der die Fahne der Wahrheit hält
Und über den Trotzigen wettet.

Für den König, des Volkes leuchtenden Stern,
 Und für seine goldene Krone!
*Ein gewaltiges Volk will mächtige Herrn
 Gebieten sehen vom Throne.*

Für des Vaterland's heiligen Heimathsheerd,
 Für den Frieden der grünenden Saaten;
*Der ist des heimischen Bodens nicht werth,
 Der ihn kann verachten, verrathen!*²⁷

Für die Konservativen galt es vor allem, der demokratischen Agitation in den Reihen der Landwehr zu begegnen. In einer Versammlung der Landwehrmänner am 30. April 1848 war eine Adresse mit folgenden Forderungen angenommen worden: freie Wahl der Offiziere, Wegfall der Anrede ›Du‹ und ›Er‹, Fürsorge für die Frauen und Kinder der einberufenen Landwehrmänner, Versorgung der verwundeten und invaliden Wehrmänner, Aufgebot der Landwehrabteilungen erst nach dem Vormarsch der Linientruppen. Dieser Forderungskatalog prangte am 1. Mai als Plakat an zahlreichen Straßenecken.²⁸ Die Militäraristokratie sah dadurch ihre Stellung ernstlich gefährdet und bereits ein demokratisches Bürgerheer als selbständige Macht neben der Linie entstehen.²⁹ Louis Schneider aber gelang es, mit einer demagogischen Rede, gehalten in einer Gegenversammlung am 21. Mai, einen Großteil der Landwehrmänner auf die ›alte Treue‹ einzuschwören und der Rechten zurückzugewinnen.³⁰ Diese »Copulation« von Linie und Landwehr besang er sogleich mit durchtriebener Einfalt (in stolpernden Versen):

Die Heirath.

Mel.: Schier dreizig [sic] Jahre bist du alt etc.

Schier sehr viel Jahre sind es her,
 Als bei manch' hartem Strauß,
 Eine Heirath ward geschlossen,
 Von treuen Kampfes Genossen,
 Und die hält heut noch aus.

Der Mann war, wie wir wissen,
Die Preußische Armee,
Doch war sie alt geworden,
Und wär' beinah verdorben,
D'rum schloß sie eine Eh'.

Die Landwehr kam gar freudiglich
In frischem Jugendmuth;
Und lernte von dem Alten
Das rechte Krieges Walten,
Wie's jede Hausfrau thut.

Am Anfang hat der Friede auch,
Im Hause wohl gewankt;
Ein jeder glaubte alleine,
Der Sieg ist doch nur meine;
Beinah ward auch gezankt.

Doch bald nahm sich das Ehepaar
Vor'm Feinde gute Lehr,
Sie merkten, daß die Stärke
Von jedem guten Werke,
Von Eintracht komme her.

Und sieh, die rüst'gen Kindelein
Aus solcher guten Eh',
Das sind die treuen Bande,
Die unser'm Vaterlande
Verbunden die Armee.

Gott gebe, daß nicht Scheidung je
Die Ehe separirt,
Das wollen wir nicht leiden,
Es darf uns niemand scheiden,
Wir sind 'mal copulirt.

D'rum Vivat diesem Ehepaar,
 Aus guter alter Zeit!
 Sie soll'n zusammenhalten,
 In Liebe nie erkalten,
 Noch hundert Jahr' wie heut! –

Und heißt es einmal wieder:
 Du Landwehr, nimm's Gewehr!
 Dann wird, der Feind soll's spüren,
 Ganz lustig ausmarschieren,
 Die Landwehr mit dem Heer!³¹

Man kann es verstehen, wenn Fontane in *Von Zwanzig bis Dreißig* sorgfältig differenzierte: »Ich persönlich habe sehr viel von Schneider gehabt, obschon er mir mehr oder weniger unsympathisch, seine Politik – [...] – im wesentlichen contre coeur und seine Kunst geradezu schrecklich war.«³²

II.

Der Kampf der Parteien um das geschichtliche Erbe der Befreiungskriege³³ oder eben *Freiheitskriege* manifestierte sich vorzugsweise in der Inbesitznahme von Wahlsprüchen, Denkzeichen und Symbolen sowie in der Belegung der Erinnerungsstätten und Denkmäler in Berlin und seiner näheren Umgebung.³⁴ Das Landwehrkreuz wurde dabei, wie angedeutet, zu einem vorzüglichen Mittel der konservativen Gruppenbildung und gezielten Provokation.

»Die Gesinnungsgenossen *Louis Schneider's* trugen es bei Zivilkleidung an der Mütze oder am Filzhut. Anfangs wurde der Widerwille der Demokratie gegen diese Demonstration von der Achtung vor dem blechenen Kreuz gezügelt; als die Blechkreuzträger von *Schneider's* kolossaler Suada in Vereinen und auf der Straße bearbeitet, aber immer kecker in ihren Bestrebungen hervortraten und namentlich auf der Zurückberufung des Prinzen von Preußen beharrten, so konnten die Reibungen nicht ausbleiben. Hier und da wurde ein Kreuz von feindlicher Hand herabgerissen und es entstanden nicht selten Prügeleien.«³⁵

Das Blatt *Bumberadschida No. 1. Berliner Carrikaturenblatt* (Abb. 1) zeigt sehr schön, was es mit dieser Landwehragitation auf sich hat. Es scheint das einzige Blatt der angekündigten Folge (»Erscheint jede Woche«) zu sein und muß gegen Ende Mai 1848 im Verlag L. Weyl & Co. in Berlin erschienen sein. Aus diesem Verlag stammen auch die *Humoristischen Regeln für belagerte Berliner, nebst Illustrationen* (1849) und einige großformatige, möglicherweise als

Maueranschlüge gedachte Karikaturenblätter (*Traum eines Reaktionairs* und *Erinnerungen an den 9monatl. Berliner Belagerungszustand*, beide 1849 [60 x 46 cm]). Der Karikaturist ist nicht bekannt, dürfte aber mit dem Zeichner der soeben genannten Blätter identisch sein. Mehr ist über den Verleger zu sagen.

Levin Kallmann Weyl (1815–1851) promovierte in Berlin zum Dr. phil. und betätigte sich seit 1846 als Buchhändler und Verleger. Er war 1848 Vorsitzender des *Vereins der Freimüthigen* und führendes Mitglied des *Demokratischen Klubs*; mit Samuel Löwenherz verfaßte er jene satirischen, jiddisch-deutschen Flugblätter, die unter dem Pseudonym »Isaac Moses Hersch« herauskamen und eine der interessantesten Erscheinungen des Tagesschrifttums der Berliner Revolution darstellen.³⁶ Ob Weyl auch als Karikaturenzeichner tätig war, muß zweifelhaft bleiben.

Bumberadschida scheint lautmalend für die im Revolutionsjahr in Übung gekommenen Katzenmusiken zu stehen, mit denen das plebejische Berlin Minister, Beamte, Militärs und auch solche seiner Mitbürger bedachte, die im Verdacht des Rückschritts standen oder sich offen dazu bekannten. Zu diesen gehörte Schneider, der nicht zuletzt dieser Katzenmusiken wegen gegen Ende Mai 1848 Berlin Hals über Kopf verlassen mußte, um sein Glück auf einer Hamburger Bühne zu versuchen. Darauf wird noch kurz zurückzukommen sein.

Die Zeichnung stellt eine tagesaktuelle satirische Kommentierung der militärraristokratischen Landwehragitation dar, bedarf aber zum besseren Verständnis der Aufschlüsselung ihrer offenen und versteckten Anspielungen. Oben erscheint die preußische Krone mit den Insignien der Monarchie auf einem Paradekissen, umringt von einem Wald von Bajonetten. Sinnfällig wird so ins Bild gesetzt, daß sich die Monarchie allein auf die Gewalt der Waffen stützt – eine bildliche Inversion der preußischen Hymne, die jeder mann kannte und die nach dem März 1848 von der Rechten als patriotisches Kampflied gesungen wurde:

Nicht Roß nicht Reisige
Sichern die steile Höh',
Wo Fürsten steh'n;
Liebe des Vaterlands,
Liebe des freien Mann's
Gründen den Herrscherthron
Wie Fels im Meer.³⁷

Unter der Krone weht das Banner des Rückschritts mit dem Krebs und dem entsprechend persiflierten Motto von 1813 »gegen Freiheit u. Vaterland«.



Abb. 1: Bumberadschida No. 1. Berliner Carrikaturenblatt. Verlag L. Weyl & Co. Berlin, Ende Mai 1848 (Ausschnitt)

Das »Mit Gott für König und Vaterland« hatte die Rechte für sich beschlagnahmt, um sich in *eine* Reihe mit den populären Traditionen der Befreiungskriege zu stellen. Man muß dazu wissen, daß der Aufruf Friedrich Wilhelms III. vom 17. März 1813 bei allen Landwehrfesten feierlichst verlesen wurde und die Landwehr samt ihren Vereinen als Hüterin der Erbes von 1813/15 galt. Wer sie also auf seiner Seite hatte, der verfügte in einem über dieses populäre Erbe des preußischen Militärstaates, die wirkungsmächtigste historische Legitimation und vor allem über ein beträchtliches Aufgebot.

Die ideologische Auseinandersetzung um die Bedeutung der Befreiungskriege setzte sich im politischen Kampf um die Landwehr fort, wobei beide Seiten, Demokraten wie Konservative, sehr wohl wußten, daß hier eine Entscheidung von erheblicher Tragweite fallen würde. Gegen die anfangs erfolgreiche Agitation des bekannten Republikaners und Landwehrunteroffiziers August Braß³⁸ (1818–nach 1866) trat Schneider von der Gegenseite als geheimer Royalist unter Aufbietung seines gesamten schauspielerischen Könnens an. Dabei wußte er sich des erwähnten Aufrufs von 1813 geschickt zu bedienen.³⁹ Wie das in dem Blatt in Szene gesetzt worden ist, wird sogleich zu besprechen sein. Vorerst noch dies: Unterhalb der vielköpfigen Personengruppe umringen hechelnde Bluthunde, schwere Ketten und Handschellen das als Durchblick gestaltete Bildoval. Sie symbolisieren Polizei und Gefängnis, die zur Sicherung des militärisch-monarchischen Obrigkeitsstaates offenbar unentbehrlich sind. Der zur Kenntlichkeit entstellte Überbau mit Krone und Rückschrittsbanner erhält also seinen entsprechenden Unterbau aus Stahl und Eisen.

In diesem sprechenden Rahmen spielt nun Schneiders Auftritt. Denn direkt unter dem Wappentier der Reaktion steht der zopfige »Hofnarr« mit Schellenkappe und Rautenkleid – ein Komödiant, der ganz dem Gestern sich verschrieben hat. Nicht nur das schattenrißartige Halbprofil, sondern vor allem Schere und Bügeleisen lassen ihn eindeutig als »Louis TAILLEUR« identifizieren. Er reicht dem vor ihm stehenden Offizier langstielige Landwehrkreuze an, damit dieser sie den in untertäniger Haltung Harrenden um so fester in die Stirne hämmern kann. Er leistet buchstäblich »Handlangerdienste« für die militararistokratische Indokration.

Bei dem hammerschwingenden Offizier mit Schnauzbart dürfte es sich – nicht nur der Porträtähnlichkeit wegen – um den Generalmajor Karl Emil von Webern⁴⁰ (1790–1878) handeln. Als Kommandeur der 6. Landwehr-Brigade hatte er nämlich zunächst erfolglos Gegendemonstrationen gegen die Versammlungen demokratischer Landwehrmänner unter Braß' Stimmführerschaft zu organisieren versucht⁴¹, dann aber, nachdem Schneider große

Teile zu sich herüberzuziehen wußte, mit einer Kampfrede viel Beifall geerntet.⁴² In »Hurrah«-Versen barnabarsierte er hinterher:

Landwehrlied.

Eigene Melodie, auch componirt von F. Hoff.

Mit Gott, für König und Vaterland!

Chor: Hurrah!

Gewehr, Patronen und Schwert zur Hand!

Chor: Hurrah!

Das blanke Kreuz an dem Helm steht gut,
Noch besser das Herz voll Treue und Muth,
;: In's Feld! auf den Feind! frisch daran!

Die preußische Landwehr rückt an! ;:

Mit Gott, für König und Vaterland!

Chor: Hurrah!

Manch' tapf'rer Held seinen Tod schon fand!

Chor: Hurrah!

Nie werde die Heimath der Feinde Spott;
Im Leben, im Sterben, dein sind wir Gott.

;: Gewehr rechts! Tambour Sturmschritt! schlag' an!

Die preußische Landwehr rückt an! ;:

Mit Gott, für König und Vaterland!

Chor: Hurrah!

Im Pulverdampfe die Sonne schwand,

Chor: Hurrah!

Kanonen, sie speien die Kugelsaat,
Es sperret der Feind den blutigen Pfad;

;: Kameraden, mit Kolben daran!

Die preußische Landwehr rückt an! ;:

Mit Gott, für König und Vaterland!

Chor: Hurrah!

Viktoria hoch! der Feind verschwand!

Chor: Hurrah!

Marschall Vorwärts, der hat uns fechten gelehrt;

Heraus, wer mit Preußen zu fechten begehrt!

„: Der König ruft: »Kinder, greift an!«
Seine Landwehr geht siegreich voran! „:“⁴³

Die solcherart bewirkte patriotische Verdummung spiegelt sich in den blöden Gesichtern, während die Miene des zweiten Offiziers hochmütige Genugtuung über diese erfolgreiche Verstandesaustreibung verrät. Es dürfte sich um den Kommandeur des Berliner Garde-Landwehr-Bataillons, Major Freiherr von Schleinitz, handeln. Leicht erhöht steht im Hintergrund ein dritter Offizier, der die bereits Bekreuzten Fritz von Gaudys (1821–1866) Jubellied auf den Prinzen von Preußen intonieren läßt. Gaudy trat dem *Tunnel* 1851 unter dem Übernamen »Zieten« bei.⁴⁴ Angespielt wird auf den Umstand, daß sich die Militäropposition gegen die Ergebnisse der Märzrevolution zuerst in der Kampagne für die Rückberufung des Prinzen Wilhelm (später König und Kaiser Wilhelm I.) aus dem Londoner Exil manifestierte und die Landwehr dieser Kampagne eine populäre Stimme geben sollte.

Schneider schreibt dazu in seinen Erinnerungen: »Es war die Zeit, wo die Rückkehr des Prinzen von Preußen ganz Berlin in die fieberhafteste Aufregung versetzte, und wo das Aussprechen der Landwehr einen neuen gewichtigen Stein in die schwankende Wagschale [sic] der öffentlichen Meinung warf.«⁴⁵ In einem Gegenmanifest der ebenso königsfromm wie militant eingestimmten Landwehrmänner gegen die Forderungen der Anhänger von Braß hieß es: »Und so ist es auch unser entschiedener Wille und Wunsch, daß unser geliebter Prinz von Preußen recht bald zurückkehre, und wir werden jeden Augenblick bereit sein, Gut und Blut für denselben einzusetzen [...].«⁴⁶ Endlich war Schneider selbst der Geehrte, als auf Befehl des Majors von Schleinitz 900 Landwehrmänner der Garde »im gerichteten Stillestehen das Lied vom Prinzen von Preußen nach der Melodie: ›Prinz Eugenius, der edle Ritter‹ sangen.«⁴⁷

Daß sich die so Traktierten auf dem Bilde bereits mit Knüppeln bewaffnet haben, deutet ihre Bereitschaft zu handgreiflichen Aktionen an – ein zweifelhaftes Verdienst Schneiders, dem es gelang, die Stimmung derart anzuheizen, »daß alle gern je eher je lieber dreingeschlagen hätten [...] und sagten, sie wollten alle das Landwehrkreuz an ihre Hüte heften und zunächst den Prinzen von Preußen einholen, dann aber die eben zusammengetretene Nationalversammlung auseinander jagen und der Bürgerwehr die Gewehre abnehmen.«⁴⁸

Nach diesen Selbstzeugnissen in Verbindung mit der Karikatur und den anderen Zeitstimmen dürfte nicht mehr zweifelhaft sein, daß Schneider, eine so ridiküle Figur er mitunter machte, doch zugleich ein geschickter Agitator war, von seinen Gegnern ernster zu nehmen, als er selbst es im nachhinein

ironisch übertreibend nahegelegt hat. »Ich war plötzlich der Anstifter und der Mittelpunkt einer furchtbaren reaktionären Landwehr-Verschwörung geworden, wollte mich wo möglich zum Diktator von Berlin machen und war überhaupt eine sehr gefährliche und verdächtige Person, die auf alle Fälle unschädlich gemacht werden mußte.«⁴⁹

Endlich ist noch in Erwägung zu ziehen, ob der unmittelbare Anlaß für die Karikatur in einer am 24. Mai 1848 stattgefundenen Versammlung gegeben war. Die *Berliner Zeitungs-Halle* gibt darüber folgenden Bericht:

»In einer am 24. v. M. in dem Landwehrzeughause an der potsdamer Communication abgehaltenen Versammlung eines großen Theils der hiesigen Landwehrmänner, welcher der General-Major v. Webern, der Graf v. Redern, der Major v. Schleinitz, der wirkliche Geh. Kriegs Rath Schmidt und ein großer Theil der bei den Landwehrstämmen stehenden Offiziere, Feldwebel und Gefreiten beiwohnte, redete der General-Major v. Webern die Anwesenden in folgender Weise an: »Cameraden, wem haben wir denn eigentlich die Revolution zu verdanken? Doch Niemand anders als den französischen und polnischen Emissären und den verdorbenen Literaten, die werth wären, daß sie alle aufgehängt würden – ich weiß wahrlich nicht, wie ich diese Schurken passend bezeichnen soll« (hier hielt der Hr. General inne und besann sich, dann fuhr er fort:) »Mit einem Wort, es sind Sch...kerls, und nochmals Sch...kerls und zum drittenmale Sch...kerls!«

Die *Zeitungs-Halle* berichtete weiter, und darin kann man den Ursprung der Bildidee für das *Bumberadschida*-Blatt (»Vertheilung der Landwehrkreuze«) sehen:

»Dieses Stück ächt militärischer Beredsamkeit, worauf übrigens von Niemandem entgegnet wurde, erweckte bei den Gleichgesinnten einen donnernenden Beifallssturm. Hr. v. Webern, fast bis zu Thränen gerührt, heftete sofort ein Landwehrkreuz an seine Kopfbedeckung und forderte die Versammelten, nachdem er einen Vorrath solcher Kreuze unter dieselben hatte vertheilen lassen, auf, diese Kreuze als ein Erkennungszeichen von nun an tragen und dem Wahlspruch »Mit Gott, für König und Vaterland!« stets treu bleiben zu wollen.«⁵⁰

III.

Die Sache hatte ein Nachspiel, ein schlechtes und ein gutes. Das schlechte zuerst:

»Eines Abends war die halbe Marienstraße [wo Schneider im Hinterhaus der Nr. 2 eine gemüthliche Wohnung mit einem reizenden Gärtchen bewohnte, H. F.] mit Landwehrmännern angefüllt, die vor *Schneider's* Wohnung patriotische Lieder und auch das neueste: »Prinz von Preußen, tapfrer

Ritter« sangen. Kaum aber waren die kreuztragenden Sänger abgezogen, so erschien eine größere Menge Katzenmusikanten und erfüllte die Luft mit solchem Zeter, daß den Geheimsecretairen der Marienstraße bei ihren häuslichen Arbeiten die Federn entfielen. *Louis Schneider*, der auf der Bühne kurz vorher dasselbe Fiasco gemacht hatte, hielt es nun für gerathen, Berlin am nächsten Morgen eiligst zu verlassen.«⁵¹

Zwei Karrieren hatten damit ein Ende gefunden. Die des Theatermannes: »Ich habe gesehen die Maria Stuart von Fräulein Viereck und das vaterländische Schauspiel: die Quitzows von Louis Schneider, und auch das ist heut eitel [...].«⁵² Und die des »conservativen Stimmführers«: »Louis Tailleux, wirft die Flinte in den Graben, nimmt sein Kreuz nicht mehr auf sich und wird Colporteur.«⁵³

Ein kurzes Theatergastspiel in Hamburg endete mit einem ähnlichen politischen Eklat wie seine Bühnenkarriere in Berlin. Von Anfang bis Ende Juni 1848 betätigte sich Schneider – worauf der »Colporteur« anspielt – dann als »Kriegsberichterstatter« bei den preußischen Truppen in Schleswig-Holstein, um nach seiner Rückkehr nach Berlin sofort wieder in dasselbe Horn zu stoßen – nur mit einem anderen Organ: »Namentlich die Ende Juni von Louis Schneider gegründete »Deutsche Wehr-Zeitung« suchte erfolgreich, loyale Stimmungen zugunsten der Hohenzollernmonarchie und »ihrer« Armee durch den Rückgriff auf die Erinnerung an die »glorreiche Zeit der Befreiungskriege« als des »leuchtenden Vorbilds unwandelbarer Treue« zu aktivieren.«⁵⁴ An dieser Zeitung arbeitete auch der Prinz von Preußen mit.⁵⁵

À la longue zahlte sich Schneiders Interim als »conservativer Stimmführer« aus. Noch im Mai erhielt er Beifall von General von Nostitz, empfing er Zuspruch vom Kammerherrn der Prinzessin von Preußen, von Witzleben, und sagten ihm Dank Graf von Redern, der frühere Intendant der Königlichen Schauspiele, Hauptmann von Clausewitz vom Garde-Reserve-Regiment (Scherenberg-Freund und *Tunnel*-Mitglied unter dem Übernamen »Cäsar«), Leutnant von Grünberg von den Ulanen und Adolf von Thadden-Trieglaff, der fromme Erzjunker aus Hinterpommern.

Für die zweimal, in Berlin und Hamburg, erlittene Unbill fand Schneider sich endlich reichlich entschädigt, denn er, der »Feste«, »Treue«, stieg bald darauf zum Intimus der Potsdamer Hofkamarilla auf, welches Avancement ihn zwar vom *Tunnel* mehr und mehr entfernte, aber auch für seine Künstlerfreunde eine unschätzbare Position erobern ließ. Schneider hatte nunmehr das Ohr der hohen und höchsten Gesellschaftskreise. »Der Schauspieler Schneider, als fanatischer Preußenvereiner, wird jetzt am Hof und in der Aristokratie gut aufgenommen, erfährt Schmeicheleien und Vertraulichkei-

ten [...]«, konnte Varnhagen bereits Ende Juli 1849 notieren.⁵⁶ Seine Berufung in das Amt des Königlichen Hofvorlesers, die sicher nicht ohne maßgebliche Beteiligung jener Kreise erfolgte, machte ihn zu einem Mann von Einfluß – einem Einfluß, der sich nicht nur auf die Geschmacksbildung des Monarchen, der Königlichen Familie und der hohen Hofchargen beschränkte; er betraf zugleich das weite Feld der Literaturpolitik. Wessen Erzeugnisse Schneider zum Vortrag auswählte oder dem König empfahl, der durfte sich Hoffnung auf höchste Gnadenerweise (auch pekuniärer Art) und die Förderung seiner literarischen und beruflichen Karriere machen.

»Um diese Zeit begann der König über ihm eingesandte dramatische und andere Dichtungen mein Urtheil durch den Geheimen Kabinetsrath Illaire zu verlangen, zunächst in Bezug darauf, ob die Sachen sich zur Vorlesung eigneten, dann aber bei dramatischen Dichtungen wegen der Aufführbarkeit, endlich auch hinsichtlich der dafür zu bewilligenden Belohnungen; und ich darf wohl sagen, saß ich vieles für Schriftsteller habe thun können und gethan habe.«⁵⁷

Das galt besonders für seine Freunde und Vereinskollegen aus dem *Tunnel*, und Fontane stand mit vornean. Er rangierte in der Sparte »Gedichte« gleich hinter Scherenberg und noch vor seinem Gönner von Merckel. 29 mal erfreute Schneider den König mit »Cooks«, 11 mal mit »Lafontaines« und 7 mal mit »Immermanns« poetischen Erzeugnissen. Gedichte von Heinrich von Mühlher (»Cocceji«), Bernhard von Lepel (»Schenkendorf«), der wie Scherenberg auch selbst vortragen durfte, von Fedor von Köppen (»Willamov«) und anderen fanden gleichfalls die allerhöchste Gnade. In der Sparte »Prosa« reüssierten George Hesekeel (»Claudius«), Heinrich Smidt (»G. A. Bürger«), Carl von Reinhard (»Heinrich Voss«), Paul Heyse (»Hölty«) und Dr. Adolf Widmann (»Macchiavell«). Das im *Tunnel* weniger gepflegte dramatische Genre fand immerhin mit Leo Goldammers⁵⁸ (»Hans Sachs«) *Der Große Kurfürst bei Fehrbellin* und des Geheimen Rats Tempeltes⁵⁹ (»Gellert«) *Klytämnestra* Eingang in das Vortragsprogramm.⁶⁰

Überdies gewährte Schneider die Verbindung zur »kleinen, aber mächtigen Partei« der Kreise um die *Kreuzzeitung*⁶¹, die ihre Hauptbastion am Potsdamer Hof hatte, einen über das bloß Literaturpolitische hinausgehenden Einfluß. Darum verwundert es nicht, daß der Hofvorleser Schneider selbst in den politischen Nachrichten der *Neuen Rheinischen Zeitung* Erwähnung fand.⁶² Der gewöhnlich gut informierte Varnhagen charakterisierte Schneiders Stellung am Hof denn auch im Zusammenhang mit der Kamarilla und ihren Vernetzungen:

»Ueber die Kamarilla; das gouvernement occulte, das immer in Zuständen wie die unsrigen sich findet; es sind gewöhnlich die unbedeutendsten

Personen dabei, Höflinge, deren Stellung ihren Einfluß sichert, Kammerfrauen, Prinzen, Sekretaire, Pfaffen, selten Aerzte. Der Hofschauspieler Schneider ist Vorleser des Königs und ein guter Freund des Assessors Wagener, und solcher Verbindungen gibt es mehrere. Die ›Kreuzzeitung‹ ist in-deß nicht eigentlich das Blatt des Königs, sondern vielmehr des Prinzen von Preußen, vornehmlich aber der Aristokratie und des Militärs, wobei der märkische Adel am meisten in Betracht kommt.«⁶³

Weniger als eigentlicher Politiker denn als ›politische Figur‹ gelangte Schneider bald nach dem März 1848 zu einer über die Grenzen Berlins hinausgehenden Bekanntheit, die ihm als Schauspieler nicht in derselben Weise zuteil geworden war. Zeitweilig schätzte man ihn am Petersburger Zarenhof mehr als in Preußens Hauptstadt. Aber die märkische Provinzialnatur war ihm so in die Art geschlagen, daß sich noch jeder, der nur ein wenig Sinn für poetische oder politische Zwischentöne besaß, an dem rauh-prosaischen Wesen des obstinaten ›Reactionairs‹ reiben mußte. Und dennoch ist er eine Gestalt von hohem Interesse, die für sich und andere vieles im Leben bewegt hat, Vereine gegründet, Sammlungen aufgebaut, Zeitungen und Zeitschriften ins Leben gerufen und, wie es scheint, unermüdlich geschrieben hat – eine Gestalt zwischen Impresario und Entrepreneur hochkonservativer Couleur, die wohl nur unter Friedrich Wilhelm IV. eine solche Bedeutung erlangen konnte.

Anmerkungen

- 1 THEODOR FONTANE: *Von Zwanzig bis Dreißig. Autobiographisches. Nebst anderen selbstbiographischen Zeugnissen.* Hrsg. von KURT SCHREINERT u. JUTTA NEUENDORFF-FÜRSTENAU. München 1973, S. 233.
- 2 Ebd., S. 134.
- 3 In: *Preußen-Buch, enthaltend: Gesänge, Lieder und Gedichte für ächte Preußen, – die ja immer ächte Deutschen [sic] sind, – besonders für das stehende Heer, die Landwehr, die Mitglieder des Treu-Bundes für König und Vaterland, auch für die Veteranen aus den Jahren 1813/15.* Ges. und hrsg. von FERDINAND KOHLHEIM, p. Königlicher Gymnasial-Oberlehrer etc. Berlin: Im Verlag des Herausgebers 1849, Nr. 28, S. 36 f.
- 4 LOUIS SCHNEIDER: *Aus meinem Leben.* 3 Bde. Berlin 1879/80.
- 5 FONTANE: *Von Zwanzig bis Dreißig*, wie Anm. 1, S. 233–247.
- 6 DR. FRIEDRICH HOLTZE: *Erinnerungen an Louis Schneider. Geboren 29. April 1805 in Berlin, gestorben 16. Dezember 1878 in Potsdam.* In: *Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins* Heft 3 (1928), S. 105–123, und Heft 4 (1928), S. 141–159 (mit zwei photographischen Porträts S. 141 und 149; die Beziehungen zum Tunnel werden S. 119–122 geschildert).

- 7 LORE SCHATTEN: *Louis Schneider. Porträt eines Berliners*. In: *Der Bär von Berlin. Jahrbuch des Vereins für die Geschichte Berlins* 8 (1959), S. 116–140, bes. S. 129–132. Vgl. ferner MAX RING: *Nachruf auf Louis Schneider*. In: *Über Land und Meer* 21. Jg., Bd. 41 (Oktober 1878 bis März 1879), Nr. 16; erneut in: MAX RING: *Erinnerungen*. Bd. 1. Berlin 1898, S. 106 ff. WIPPERMANN: *Louis Schneider*. In: *Allgemeine Deutsche Biographie* 32 (1891), S. 134–142. F. NETTO: *Louis Schneider. Ein Lebensbild zu seinem 100. Geburtstag am 29. April 1905*. Verf. und vorgetragen in der 200. Sitzung des Potsdamer Geschichtsvereins am 25. April 1905. Berlin und Potsdam 1905.
- 8 MARC THURET: *Frédéric Guillaume, Louis Schneider et le Tunnel sur la Spree*. 2 Bde. (Phil. Diss.). Paris [1988].
- 9 FONTANE: *Von Zwanzig bis Dreißig*, wie Anm. 1, S. 233.
- 10 Vgl. HUBERTUS FISCHER: »Potsdamer Geschichts-Dilettirungen«. *Unveröffentlichte Briefe Louis Schneiders und Theodor Fontanes an Leopold von Ledebur mit Antwortkonzepten des Empfängers*. In: *Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte* 47 (1996), S. 105–130.
- 11 Es handelt sich um das Stück von R. Ch. G. de Pixérécourt 1805; vgl. *Die Bildbestände der Theatersammlung Louis Schneider im Museum der Preußischen Staatstheater Berlin*. Systematischer Katalog. Hrsg. von ROLF BADENHAUSEN. Berlin 1938 (Schriften der Gesellschaft für Theatergeschichte, Bd. 50), S. 206.
- 12 *Die ewige Lampe*. No. 11. Ausgegeben den 3. Juni 1848. Verantwortlicher Redakteur: DR. CARL SIECHEN nebst Familie. Druck von F. Zschieche in Berlin. Mühlendamm 31a, S. 7 f.
- 13 Vgl. ROLAND BERBIG unter Mitarbeit von BETTINA HARTZ: *Theodor Fontane im literarischen Leben. Zeitungen und Zeitschriften, Verlage und Vereine*. Berlin und New York 2000 (Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft, Bd. 3), S. 110–113.
- 14 Vgl. ECKHARD TROX: *Militärischer Konservatismus. Kriegervereine und »Militärpartei« in Preußen zwischen 1815 und 1848/49*. Stuttgart 1990.
- 15 *Berliner Charivari*. Nr. 3. Zweite Aufl. 1849, S. 42. In: Landesarchiv Berlin Rep. 240, Acc. 685, Nr. 683. – In der Nr. 1 von 1847 hatte der *Charivari* auch Illustrationen von Theodor Hosemann (*Tunnel-Übername*: »Hogarth!«) angekündigt: Landesarchiv Berlin Rep. 240, Acc. 685, Nr. 681; von ihm stammen offensichtlich die beiden Illustrationen auf der letzten Seite der Nr. 2 von 1848: Landesarchiv Berlin Rep. 240, Acc. 685, Nr. 682.
- 16 Vgl. HUBERTUS FISCHER: »Gedichte« – »Soldatenlieder« – »Preußenlieder«. *Wie Fontanes »Preußische Feldherrn« volkstümlich wurden*. In: *Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte* 50 (1999), S. 136–168, mit 14 Abb.

- 17 Vgl. WOLFGANG KRAMER: *Ernst Wilhelm Hengstenberg, die Evangelische Kirchenzeitung und der theologische Rationalismus (Diss.)*. Erlangen-Nürnberg 1972.
- HANS JÜRGEN GABRIEL: *Im Namen des Evangeliums gegen den Fortschritt. Zur Rolle der »Evangelischen Kirchenzeitung« unter E. W. Hengstenberg von 1830 bis 1849*. In: *Beiträge zur Berliner Kirchengeschichte*. Hrsg. von GÜNTHER WIRTH. Berlin 1987, S. 154–176.
- WOLFRAM SIEMANN: *Die evangelischen Kirchen und ihre Stellung zur Revolution von 1848/49*. In: *Die evangelischen Kirchen und die Revolution von 1848*. Neustadt/Aisch 1993, S. 3–16.
- RÜDIGER HACHTMANN: »... ein gerechtes Gericht Gottes« – Protestantismus und die Revolution von 1848: das Beispiel Berlin. In: *Archiv für Sozialgeschichte* XXXVI (1996), S. 205–255.
- 18 Vgl. WOLFGANG SCHWENTKER: *Konservative Vereine und Revolution in Preußen 1848/49. Die Konstituierung des Konservativismus als Partei*. Düsseldorf 1988 (Beiträge zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien, Bd. 85), S. 215.
- 19 Vgl. RÜDIGER HACHTMANN: *Berlin 1848. Eine Politik- und Gesellschaftsgeschichte der Revolution*. Bonn 1997 (Veröffentlichungen des Instituts für Sozialgeschichte e. V., Braunschweig und Bonn), S. 953.
- 20 *Berliner Großmaul*, No. 4 (1848). Sonnabend, den 26. August [1848], letzte Seite. In: Landesarchiv Berlin Rep. 240, Acc. 125, Nr. 665.
- 21 FONTANE: *Von Zwanzig bis Dreißig*, wie Anm. 1, S. 237.
- 22 ROBERT SPRINGER: *Berlin's Strassen, Kneipen und Clubs im Jahre 1848*. Berlin 1850, S. 100 f.
- 23 *Der ewige Lampe, oder Lampe, der Hase*. Herausgeber: Evangelist HENGSTENBERG und dessen Jünger. No. 21. (Die ersten 20 Nummern haben das Imprimatur nicht erhalten und fallen daher aus.) Druck von Brandes & Schultze. Roßstraße 8, S. 8.
- 24 *Kladderadatsch*, Nr. 4, Sonntag, den 28. Mai 1848, S. 15.
- 25 SPRINGER: *Berlin's Strassen*, wie Anm. 22, S. 101 f.
- 26 Vgl. HUBERTUS FISCHER: »Gegen Demokraten helfen nur Soldaten« – Wilhelm von Merckel und die Revolution von 1848/49. Ein politisches Zeitbild. In: *Fontane Blätter* 82 (2006), S. 60–87.
- 27 WILHELM VON MERCKEL: *Zwanzig Gedichte*. Berlin 1850, S. 64.
- 28 SCHNEIDER: *Aus meinem Leben*, wie Anm. 4, 2. Bd., S. 46.
- ADOLF WOLFF: *Berliner Revolutions-Chronik. Darstellung der Berliner Bewegungen im Jahre 1848 nach politischen, socialen und literarischen Beziehungen*. 2. Bd. Berlin 1852. Reprint Vaduz/Liechtenstein 1979, S. 360 f.
- 29 Zu den Aktionen und Gegenaktionen vgl. WOLFF: *Berliner Revolutions-Chronik*, wie Anm. 28, 2. Bd., S. 467 ff.
- 30 SCHNEIDER: *Aus meinem Leben*, wie Anm. 4, 2. Bd., S. 65. Vgl. WOLFF: *Berliner Revolutions-Chronik*, wie Anm. 28, 2. Bd., S. 572 f.

- 31 *Preußen-Buch*, wie Anm. 3, Nr. 90, S. 107 f.
- 32 FONTANE: *Von Zwanzig bis Dreißig*, wie Anm. 1, S. 244.
- 33 Vgl. HACHTMANN: *Berlin 1848*, wie Anm. 19, S. 614–617 (»Konservative Traditionsbildung – die Inbesitznahme der ›Befreiungskriege 1813 bis 1815‹«).
- 34 Das spektakulärste Ereignis des Jahres 1848 war in dieser Hinsicht der Zusammenstoß von Konservativen und Demokraten auf dem Berliner Kreuzberg; vgl. KARL SCHINDLER: *Baron Albert von Seld, ein treuer Königs- und wahrer Volksfreund. Ein Lebensbild*. Basel 1894, S. 187–191. – *Kladderadatsch*, Nr. 15, 13. August 1848, S. 58: »Am 6. August wurde, nachdem die Teltower spurlos verschwunden waren, die deutsche Fahne auf dem Kreuzberg=Monumente aufgesteckt. Die Demokraten haben also das Kreuz überwunden, ihre Gegner aber sind zu Kreuze gekrochen.« – Vgl. *Berliner Krakehler*, Nr. 19, Montag, den 14. August 1848. Verantwortl. Redakteur: DR. COHNFELD. Schnellpressendruck von E. Litfaß. Adler=Straße Nr. 6 (»20,000 Auflage«), S. 4: »Illustrierter Krakehl« mit Karikaturen. In: Landesarchiv Berlin Rep. 240, Acc. 395. Die 35. Wiederkehr der Schlacht bei Großbeeren (23. August 1813) wurde in ähnlicher Weise von den Konservativen genutzt; vgl. HACHTMANN: *Berlin 1848*, wie Anm. 19, S. 616.
- 35 SPRINGER: *Berlin's Strassen*, wie Anm. 22, S. 102.
- 36 Vgl. HORST DENKLER: *Flugblätter in ›jüdischdeutschem‹ Dialekt aus dem revolutionären Berlin 1848/49*. In: *Tel Aviver Jahrbuch für Deutsche Geschichte* Bd. VI (1977), S. 215–257.
- 37 *Preußen-Buch*, wie Anm. 3, Nr. 6, S. 13.
- 38 Vgl. HACHTMANN: *Berlin 1848*, wie Anm. 19, S. 937.
- 39 SCHNEIDER: *Aus meinem Leben*, wie Anm. 4, 2. Bd., S. 65.
- 40 Vgl. *Preußische Bildnisse des 19. Jahrhunderts. Zeichnungen von Wilhelm Hensel*. Ausstellungskatalog Nationalgalerie Berlin/Staatliche Museen Preußischer Kulturbesitz. Berlin 1981, S. 148 f.
- 41 Vgl. WOLFF: *Berliner Revolutions-Chronik*, wie Anm. 28, 2. Bd., S. 467 f.
- 42 Vgl. VEIT VALENTIN: *Geschichte der deutschen Revolution 1848–1849*. Köln und Berlin 1970 (Studien-Bibliothek), Bd. 2, S. 231 f.
- 43 *Preußen-Buch*, wie Anm. 3, Nr. 92, S. 109 f.
- 44 Vgl. HUBERTUS FISCHER: »Marseillaise des preußischen Gardelieutenants«. *Fritz von Gaudy, der Prinz von Preußen und ein vergessenes Fontane-Lied*. In: *Wirken des Wort* 51 (2001), S. 26–41.
- 45 SCHNEIDER: *Aus meinem Leben*, wie Anm. 4, 2. Bd., S. 52.
- 46 Ebd., S. 55. – Vgl. WOLFF: *Berliner Revolutions-Chronik*, wie Anm. 28, 2. Bd., S. 572 f.
- 47 SCHNEIDER: *Aus meinem Leben*, wie Anm. 4, 2. Bd., S. 83.
- 48 Ebd., S. 71 f.

- 49 Ebd., S. 82. Vgl. HACHTMANN: *Berlin 1848*, wie Anm. 19, S. 335 f.
- 50 WOLFF: *Berliner Revolutions-Chronik*, wie Anm. 28, 3. Bd. Berlin 1854, S. 51 f. Anm.
- 51 SPRINGER: *Berlin's Strassen*, wie Anm. 22, S. 102.
- 52 *Kladderadatsch*, Nr. 7, Sonntag, den 18. Juni 1848, S. 25.
- 53 *Der ewige Lampe, oder Lampe, der Hase*, wie Anm. 23, S. 6.
- 54 HACHTMANN: *Berlin 1848*, wie Anm. 19, S. 615 Anm. 24.
- 55 Ebd., S. 342 Anm. 61.
- 56 *Tagebücher von Karl August Varnhagen von Ense*. Bd. 6. Leipzig 1862, S. 285 (25. Juli 1849).
- 57 SCHNEIDER: *Aus meinem Leben*, wie Anm. 4, 2. Bd., S. 290.
- 58 Vgl. HUBERTUS FISCHER: *Goldammer und Goltdammer. »Tunnel«-Geschichten*. In: ROLAND BERBIG, MARTINA LAUSTER und ROLF PARR (Hrsg.): *Zeitdiskurse. Reflexionen zum 19. und 20. Jahrhundert als Festschrift für Wulf Wülfing*. Heidelberg 2004, S. 75–90.
- 59 Karl Ernst Eduard (von) Tempelty wurde am 13. Oktober 1832 in Berlin als Sohn eines akademischen Zeichners geboren, studierte daselbst Philologie und Geschichte, um sich der akademischen Laufbahn zuzuwenden, wurde aber an Titus Ullrichs Stelle als feuilletonistischer Mitarbeiter der *National-Zeitung* gewonnen und wirkte bei der Gründung der *Deutschen Fortschrittspartei* (1861) als Schriftführer im sogenannten »Zentralkomitee«. Inzwischen hatte er verschiedene Dramen veröffentlicht; besonders *Klytämnestra* fand Beifall. Heinrich Laube brachte sie am Wiener Burgtheater zur Aufführung. Dem *Tunnel* hat Tempelty nur vorübergehend angehört. Bereits seit dem Jahre 1862 lebte er am Hof des Herzogs Ernst von Coburg-Gotha, der ihm den Titel eines Kabinettsrats verlieh und ihn 1868 mit der provisorischen Leitung des Coburger Hoftheaters betraute. Definitiv wurde ihm die Leitung 1871 unter Verleihung des Prädikats eines Hoftheater- und Hofkapellintendanten und unter Ernennung zum Geheimen Kabinettsrat übertragen. Inzwischen hatte Tempelty den Herzog 1863 auf den Fürstenkongreß nach Frankfurt begleitet und 1864–65 eine diplomatische Sendung beim Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein in Kiel wahrgenommen. Ende 1873 wurde er auf seine Bitte von der Stellung eines Intendanten entbunden und behielt nur noch die Funktionen als Geheimer Kabinettsrat bei. An seinem 25jährigen Jubiläum als Mitglied und Vorstand des Geheimen Kabinetts (1887) erhielt er den Titel Präsident verliehen, und als er bei Auflösung des letzteren in den Ruhestand trat, wurde er zum Wirklichen Geheimen Rat mit dem Prädikat »Exzellenz« ernannt; zehn Jahre später (1906) verlieh ihm der Herzog mit dem Großkreuz des Ernestinischen Hausordens den erblichen Adelsstand. Zeitpolitisch interessant ist sein Drama *Hie Welf – hie Waiblingen. Vaterländisches Drama in fünf Aufzügen* (Leipzig 1859).

- 60 SCHNEIDER: *Aus meinem Leben*, wie Anm. 4, 2. Bd., S. 326–366 (Übersicht über das Vorgetragene).
- 61 Vgl. HERMANN WAGENER: *Die kleine, aber mächtige Partei*. Berlin 1885.
- 62 *Neue Rheinische Zeitung. Organ der Demokratie*, Nr. 148, Köln, Dienstag, den 21. November 1848. Nachdruck Glashütten im Taunus 1973, S. 777 rechte Spalte. – Nochmalige Erwähnung Schneiders in: *Neue Rheinische Zeitung*, Beilage zu Nr. 154, Köln, Dienstag, den 28. November 1848, S. 815 rechte Spalte.
- 63 *Tagebücher von Karl August Varnhagen von Ense*. Bd. 7. Zürich 1865, S. 284 f. (13. August 1850).

»Czako« oder »Ciacco«? Ein letztes Spiel der Namen in Theodor Fontanes Roman *Der Stechlin*

GEORG WOLPERT

»... daß wir uns einen Namen machen.«

GENESIS 11, 4

»Ich versichere Ihnen, es kommt auf dieser Welt viel
darauf an, wie man heißt; der Name tut viel.«

HEINRICH HEINE¹

Mit dem Eintritt in die Welt erhalten wir unseren Namen, ein erstes Kleid über unsere ontische Nacktheit, das wir nicht mehr ablegen werden, auch nicht mit dem Tod. Uralt und tief vertraut ist diese eine erste Identität stiftende Verbindung eines neugeborenen Menschen mit einem Namen. Schon Homer spricht davon als einem ganz und gar selbstverständlichen Akt: »Denn ganz namenlos bleibt doch unter den Sterblichen niemand, [...] man nennet jeden, sobald ihn die Mutter geboren.«² Infolgedessen konnte »der Glaube an die Identität des Namens mit dem Wesen des Benannten« wohl zu einem ebenso alten menschlichen Gemeingut werden wie die Wahrnehmung des Namens als eines letztlich »unveräußerliche[n] Teil[s], dessen Bedeutung für das Schicksal des Benannten entscheidend ist und dessen Nennung unmittelbar auf das Benannte einwirkt«³; damit verbunden ist aber auch das Wissen um die fatalen Konsequenzen, wenn sich der Mensch an einem »Namen« vergreift.⁴

Wenig verwunderlich ist deshalb die Faszination, die Namen ganz offensichtlich und vielfältig auf Theodor Fontane ein Leben lang ausgeübt haben. Vor allem das – eben auch durch »Namen« evozierte und mit »Namen« verknüpfbare – Problem der Determination hat ihn existentiell in keiner Hinsicht gleichgültig gelassen. Am 4. August 1876, also zwei Tage nach Erhalt seiner Entlassungsurkunde von seinem Amt als Erster Sekretär der Akademie der Künste in Berlin – die durch seinen freiwilligen Rücktritt ausgelöste Ehekrise ist noch nicht ausgestanden –, schreibt Theodor Fontane an seine Frau Emilie:⁵

»Ich wünsche von ganzem Herzen, Dir und mir, daß Deine ruhig-vertrauensvolle Stimmung anhält; glaube mir doch, was auch kommen mag, wir werden durch die bescheidenen Erträge meines Fleißes und meines Talents in anständigen Verhältnissen weiterleben können. Kommt es *doch* anders,

nun so geschieht es, weil es nach ewigen Ratschlüssen so kommen soll, weil wir – um ein schönes Wort der Schrift zu citiren – ›verworfen‹ wurden. An wem Gott ein solches Gericht vollstrecken will, der ist verloren, er mag anfangen was er will, und auch dem ›ersten Ständigen‹ würde der Unbestand menschlicher Dinge bald klargemacht werden. Sieht man aber von solchen Gerichten ab, denen gegenüber es nichts andres giebt als Unterwerfung, so bleibt der Satz bestehn: ›wer für sein Brot arbeitet, der findet es auch.‹[...]«

Das Geheimnis, das die Frage nach einer uns und unser Dasein zwar bestimmenden, unserem Willen und Verstand aber unzugänglichen höheren Macht umgibt, hat Fontane immer neu fasziniert. Deshalb empfiehlt er beispielsweise dem Sohn Theodor am 12. August 1895 die Lektüre der persönlichen Erlebnisse des preußischen Offiziers Julius von Verdy du Vernois – wie Fontane von hugenottischer Abstammung – im 1870er Kriege,⁶ wobei er anmerkt:

»Alles, wie auch im Leben des einzelnen, hängt immer an einem Faden, und daß ein hoher Rätselwille alles Irdische leitet, jedenfalls aber, daß sich alles unserer menschlichen Weisheit entzieht, das muß auch dem Ungläubigsten klar werden.«⁷

Die Wochen unmittelbar vor der Konzeption und ersten Niederschrift des *Stechlin* – also vor dem November 1895 – sehen Fontane tief erschüttert durch den aufgrund der Begleitumstände besonders tragischen Selbstmord des ältesten und einzig überlebenden Sohnes des Verlegers Wilhelm Hertz, der wie sein Vater auch mit dem Autor befreundet war.⁸ In seinem Brief an Paul Schlenther vom 19. Oktober 1895 macht Fontane nach einem kurzen Dank dieses Ereignis sofort zum Thema:

»Es hat alles was von antiker Art und Größe. Ich bin mir dessen voll bewußt. Und doch ist etwas da, das die künstlerische Behandlung auszuschließen scheint, dramatisch gewiß, aber auch erzählerisch. Mich beschäftigt die Frage, woran und worin das wohl liegt. Ich möchte vorläufig annehmen, *darin*, daß wir es beständig mit einem Gespenst zu thun haben, das für die, die darüber sprechen, und nun gar erst für die, die darüber *fühlend nachdenken*, von großer Wirkung ist, aber weder im Drama noch in der Erzählung auftreten kann und das, wenn es immer nur durch Monologe hinschreitet, langweilig und zuletzt halb komisch wird. Übrigens, bitte, schließen Sie aus diesen Erwägungen nicht, daß ich etwa den verwegenen und mit Rücksicht auf die Zeitnähe gröblich geschmacklosen Gedanken gehabt hätte, diese erlebte Tragödie schwarz auf weiß fixieren zu wollen. Dazu stehe ich dem beständig nach ›Stoff‹ schnüffelnden Ideal meines alten Lepel doch nicht nahe genug!«⁹

Sollte nun aber die Möglichkeit, das Hohe und Rätselhafte des Schicksals mit dem scheinbar leichten Spiel der Namen verknüpfen zu können und es –

in diesem Spiel verborgen – doch noch zu thematisieren, den Autor Fontane nicht gerade bei der Ausarbeitung des neuen Romans gelockt haben? Immerhin läßt sich feststellen, daß im *Stechlin* speziell das mit dem »Namen« verknüpfte Problem der Determination ihn über die eigene persönlich-existentielle Betroffenheit hinaus geführt und als Erzähler ontologisch und nicht nur erzähltechnisch herausgefordert hat.¹⁰

Denn Namen sind nicht nur rätselhaft und verborgen mit dem Schicksal des Benannten verknüpft, Namen reden auch. Manche können und sollen offen Bekenntnis ablegen und Realien wirklich oder auch nur scheinbar bestätigen, sie können täuschen – sowohl den Träger des Namens selbst als auch seine Umwelt. Gerade als Zeichenträger können sie die vorgefundene oder vorgegebene Wirklichkeit konterkarieren. Weil sie Anspielungen ermöglichen, haben sie auch schon in allen Romanen Fontanes vor dem *Stechlin* – vielfältig und mehr oder weniger subtil – mit einem ganz eigenen Anteil an der Ergänzung des manifesten Textes durch Subtexte beigetragen.

Das Spiel der Namen steckt also voller Möglichkeiten. Als Spiel *mit* den Namen verfeinert es Fontanes Kunst eines *disguised symbolism*¹¹, trägt zu seinem Humor¹² spezifische Nuancen bei und kann aufmerksam machen »auf die Tatsache, daß außer den in sich geschlossenen Texten auch unabgeschlossene entstehen, welche jene transzendieren«. ¹³ Als Spiel *der* Namen stellt es Fragen.

Auch an den Autor! Und so wird insbesondere Fontanes letzter Roman *Der Stechlin* neben vielem anderen auch noch einmal zu einer letzten großen Auseinandersetzung mit der Frage nach der Freiheit, zu der das solchermaßen doppelt zu verstehende Spiel *der* beziehungsweise *mit* den Namen herausfordert. Dieses allerdings bedenkliche, weil schicksalsmächtige Spiel durchwandert nun, einem Flußlauf gleich, der erst teilweise kartiert ist, mäandernd zwischen Namenversessenheit und Namenvergessenheit¹⁴, den gesamten Text, und zwar von der ersten bis zur letzten Seite. Wenn der Erzähler unmittelbar zu Beginn des Romans aufzählt, was oder wer alles den Namen »Stechlin« trägt, thematisiert er sogleich – und zwar verunsichernd und gerade so programmatisch – die Frage nach der Singularität und nach der Eindeutigkeit alles Benannten, womit zugleich auch schon die Fraglichkeit und Vieldeutigkeit des Schlußsatzes vorbereitet ist. So kann für den Leser am Ende des Romans die Irritation des Anfangs wie ein Schatten auch auf den von Melusine formulierten Schlußsatz fallen – »es ist nicht nötig, daß die Stechline weiterleben, aber es lebe *der Stechlin*.« (S. 462)¹⁵ – und die Frage aufwerfen, ob der Erzähler hinter dieser apodiktischen Figurenrede neben anderem nicht eben auch die folgende ominöse Frage verbergen könnte: »Nötig ist nicht, daß die Benannten weiterleben, aber es lebe der Name?«

Ein solch weit gespanntes und in sich widersprüchliches Spiel darf nicht einigen wenigen, und schon überhaupt nicht der Verfügung des Erzählers allein überlassen bleiben; es wäre kaum denkbar ohne die vielen *Figuren*kommentare zu Namen, und zwar zu den eigenen und den fremden. *Der Stechlin* zeichnet sich denn auch durch einen besonderen Reichtum solcher Kommentare aus: Selbst Nebenfiguren wie dem Hausbesitzer Schickedanz (S. 138, 140), dem Portier Hartwig (S. 176) oder dem Musiker Wrschowitz (S. 148–150) werden sie zugestanden. Den Reigen eröffnet hier allerdings – wie könnte es auch anders sein – der geheime Mittelpunkt aller, die den Namen des Titels tragen, der alte Stechlin, dem man in der Taufe »den pommerschen Namen ›Dubslav‹ beigelegt hatte« (S. 9):

»Gewiß, meine Mutter war eine Pommersche, noch dazu von der Insel Usedom, und ihr Bruder, nun ja, der hieß Dubslav. Und so war denn gegen den Namen schon um des Onkels willen nicht viel einzuwenden, und um so weniger, als er ein Erbonkel war. (Daß er mich schließlich schändlich im Stich gelassen, ist eine Sache für sich.) Aber trotzdem bleib' ich dabei, solche Namensmanscherei verwirrt bloß. Was ein Märkischer ist, der muß Joachim heißen oder Woldemar. Bleib im Lande und taufe dich redlich. Wer aus Friesack is, darf nicht Raoul heißen.« (S. 9f.)

Seinem einzigen Sohn hat Dubslav denn auch folgerichtig den Namen »Woldemar« gegeben, doch es ist gewiß kein Zufall, daß die Wortfelder in der Semantik der beiden Vornamen »Dubslav« und »Woldemar« einander weitgehend überschneiden: Der slawische Name »Dubslav« ist eine Zusammensetzung aus »tapfer, tüchtig, stark« und »Ruhm«,¹⁶ der deutsche Name »Woldemar« aus »stark sein, tüchtig sein, herrschen, walten« und »ruhmvoll«.¹⁷

Daß Dubslav allerdings mit seinem Versuch, »solche Namensmanscherei« für den Sohn zu vermeiden, ausgerechnet eine neue schafft, indem er nun den deutschen Vornamen mit einem slawischen Nachnamen¹⁸ verbindet, gehört zu den sublimen Hinweisen des Erzählers auf die Unentrinnbarkeit des Menschen aus dem ihm Vorgegebenen.

Dafür, daß für Fontane nun tatsächlich eine rätselhafte Beziehung zwischen Name und Schicksal besteht, findet sich ein besonders aufschlußreicher Beleg in dem Konvolut der überlieferten handschriftlichen Entwurfsfassungen des Romans, in welchen der Autor seine Ideen noch spontan zu Papier gebracht und weniger kontrolliert, beschnitten und kanalisiert hat. Gerade jene Passagen, die er dann, weil sie tatsächlich zu eindeutig festgelegt hätten, nicht in die endgültige Fassung des Romans übernommen hat, sind es, die hier manifestere Hinweise geben können. So verbindet beispielsweise der Entwurf des Gesprächs zwischen Rex und Czako auf dem Heimweg von

der Beerdigung des alten Stechlin tatsächlich noch den Begriff der Prädestination mit dem Namen:¹⁹

»Ich habe noch nie erlebt, daß man so seinen Namen um nichts und wieder nichts gehabt hätte. [*Über der Zeile* Name, – das ist unsre Prädestination im großen und kleinen, das ist das Entscheidende.] [...] Man redet immer von Pathen. [...] Die eigentlichen [*darüber* wirklichen] Pathen, die werden nie in's Kirchenbuch geschrieben, das sind die [*über der Zeile mit Bleistift* die draußen stehn, mitunter dreitausend Jahr zurück und] deren Namen man [*über der Zeile mit Bleistift* zufällig] führt [*überschrieben* ,] [*über der Zeile mit Bleistift* wenn es einen Zufall giebt. Es giebt aber keine]. Ich will das nicht weiter ausführen und belegen. Aber wenn Sie [*über der Zeile* neben einem Bergsee hoch oben] auf einem Graubündter Schloße sitzen [...] und nun wird Ihnen eine Tochter geboren und kaum daß sie da ist, so sagen Sie zu Ihrer Frau ›sie soll Melusine heißen‹, so hört das die Melusine unten im See oder die Gespielinnen hören es oder das ganze Geschlecht hört es und sie nicken sich zu und von dem Augenblick an ist Ihre Melusine nicht mehr Ihre, sondern sie gehört den Pathen an, den uneingeschriebenen Pathen unten im See.«²⁰

Von dieser Äußerung fällt nun ein ganz eigenes Licht auf ihren Sprecher, auf Ministerialassessor von Rex, da ihm vom Erzähler genau das verweigert wird, was er ihn doch selbst »das Entscheidende« nennen läßt: nämlich einen »Namen«. Denn der Taufname – und so versteht das auch Rex – ist der eigentliche Name des Menschen, der Familienname ist der *Zuname*.²¹ Mit anderen Worten: Zu den sprechenden Leerstellen des Namensspiels gehört also auch dies, daß Rex wohl einen Titel und einen Zunamen trägt, vor welchem sogar sein Freund Czako in feinem Spott »Respekt« zeigt – »Und die Rex?« ›Vor diesem Namen mach' ich Halt.« (S. 122) –, daß jedoch der eigentliche, sein Taufname also, dem Leser verborgen bleibt, sogar in den persönlichen Anreden. Dies gilt auch für seinen Freund Czako, während der dritte im Bund der Freunde, der junge Stechlin, vom Erzähler regelmäßig und sogar von den Freunden hin und wieder mit seinem Taufnamen genannt wird.

So ist es denn auch der ausschließlich in seinen Familiennamen verbannte Czako, und das kann bei diesem Namen – laut zeitgenössischem Brockhaus bezeichnet Czako eine »militärische Kopfbedeckung von Filz mit plattem Deckel«²² – kaum verwundern, *die* Person im Roman, welche sich am meisten und offensivsten mit dem eigenen Namen beschäftigt. Und nicht zufällig ist es gerade diese seine Namenversessenheit, über der Czako, wenn auch mit feiner Selbstironie – die preußische Infanterie hatte ja unter Friedrich Wilhelm IV. den Tschako bereits durch den Helm ersetzt –, jenen oben

angesprochenen berühmten Schlußsatz des Romans – »es ist nicht nötig, daß die Stechline weiterleben, aber es lebe *der Stechlin*.« (S. 462) – prälu- diert. Hierdurch wird dieser ein weiteres Mal in den großen Zusammenhang mit dem Spiel der Namen gerückt und – im Vergleich mit Czacos Aussage – ein weiterer Blick auf die ganz andere Dimension des Schlußsatzes und sei- ner Sprecherin ermöglicht, die beide gekennzeichnet sind von einer su- chend-schwebenden Bewegung »zwischen elementarischer Kühle und lie- bender Menschlichkeit«²³. Wie eindimensional und apodiktisch – bei allem Humor – wirkt dagegen Czacos präluzierendes Statement:

»Unsere Leute gefallen sich nun 'mal in der Idee, sie hingen mit dem Fortbestande der göttlichen Weltordnung aufs engste zusammen. In Wahr- heit liegt es so, daß wir sämtlich abkommen können. Ohne die Czacos geht es nun schon gewiß, wofür sozusagen historisch-symbolisch der Beweis er- bracht ist.« (S. 122)²⁴

Der Humor kann allerdings nicht darüber hinwegtäuschen: Czako, laut Woldemar »der beste Kerl von der Welt« (S. 251), leidet gleich in zweifacher Hinsicht an seinem Namen und ist vielleicht gerade deshalb so namenver- sessen. »Czako« steht zum einen der militärischen Karriere im Weg:

»[...] meine Wenigkeit ist noch nicht 'ran gekommen. Ich denke mir, es liegt an meinem Namen. Hier hat ›Czako‹ ja auch schon einen Beigeschmack, einen Stich ins Komische, aber das Slavische drin giebt ihm in Berlin etwas Apartes, während es in Petersburg wahrscheinlich heißen würde: ›Czako‹ was soll das? Was soll Czako? [...] Ja, ich gehe noch weiter und bin nicht einmal sicher, ob man da drüben nicht Lust bezeugen könnte, in der Wahl von ›Czako‹ einen Witz oder versteckten Affront zu wittern.« (S. 250f.)

Zum andern leidet aber auch die erhoffte erotische »Karriere«, denn der Name »Czako«, seine Konnotation »militärische Kopfbedeckung von Filz mit plattem Deckel« muß – mehr noch als Stand und Vermögen – schon im Vorfeld die erträumte Werbung um Melusine verhindern. »Melusine is [sic] mehr. Alles, was aus dem Wasser kommt, ist mehr. Venus kam aus dem Wasser [...]« (S. 252).

Melusine wird, auch darin ganz Gegensatz zu Czako, von »alle[r] Welt [...] bei ihrem Vornamen« (S. 125) genannt. Bei ihrer Scheidung hatte sie den Namen des Ehemannes, Ghiberti, wieder abgelegt und genießt trotz oder aufgrund ihrer herausfordernden Erklärung »Namen bedeuten nichts.« (S. 165) gerade jene Huldigungen, die ihr eigens über ihren Namen zuteil werden. In all ihrem Kokettieren weiß sie natürlich schon lange und ebenso- gut wie Czako um das, was dieser, als er zum erstenmal von ihrem Namen hört, unter vier Augen gegenüber Rex äußert: »Melusine? Hören Sie [...], das läßt aber tief blicken.« (S. 125)

Interessant ist, daß Woldemar, der – anders als Czako – auf Melusines Herausforderung unmittelbar repliziert, dies trotz der dabei auch dargebrachten Huldigung in einer gewissen Distanziertheit tut, wenn er die direkte Anrede (in der zweiten Person) vermeidet:

»[...] Namen bedeuten nichts.«

›Wer Melusine heißt, sollte wissen, was Namen bedeuten.«

›Ich weiß es, leider. Denn es giebt Leute, die sich vor »Melusine« fürchten.«

›Was immer eine Dummheit, aber doch viel mehr noch eine Huldigung ist.« (S. 165)

Der selbstbestimmte Umgang Melusines mit ihrem Ehenamen erinnert noch einmal in besonderer Weise an einen weiteren Aspekt unserer Namen: Sie sind aus dem Tauf- und Familiennamen zusammengesetzte, eine Gegebenheit, welche die Reflexion über sie sehr komplizieren, zugleich aber auch bereichern kann. Auch dieser Komplexität trägt der Text des Romans Rechnung. So scheinen auf den ersten Blick die Folgen – »alle Welt nennt sie jetzt nur noch bei ihrem Vornamen« (S. 125) – von Melusines Entscheidung, »den Namen von Ghiberti wieder« (S. 125) abzutun, die Vermutung zu bestätigen, daß – anders als der eigentliche, der erste Name – der zweite, der Name der Familie,²⁵ weniger schicksalhaft sei. Er wird abgelegt (beispielsweise nach einer Scheidung), er wird gewechselt (mit der Eheschließung), er wird geteilt (mit den anderen Mitgliedern der Familie). Doch Vorsicht! Deutet doch schon der allgemein übliche Brauch – ein Brauch, der so alt sein dürfte wie der Nachname selbst –, diesen Nachnamen mit der Hochzeit, also auf der mittleren der drei entscheidenden Schwellen eines Menschenlebens, zu modifizieren,²⁶ ein Tieferes an: Es wird ja mit dem nun gemeinsamen Namen auch ein gemeinsames Schicksal angenommen, welches zudem in sich – sozusagen als Samenkörner – neue Namen und neue Schicksale enthält und folglich auch konstituieren kann.

Die Tragweite und Tiefe dieser Vereinigung der Ehepartner unter einem gemeinsamen Namen ist auch da latent gegenwärtig, wo diese nur unreflektiert mitvollzogen oder miterlebt wird. Insofern kann Melusine ihren Ehenamen wohl abzulegen versuchen; in der Gesellschaft aber, bei ihren Freunden und Bekannten bleibt er mit ihr verbunden (und eigentlich um so mehr Thema der Konversationen). Auch das zeigt der Roman.

Wie ist das aber im umgekehrten Fall? Wenn ein Mensch seinen Namen ändern möchte, nicht weil er sich von einem ihm inzwischen ungeliebten oder sogar verhaßten Menschen vollständig trennen möchte, sondern weil er in der vorweggenommenen Änderung oder auch Modifikation seines Namens eine Chance sieht, sich einem geliebten oder verehrten Menschen überhaupt erst anzunähern?

Das im *Stechlin* und damit in Fontanes Erzählwerk überhaupt letzte Gespräch, das über »Namen« geführt wird, thematisiert genau diese Frage. Bei der Heimfahrt vom Begräbnis des alten Stechlin erläutert Czako seinem Freunde Rex, als wie aussichtslos er – allein angesichts seines Namens – von vorneherein jede Werbung um Melusine glaubt betrachten zu müssen:

»Und dazu diese verteufelt vornehmen Namen: Barby, Ghiberti. Was soll da Czako? Teuerster Rex, man muß den Mut haben, den Thatsachen ins Auge zu sehn. Ich mache mir kein Hehl draus, Czako hat was merkwürdig Kommißmäßiges, etwa wie Landwehrmann Schultze.« (S. 455)

Die Antwort des Freundes ist höchst einfach, dabei sehr raffiniert:

»Zugegeben. Aber was schadet das? Italienisieren Sie sich und schreiben Sie sich von morgen ab Ciacco. Dann sind Sie dem Ghiberti trotz seiner Grafenschaft dicht auf den Hacken.« (S. 455)

Das besticht auf den ersten Blick, auch Czako selbst, wie seine Reaktion zeigt: »Sapristi, Rex, c'est une idée.« (S. 455) Der bloße Klang eines Namens aber genügt nicht, er kann täuschen, nicht nur harmlos, allenfalls einen Fauxpas im Hinblick auf kunstgeschichtliche Bildung provozierend wie bei Woldemars Verwechslung von Millet mit Millais (S. 281), sondern tiefer, letztlich existentiell.

Ciacco. Schon der Anlaut – »ciacche« für »klatsch, platsch« – läßt Schlimmes ahnen, weist er onomatopoetisch doch nicht nur auf das Schlagen der Wellen ans Ufer hin, sondern auch auf das Klatschen der Ohrfeige wie überhaupt auf das Klatschen einer Hand auf nacktes Fleisch. Und mehr noch, würde Czako tatsächlich dem Rat des Freundes folgen, dann hieße er nicht mehr »Tschako« oder »Käppi«, sondern – »ciacco è nome di porco«²⁷ – »Schwein«, und dies mit deutlicher Konnotation von »schmutzig« und »dreckig«, denn auch dafür steht »ciacco«. Möglicherweise wäre er Ghiberti dann wirklich, und das mehr, als ihm lieb sein könnte, »dicht auf den Hacken.« (S. 455)

Auf diese Weise wird dem Leser hier nun wenigstens ansatzweise auch eine Antwort ermöglicht auf die in der Druckfassung des Romans – anders als in den Entwürfen, die unmißverständlich feststellen: »Der Graf war ein Spieler und Roué«²⁸ – bewußt im Dunkel gelassene Frage, was denn nun in dem großen Apennintunnel zwischen Ghiberti und Melusine tatsächlich geschah und was sich hinter ihrer Aussage verbirgt: »Und als ich aus dem Tunnel heraus war, wußt' ich, welchem Elend ich entgegenlebte« (S. 351): Hatte etwa Ghiberti die Gelegenheit, im Dunkel des Tunnels eine versteckte Zärtlichkeit zu schenken, ungenutzt gelassen, und befürchtete Melusine deshalb, in einer lieblos kalten Ehe leben zu müssen? Oder hatte er seine junge Ehefrau vergewaltigt oder zu vergewaltigen versucht? Mit einem »Ciacco«, der

The following is a list of the names of the persons who have been admitted to the membership of the Society since the last meeting. The names are given in the order in which they were admitted.

Name	Address	Date of Admission
Mr. J. H. Smith	123 Main St., N.Y.C.	Jan. 15, 1875
Mr. W. B. Jones	456 Broadway, N.Y.C.	Jan. 20, 1875
Mr. C. D. Brown	789 Park Ave., N.Y.C.	Jan. 25, 1875
Mr. E. F. Green	1010 Fifth Ave., N.Y.C.	Jan. 30, 1875
Mr. G. H. White	1212 Madison Ave., N.Y.C.	Feb. 5, 1875
Mr. I. J. Black	1414 E. 86th St., N.Y.C.	Feb. 10, 1875
Mr. K. L. Gray	1616 5th Ave., N.Y.C.	Feb. 15, 1875
Mr. M. N. Blue	1818 3rd Ave., N.Y.C.	Feb. 20, 1875
Mr. O. P. Red	2020 1st Ave., N.Y.C.	Feb. 25, 1875
Mr. Q. R. Purple	2222 2nd Ave., N.Y.C.	Feb. 30, 1875
Mr. S. T. Yellow	2424 3rd Ave., N.Y.C.	Mar. 5, 1875
Mr. U. V. Green	2626 4th Ave., N.Y.C.	Mar. 10, 1875
Mr. W. X. Blue	2828 5th Ave., N.Y.C.	Mar. 15, 1875
Mr. Y. Z. Red	3030 6th Ave., N.Y.C.	Mar. 20, 1875
Mr. A. B. Purple	3232 7th Ave., N.Y.C.	Mar. 25, 1875
Mr. C. D. Yellow	3434 8th Ave., N.Y.C.	Mar. 30, 1875
Mr. E. F. Green	3636 9th Ave., N.Y.C.	Apr. 5, 1875
Mr. G. H. Blue	3838 10th Ave., N.Y.C.	Apr. 10, 1875
Mr. I. J. Red	4040 11th Ave., N.Y.C.	Apr. 15, 1875
Mr. K. L. Purple	4242 12th Ave., N.Y.C.	Apr. 20, 1875
Mr. M. N. Yellow	4444 13th Ave., N.Y.C.	Apr. 25, 1875
Mr. O. P. Green	4646 14th Ave., N.Y.C.	Apr. 30, 1875
Mr. Q. R. Blue	4848 15th Ave., N.Y.C.	May 5, 1875
Mr. S. T. Red	5050 16th Ave., N.Y.C.	May 10, 1875
Mr. U. V. Purple	5252 17th Ave., N.Y.C.	May 15, 1875
Mr. W. X. Yellow	5454 18th Ave., N.Y.C.	May 20, 1875
Mr. Y. Z. Green	5656 19th Ave., N.Y.C.	May 25, 1875
Mr. A. B. Blue	5858 20th Ave., N.Y.C.	May 30, 1875
Mr. C. D. Red	6060 21st Ave., N.Y.C.	Jun. 5, 1875
Mr. E. F. Purple	6262 22nd Ave., N.Y.C.	Jun. 10, 1875
Mr. G. H. Yellow	6464 23rd Ave., N.Y.C.	Jun. 15, 1875
Mr. I. J. Green	6666 24th Ave., N.Y.C.	Jun. 20, 1875
Mr. K. L. Blue	6868 25th Ave., N.Y.C.	Jun. 25, 1875
Mr. M. N. Red	7070 26th Ave., N.Y.C.	Jun. 30, 1875
Mr. O. P. Purple	7272 27th Ave., N.Y.C.	Jul. 5, 1875
Mr. Q. R. Yellow	7474 28th Ave., N.Y.C.	Jul. 10, 1875
Mr. S. T. Green	7676 29th Ave., N.Y.C.	Jul. 15, 1875
Mr. U. V. Blue	7878 30th Ave., N.Y.C.	Jul. 20, 1875
Mr. W. X. Red	8080 31st Ave., N.Y.C.	Jul. 25, 1875
Mr. Y. Z. Purple	8282 32nd Ave., N.Y.C.	Jul. 30, 1875
Mr. A. B. Yellow	8484 33rd Ave., N.Y.C.	Aug. 5, 1875
Mr. C. D. Green	8686 34th Ave., N.Y.C.	Aug. 10, 1875
Mr. E. F. Blue	8888 35th Ave., N.Y.C.	Aug. 15, 1875
Mr. G. H. Red	9090 36th Ave., N.Y.C.	Aug. 20, 1875
Mr. I. J. Purple	9292 37th Ave., N.Y.C.	Aug. 25, 1875
Mr. K. L. Yellow	9494 38th Ave., N.Y.C.	Aug. 30, 1875
Mr. M. N. Green	9696 39th Ave., N.Y.C.	Sep. 5, 1875
Mr. O. P. Blue	9898 40th Ave., N.Y.C.	Sep. 10, 1875
Mr. Q. R. Red	10000 41st Ave., N.Y.C.	Sep. 15, 1875
Mr. S. T. Purple	10202 42nd Ave., N.Y.C.	Sep. 20, 1875
Mr. U. V. Yellow	10404 43rd Ave., N.Y.C.	Sep. 25, 1875
Mr. W. X. Green	10606 44th Ave., N.Y.C.	Sep. 30, 1875
Mr. Y. Z. Blue	10808 45th Ave., N.Y.C.	Oct. 5, 1875
Mr. A. B. Red	11010 46th Ave., N.Y.C.	Oct. 10, 1875
Mr. C. D. Purple	11212 47th Ave., N.Y.C.	Oct. 15, 1875
Mr. E. F. Yellow	11414 48th Ave., N.Y.C.	Oct. 20, 1875
Mr. G. H. Green	11616 49th Ave., N.Y.C.	Oct. 25, 1875
Mr. I. J. Blue	11818 50th Ave., N.Y.C.	Oct. 30, 1875
Mr. K. L. Red	12020 51st Ave., N.Y.C.	Nov. 5, 1875
Mr. M. N. Purple	12222 52nd Ave., N.Y.C.	Nov. 10, 1875
Mr. O. P. Yellow	12424 53rd Ave., N.Y.C.	Nov. 15, 1875
Mr. Q. R. Green	12626 54th Ave., N.Y.C.	Nov. 20, 1875
Mr. S. T. Blue	12828 55th Ave., N.Y.C.	Nov. 25, 1875
Mr. U. V. Red	13030 56th Ave., N.Y.C.	Nov. 30, 1875
Mr. W. X. Purple	13232 57th Ave., N.Y.C.	Dec. 5, 1875
Mr. Y. Z. Yellow	13434 58th Ave., N.Y.C.	Dec. 10, 1875
Mr. A. B. Green	13636 59th Ave., N.Y.C.	Dec. 15, 1875
Mr. C. D. Blue	13838 60th Ave., N.Y.C.	Dec. 20, 1875
Mr. E. F. Red	14040 61st Ave., N.Y.C.	Dec. 25, 1875
Mr. G. H. Purple	14242 62nd Ave., N.Y.C.	Dec. 30, 1875
Mr. I. J. Yellow	14444 63rd Ave., N.Y.C.	Jan. 5, 1876
Mr. K. L. Green	14646 64th Ave., N.Y.C.	Jan. 10, 1876
Mr. M. N. Blue	14848 65th Ave., N.Y.C.	Jan. 15, 1876
Mr. O. P. Red	15050 66th Ave., N.Y.C.	Jan. 20, 1876
Mr. Q. R. Purple	15252 67th Ave., N.Y.C.	Jan. 25, 1876
Mr. S. T. Yellow	15454 68th Ave., N.Y.C.	Jan. 30, 1876
Mr. U. V. Green	15656 69th Ave., N.Y.C.	Feb. 5, 1876
Mr. W. X. Blue	15858 70th Ave., N.Y.C.	Feb. 10, 1876
Mr. Y. Z. Red	16060 71st Ave., N.Y.C.	Feb. 15, 1876
Mr. A. B. Purple	16262 72nd Ave., N.Y.C.	Feb. 20, 1876
Mr. C. D. Yellow	16464 73rd Ave., N.Y.C.	Feb. 25, 1876
Mr. E. F. Green	16666 74th Ave., N.Y.C.	Feb. 30, 1876
Mr. G. H. Blue	16868 75th Ave., N.Y.C.	Mar. 5, 1876
Mr. I. J. Red	17070 76th Ave., N.Y.C.	Mar. 10, 1876
Mr. K. L. Purple	17272 77th Ave., N.Y.C.	Mar. 15, 1876
Mr. M. N. Yellow	17474 78th Ave., N.Y.C.	Mar. 20, 1876
Mr. O. P. Green	17676 79th Ave., N.Y.C.	Mar. 25, 1876
Mr. Q. R. Blue	17878 80th Ave., N.Y.C.	Mar. 30, 1876
Mr. S. T. Red	18080 81st Ave., N.Y.C.	Apr. 5, 1876
Mr. U. V. Purple	18282 82nd Ave., N.Y.C.	Apr. 10, 1876
Mr. W. X. Yellow	18484 83rd Ave., N.Y.C.	Apr. 15, 1876
Mr. Y. Z. Green	18686 84th Ave., N.Y.C.	Apr. 20, 1876
Mr. A. B. Blue	18888 85th Ave., N.Y.C.	Apr. 25, 1876
Mr. C. D. Red	19090 86th Ave., N.Y.C.	Apr. 30, 1876
Mr. E. F. Purple	19292 87th Ave., N.Y.C.	May 5, 1876
Mr. G. H. Yellow	19494 88th Ave., N.Y.C.	May 10, 1876
Mr. I. J. Green	19696 89th Ave., N.Y.C.	May 15, 1876
Mr. K. L. Blue	19898 90th Ave., N.Y.C.	May 20, 1876
Mr. M. N. Red	20100 91st Ave., N.Y.C.	May 25, 1876
Mr. O. P. Purple	20302 92nd Ave., N.Y.C.	May 30, 1876
Mr. Q. R. Yellow	20504 93rd Ave., N.Y.C.	Jun. 5, 1876
Mr. S. T. Green	20706 94th Ave., N.Y.C.	Jun. 10, 1876
Mr. U. V. Blue	20908 95th Ave., N.Y.C.	Jun. 15, 1876
Mr. W. X. Red	21110 96th Ave., N.Y.C.	Jun. 20, 1876
Mr. Y. Z. Purple	21312 97th Ave., N.Y.C.	Jun. 25, 1876
Mr. A. B. Yellow	21514 98th Ave., N.Y.C.	Jun. 30, 1876
Mr. C. D. Green	21716 99th Ave., N.Y.C.	Jul. 5, 1876
Mr. E. F. Blue	21918 100th Ave., N.Y.C.	Jul. 10, 1876
Mr. G. H. Red	22120 101st Ave., N.Y.C.	Jul. 15, 1876
Mr. I. J. Purple	22322 102nd Ave., N.Y.C.	Jul. 20, 1876
Mr. K. L. Yellow	22524 103rd Ave., N.Y.C.	Jul. 25, 1876
Mr. M. N. Green	22726 104th Ave., N.Y.C.	Jul. 30, 1876
Mr. O. P. Blue	22928 105th Ave., N.Y.C.	Aug. 5, 1876
Mr. Q. R. Red	23130 106th Ave., N.Y.C.	Aug. 10, 1876
Mr. S. T. Purple	23332 107th Ave., N.Y.C.	Aug. 15, 1876
Mr. U. V. Yellow	23534 108th Ave., N.Y.C.	Aug. 20, 1876
Mr. W. X. Green	23736 109th Ave., N.Y.C.	Aug. 25, 1876
Mr. Y. Z. Blue	23938 110th Ave., N.Y.C.	Aug. 30, 1876
Mr. A. B. Red	24140 111th Ave., N.Y.C.	Sep. 5, 1876
Mr. C. D. Purple	24342 112th Ave., N.Y.C.	Sep. 10, 1876
Mr. E. F. Yellow	24544 113th Ave., N.Y.C.	Sep. 15, 1876
Mr. G. H. Green	24746 114th Ave., N.Y.C.	Sep. 20, 1876
Mr. I. J. Blue	24948 115th Ave., N.Y.C.	Sep. 25, 1876
Mr. K. L. Red	25150 116th Ave., N.Y.C.	Sep. 30, 1876
Mr. M. N. Purple	25352 117th Ave., N.Y.C.	Oct. 5, 1876
Mr. O. P. Yellow	25554 118th Ave., N.Y.C.	Oct. 10, 1876
Mr. Q. R. Green	25756 119th Ave., N.Y.C.	Oct. 15, 1876
Mr. S. T. Blue	25958 120th Ave., N.Y.C.	Oct. 20, 1876
Mr. U. V. Red	26160 121st Ave., N.Y.C.	Oct. 25, 1876
Mr. W. X. Purple	26362 122nd Ave., N.Y.C.	Oct. 30, 1876
Mr. Y. Z. Yellow	26564 123rd Ave., N.Y.C.	Nov. 5, 1876
Mr. A. B. Green	26766 124th Ave., N.Y.C.	Nov. 10, 1876
Mr. C. D. Blue	26968 125th Ave., N.Y.C.	Nov. 15, 1876
Mr. E. F. Red	27170 126th Ave., N.Y.C.	Nov. 20, 1876
Mr. G. H. Purple	27372 127th Ave., N.Y.C.	Nov. 25, 1876
Mr. I. J. Yellow	27574 128th Ave., N.Y.C.	Nov. 30, 1876
Mr. K. L. Green	27776 129th Ave., N.Y.C.	Dec. 5, 1876
Mr. M. N. Blue	27978 130th Ave., N.Y.C.	Dec. 10, 1876
Mr. O. P. Red	28180 131st Ave., N.Y.C.	Dec. 15, 1876
Mr. Q. R. Purple	28382 132nd Ave., N.Y.C.	Dec. 20, 1876
Mr. S. T. Yellow	28584 133rd Ave., N.Y.C.	Dec. 25, 1876
Mr. U. V. Green	28786 134th Ave., N.Y.C.	Dec. 30, 1876
Mr. W. X. Blue	28988 135th Ave., N.Y.C.	Jan. 5, 1877
Mr. Y. Z. Red	29190 136th Ave., N.Y.C.	Jan. 10, 1877
Mr. A. B. Purple	29392 137th Ave., N.Y.C.	Jan. 15, 1877
Mr. C. D. Yellow	29594 138th Ave., N.Y.C.	Jan. 20, 1877
Mr. E. F. Green	29796 139th Ave., N.Y.C.	Jan. 25, 1877
Mr. G. H. Blue	29998 140th Ave., N.Y.C.	Jan. 30, 1877
Mr. I. J. Red	30200 141st Ave., N.Y.C.	Feb. 5, 1877
Mr. K. L. Purple	30402 142nd Ave., N.Y.C.	Feb. 10, 1877
Mr. M. N. Yellow	30604 143rd Ave., N.Y.C.	Feb. 15, 1877
Mr. O. P. Green	30806 144th Ave., N.Y.C.	Feb. 20, 1877
Mr. Q. R. Blue	31008 145th Ave., N.Y.C.	Feb. 25, 1877
Mr. S. T. Red	31210 146th Ave., N.Y.C.	Feb. 30, 1877
Mr. U. V. Purple	31412 147th Ave., N.Y.C.	Mar. 5, 1877
Mr. W. X. Yellow	31614 148th Ave., N.Y.C.	Mar. 10, 1877
Mr. Y. Z. Green	31816 149th Ave., N.Y.C.	Mar. 15, 1877
Mr. A. B. Blue	32018 150th Ave., N.Y.C.	Mar. 20, 1877
Mr. C. D. Red	32220 151st Ave., N.Y.C.	Mar. 25, 1877
Mr. E. F. Purple	32422 152nd Ave., N.Y.C.	Mar. 30, 1877
Mr. G. H. Yellow	32624 153rd Ave., N.Y.C.	Apr. 5, 1877
Mr. I. J. Green	32826 154th Ave., N.Y.C.	Apr. 10, 1877
Mr. K. L. Blue	33028 155th Ave., N.Y.C.	Apr. 15, 1877
Mr. M. N. Red	33230 156th Ave., N.Y.C.	Apr. 20, 1877
Mr. O. P. Purple	33432 157th Ave., N.Y.C.	Apr. 25, 1877
Mr. Q. R. Yellow	33634 158th Ave., N.Y.C.	Apr. 30, 1877
Mr. S. T. Green	33836 159th Ave., N.Y.C.	May 5, 1877
Mr. U. V. Blue	34038 160th Ave., N.Y.C.	May 10, 1877
Mr. W. X. Red	34240 161st Ave., N.Y.C.	May 15, 1877
Mr. Y. Z. Purple	34442 162nd Ave., N.Y.C.	May 20, 1877
Mr. A. B. Yellow	34644 163rd Ave., N.Y.C.	May 25, 1877
Mr. C. D. Green	34846 164th Ave., N.Y.C.	May 30, 1877
Mr. E. F. Blue	35048 165th Ave., N.Y.C.	Jun. 5, 1877
Mr. G. H. Red	35250 166th Ave., N.Y.C.	Jun. 10, 1877
Mr. I. J. Purple	35452 167th Ave., N.Y.C.	Jun. 15, 1877
Mr. K. L. Yellow	35654 168th Ave., N.Y.C.	Jun. 20, 1877
Mr. M. N. Green	35856 169th Ave., N.Y.C.	Jun. 25, 1877
Mr. O. P. Blue	36058 170th Ave., N.Y.C.	Jun. 30, 1877
Mr. Q. R. Red	36260 171st Ave., N.Y.C.	Jul. 5, 1877
Mr. S. T. Purple	36462 172nd Ave., N.Y.C.	Jul. 10, 1877
Mr. U. V. Yellow	36664 173rd Ave., N.Y.C.	Jul. 15, 1877
Mr. W. X. Green	36866 174th Ave., N.Y.C.	Jul. 20, 1877
Mr. Y. Z. Blue	37068 175th Ave., N.Y.C.	Jul. 25, 1877
Mr. A. B. Red	37270 176th Ave., N.Y.C.	Jul. 30, 1877
Mr. C. D. Purple	37472 177th Ave., N.Y.C.	Aug. 5, 1877
Mr. E. F. Yellow	37674 178th Ave., N.Y.C.	Aug. 10, 1877
Mr. G. H. Green	37876 179th Ave., N.Y.C.	Aug. 15, 1877
Mr. I. J. Blue	38078 180th Ave., N.Y.C.	Aug. 20, 1877
Mr. K. L. Red	38280 181st Ave., N.Y.C.	Aug. 25, 1877
Mr. M. N. Purple	38482 182nd Ave., N.Y.C.	Aug. 30, 1877
Mr. O. P. Yellow	38684 183rd Ave., N.Y.C.	Sep. 5, 1877
Mr. Q. R. Green	38886 184th Ave., N.Y.C.	Sep. 10, 1877
Mr. S. T. Blue	39088 185th Ave., N.Y.C.	Sep. 15, 1877
Mr. U. V. Red	39290 186th Ave., N.Y.C.	Sep. 20, 1877
Mr. W. X. Purple	39492 187th Ave., N.Y.C.	Sep. 25, 1877
Mr. Y. Z. Yellow	39694 188th Ave., N.Y.C.	Sep. 30, 1877
Mr. A. B. Green	39896 189th Ave., N.Y.C.	Oct. 5, 1877
Mr. C. D. Blue	40098 190th Ave., N.Y.C.	Oct. 10, 1877
Mr. E. F. Red	40300 191st Ave., N.Y.C.	Oct. 15, 1877
Mr. G. H. Purple	40502 192nd Ave., N.Y.C.	Oct. 20, 1877
Mr. I. J. Yellow	40704 193rd Ave., N.Y.C.	Oct. 25, 1877
Mr. K. L. Green	40906 194th Ave., N.Y.C.	Oct. 30, 1877
Mr. M. N. Blue	41108 195th Ave., N.Y.C.	Nov. 5, 1877
Mr. O. P. Red	41310 196th Ave., N.Y.C.	Nov. 10, 1877
Mr. Q. R. Purple	41512 197th Ave., N.Y.C.	Nov. 15, 1877
Mr. S. T. Yellow	41714 198th Ave., N.Y.C.	Nov. 20, 1877
Mr. U. V. Green	41916 199th Ave., N.Y.C.	Nov. 25, 1877
Mr. W. X. Blue	42118 200th Ave., N.Y.C.	Nov. 30, 1877
Mr. Y. Z. Red	42320 201st Ave., N.Y.C.	Dec. 5, 1877
Mr. A. B. Purple	42522 202nd Ave., N.Y.C.	Dec. 10, 1877
Mr. C. D. Yellow	42724 203rd Ave., N.Y.C.	Dec. 15, 1877
Mr. E. F. Green	42926 204th Ave., N.Y.C.	Dec. 20, 1877
Mr. G. H. Blue	43128 205th Ave., N.Y.C.	Dec. 25, 1877
Mr. I. J. Red	43330 206th Ave., N.Y.C.	Dec. 30, 1877
Mr. K. L. Purple	43532 207th Ave., N.Y.C.	Jan. 5, 18

Ghiberti »dicht auf den Hacken« ist, deutet die Druckfassung des Romans dieselbe Antwort an wie die Entwürfe. Nur verzögert. Und sublimer.

Und aus diesem großen Zusammenhang fällt nun auch ein neues Licht auf ein kleines, *hier* rätselhaftes Wort, das in dem abschließenden Satz jener Passage, in welcher Melusine das Elend ihrer Ehe anspricht, zentral gestellt ist, nämlich auf das kleine Wörtchen »auch« in der Antwort der Freundin, der Baronin von Berchtesgaden: »Aber so gleich ein Tunnel. Es ist doch auch wie ein Schicksal.« (S. 351)

Doch all dies läßt fragen: Hat Theodor Fontane die Semantik des Wortes »Ciacco« überhaupt gekannt? Oder verdankt sich der neue italienische Name nur »Ghiberti« und dem Zufall der reinen Klang-Assoziation? Dies ist möglich. Sollte aber ein Autor, der bekanntlich mit höchster Sorgfalt an den »Finessen«, welche er seinen Arbeiten »mit auf den Lebensweg« gab,²⁹ arbeitete, ausgerechnet bei der in seinem Erzählwerk letzten, dazu in sich so virtuos gestalteten und komplex auf das Ganze bezogenen Figurenrede über Namen ein so wichtiges Detail wie die Bedeutung des neu ins Spiel gebrachten Namens außer acht gelassen haben?

Kehren wir zu den an jener kleinen Sprechszene beteiligten Personen zurück: Der, um den es geht, Czako, das wird deutlich, weiß und ahnt nichts. Doch wie steht es um den, der die Namensänderung vorschlägt? Weiß Rex, was »Ciacco« bedeutet und welch unfreundlichen Rat er seinem Freund hier gibt? Ist das wirklich ganz auszuschließen? Und ist sein Rat deshalb vorstellbar als eine – wie ja in solchen Konstellationen häufig – unverhältnismäßig hart und grob geratene Antwort auf die vielen kleinen frivolen Nadelstiche seines Freundes? Oder aber weiß Rex tatsächlich nichts von der Bedeutung des Namens, sondern empfiehlt ihn seinem Freund nur wegen der klanglichen Schönheit? Oder erinnert er sich möglicherweise – eine Bildungsreminiszenz, die durchaus zu Rex passen würde – an den Schlemmer Ciacco in Dantes *Divina Commedia*?³⁰ Könnte es also sein, daß er seinem Freund doch nur helfen oder ihn warnen will? Oder will er gar Czakos Verlangen ad absurdum führen? Was also beabsichtigt Rex mit seiner Empfehlung? Der Text scheint uns keine eindeutigen Anhaltspunkte geben zu wollen, die weiterhelfen könnten.

Kommen wir zum dritten, zum Erzähler! Gesteht Fontane wenigstens ihm unmißverständlich zu, daß er weiß, was er hier erzählt? Spricht dafür nicht schon der in Rex' Diktum fein versteckte Hinweis auf den ansonsten im Roman – anders als in den Entwürfen – sehr dezent behandelten Charakter Ghibertis als Ehemann? Und – vielleicht noch bedeutsamer – die kurze und wahrhaft »königliche« Rolle einer Nemesis, die Rex hier zugewiesen bekommt, wenn er dem Freund, der sein Schicksal überlisten will, ganz im

antik-klassischen Muster gerade *das* Mittel in die Hand spielt, welches die gewünschte Loslösung *vom* Schicksal bewirken soll, in Wirklichkeit aber die wichtigste Zutat würde zur Erfüllung gerade dieses Schicksals?

Wie auch die Antworten ausfallen könnten, eins ist gewiß: Sollte Fontane hier nicht mit dem Namen gespielt haben, so hat der Name mit ihm gespielt, beziehungsweise mit seinem Text und seiner Verantwortung gegenüber dem Schicksal der von ihm geschaffenen Figuren.

Bleiben also keine Spielräume?

Das Schicksal ist streng verstanden weder Fügung noch Zufall und *erscheint* doch immer »als unabänderlich und unentrinnbar«. ³¹ Doch changiert nicht tatsächlich im menschlichen Leben und Deuten – und insofern auch im Erzählen – die Wahrnehmung des Schicksals zwischen beiden oben genannten Polen, die, genau betrachtet, aus dem Schicksalsbegriff eben nicht (antagonistisch) ausgeschlossen, sondern in ihm (polar) verbunden und lebendig werden? Auch die Deutungen des Prädestinationsglaubens müssen in diesem Spannungsfeld gesehen werden – mit deutlicher Präferenz zu »Fügung«, ohne daß allerdings der »Zufall« gänzlich ausgeblendet werden kann.

Auf die eben gestellte Frage nach Erlebnis- und Gestaltungsspielräumen im Hinblick auf das Spiel der Namen gibt unser Roman deutliche, wenn auch nicht immer eindeutige Antworten. Es gibt keine Sicherheit, doch auch nicht *einfach* Freiheit. Dem großen – hier nur in einigen Ansätzen skizzierten – Bogen der Namenversessenheit korrespondiert im Roman der nicht weniger große, jedoch naturgemäß unauffälligere der Namenvergessenheit. Von Armgard beispielsweise ist kein Bedenken, Spielen oder Kokettieren mit dem eigenen Namen überliefert. Nur von Woldemar wird gesagt, daß er sich auch mit ihrem Namen beschäftigt, und dies gleich am ersten Abend ihrer Bekanntschaft, doch nicht im Gespräch, sondern verborgen im Tagebuch:

»[...] an der anderen [Armgard] alles Charakter, oder, wenn das zu viel gesagt sein sollte, Schlichtheit, Festigkeit. Es bleibt mit den Namen doch eine eigne Sache« (S. 135f.).

Mit der Armgard aus Schillers *Wilhelm Tell* (IV, 3) verbindet Woldemar in Gedanken – und dies notiert er auch – die Festigkeit, mit welcher sie »dem Landvogt so mutig in den Zügel fällt« (S. 136), doch sicherlich auch – und dies notiert er (noch!) nicht – den Grund dieser »Festigkeit«, nämlich ihre Treue und Liebe, welche sie – obwohl »furchtsam« ³² – mutig für das Leben und die Freiheit ihres Mannes einstehen lassen. Und zwar – auch dies kennzeichnet sie – mit dem Ruf: »Gnade! Gnade!« ³³ Dazu paßt, daß Armgard – anders als ihre Schwester Melusine, die sich von einem guten Namen und möglicherweise den mit diesem assoziierten Paradiestüren ³⁴ hat blenden lassen und deshalb übersehen konnte, daß ein Paradies nur von außen be-

trachtet Türen hat, die man erst wahrnimmt, wenn sie dann verschlossen sind, – daß Armgard sich nicht will blenden lassen, sondern, als sie aufgefordert wird, sich zwischen zwei Königinnen, welche zugleich »Typen« (S. 289) sind, zu entscheiden, ganz gelassen den Namen einer der beiden Kontrahentinnen aufnimmt, um mit ihm eine andere Elisabeth ins Spiel zu bringen:

»[...] und, um es kurz zu sagen, Elisabeth von Thüringen ist mir lieber als Elisabeth von England. Andern leben und der Armut das Brot geben – darin allein ruht das Glück. Ich möchte, daß ich mir *das* erringen könnte. Aber man erringt sich nichts. Alles ist Gnade.« (S. 289)

Die beiden Schlußsätze der Erklärung Armgards sind kennzeichnend – und zugleich von heller Gelassenheit – in dem sonst doch eher düsteren Spiel um die Abhängigkeit von Namen und Vorbestimmung, das Fontanes letzten Roman durchwebt. Und sie sind es, die letztlich den Ausschlag geben. So wird Armgard gewählt und offensichtlich glücklich. Glücklich auch, weil ihr Name verheißt, daß sie – und das ist ja ihr erklärter Wunsch – ihrerseits glücklich machen kann: »durch Fügung ein Schutz«³⁵. Sollte es ein Zufall sein, daß ihr Name sogar semantisch einen sublimen Hinweis auf die Prädestination enthält?

Die Romanhandlung bestätigt das Glück der jungen Ehefrau. Denn würde eine unglücklich oder problematisch verheiratete Frau wohl freiwillig und gern dem abwechslungsreichen Leben in der Großstadt, das so vieles kompensieren kann, ein Eheleben in der ländlichen Einsamkeit – man denke nur an Effi Briest³⁶ – vorziehen (S. 460)? Kann deshalb Armgard (und mit ihr Woldemar) auch ganz bewußt darauf verzichten, sich – und zwar ausdrücklich um der »Freiheit« (S. 461) willen – in der Gesellschaft einen Namen zu machen? Kann aber dieser Aspekt einer ganz und gar nicht selbstverständlichen, aber sich selbst verständlichen Lebensentscheidung vom Erzähler deshalb – wie überhaupt jeweils das Besondere, das Persönlichste, das Intimste (nehmen wir nur die eben angesprochene Verlobung, die beispielsweise so erzählt wird: »[...]« (S. 289) – anders als mit einer seiner spezifischen Leerstellen gewürdigt werden?

Natürlich kann erst auf dem Hintergrund eines bewußten und vielleicht auch versessenen auch ein gelassener und vergessender Umgang mit den Namen für den Menschen wünsch- und wahrnehmbar werden. Letztlich – das zeigt Fontanes letzter großer Roman – macht es ein Menschenleben aus, daß der Mensch in *beidem* sich findet und *beides* in sich.

Anmerkungen

- 1 HEINRICH HEINE: *Die Bäder von Lucca*. Heines Werke in fünf Bänden (BDK). Berlin und Weimar 1972. Bd. III, S. 265.
- 2 HOMER: *Odyssee*. (In der Übertragung von Johann Heinrich Voss). München 1957, VIII. Gesang, 553–555.
- 3 *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*. Hrsg. von HANNS-BÄCHTOLD STÄUBLI. Berlin und New York 1987. Bd. VI, S. 950–962 (Art. »Name«), S. 950 f.
- 4 So erzählen die »literarisch« von Fontane sehr hoch geschätzten Frères Goncourt – »Ich bin ein Gebrüder Goncourt-Schwärmer« (Brief vom 27.7.1897 an Horwitz in: HFA IV/4, Nr. 486, S. 464 f.) – beispielsweise in ihrem kleinen 1864 veröffentlichten Roman *Renée Mauperin*, wie die Aneignung eines fremden Namens zu schlimmen Verwicklungen, zu einem Duell, zum Tod und zum Unglück einer ganzen Familie führt. »Ganz zu Anfang [als der vollständig heruntergekommene Adlige Jean de Villacourt in einer älteren Zeitungszahl lesen muß, daß ein Herr Henri Mauperin den Namen de Villacourt übernehmen werde] war es ihm vorgekommen, als hätte man ihm einen Peitschenhieb ins Gesicht versetzt. Dann hatte er sich gesagt, daß man ihm seinen Namen stehle, das sei alles, sein Name sei nichts mehr wert und nur noch der Name eines Bettlers. Aber diese Gelassenheit hatte nicht lange vorgehalten: Der Gedanke an den Diebstahl seines Namens war ihm nach und nach wiedergekommen, verletzend, bitterer, ärgerlicher. Schließlich war er ihm als einziges geblieben; er konnte es nicht ertragen und machte sich auf den Weg.« – EDMOND UND JULES DE GONCOURT: *Renée Mauperin*. Übers. v. ELISABETH KUHS. Stuttgart 1989, S. 173.
- 5 GBA, *Der Ehebriefwechsel*, Bd. 3, Nr. 491, S. 65. Vgl. HFA IV/2, Nr. 430, S. 538 f. Dazu auch JOCHEN DESEL: »Land-Fremde waren wir, nicht Herzens-Fremde«. Fontane und die Hugenotten. In: *Fontane, Kleist und Hölderlin*. Hrsg. von HUGO AUST, BARBARA DÖLEMAYER und HUBERTUS FISCHER. Würzburg 2005 (Fontaneana, Bd. 2), S. 45–58, hier S. 56 f.
- 6 Erschienen von Juni bis Oktober 1895 in Bd. 83 und 84 der *Deutschen Rundschau* (hrsg. von JULIUS RODENBERG).
- 7 HFA IV/4, Nr. 490, S. 469.
- 8 Hans Hertz war am Morgen des 15. Oktober 1895 in seiner Lichterfelder Wohnung tot aufgefunden worden. Eine Reihe von Schicksalsschlägen – der Tod all seiner Brüder und seines jüngsten Kindes – hatte ihn zuvor bereits aus dem Gleichgewicht gebracht; zudem hatte er zunehmend unter der manisch-depressiven Veranlagung seiner Frau Helene geborene Strack gelitten, die nun im Oktober 1895 nach mehrjährigem Sanatoriumsaufenthalt zu ihm zurückkehren sollte. »Seine empfindsame Natur war einer solchen Belastung nicht gewachsen. Das besondere tragische Moment war hierbei, daß die Schwäger

- Strack in Hamburg schon ein Telegramm aufgegeben hatten: ›Leni kehrt nicht zu Dir zurück, sie kommt zu uns‹, welches Hans Hertz nicht mehr unter den Lebenden antraf« (FREDERICK BETZ: »Die Zwanglose Gesellschaft zu Berlin«, S. 102–104) – zitiert nach HFA IV/5/II, S. 915.
- 9 HFA IV/4, Nr. 513, S. 491.
- 10 Zu der Kunst der Namen im Werk Theodor Fontanes vgl. folgende Aufsätze: RENATE BÖSCHENSTEIN: *Namen als Schlüssel bei Hoffmann und bei Fontane*. In: *Colloquium helveticum* 23 (1996), S. 67–91; RENATE BÖSCHENSTEIN: *Caecilia Hexel und Adam Krippenstapel. Beobachtungen zu Fontanes Namengebung*. In: *FBI* 62 (1996), S. 31–57. Diese beiden Aufsätze sind wiederveröffentlicht in dem von HANNA DELF VON WOLZOGEN und HUBERTUS FISCHER in der Reihe Fontaneana, Band 3 herausgegebenen Studienbuch RENATE BÖSCHENSTEIN: *Verborgene Facetten. Studien zu Fontane*. Würzburg 2006 (S. 300–328 und 329–360), aus welchem in folgendem auch zitiert wird; PETER DEMETZ: *Formen des Realismus: Theodor Fontane. Kritische Untersuchungen*. München 1964 (hier das Kapitel »Zur Rhetorik Fontanes: Die Kunst der Namen«, S. 193–203); WOLFGANG ERTL: *Die Personennamen in den Romanen Theodor Fontanes*. In: *Fontane Blätter* 34 (1982), S. 204–214.
- 11 Diesen von Panofsky – ERWIN PANOFSKY: *Early Netherland Painting. Its origin and character*. Cambridge (Mass.) 1953 – in die Kunstgeschichte eingeführten Begriff hat Peter-Klaus Schuster in die Fontane-Exegese eingebracht: PETER-KLAUS SCHUSTER: *Effi Briest – Ein Leben nach christlichen Bildern*. Tübingen 1978.
- 12 Hier sei an die Grundbedeutung erinnert: (lat.) *humor* bzw. *umor*: Feuchtigkeit, Flüssigkeit, Wasser, Saft.
- 13 BÖSCHENSTEIN: *Namen als Schlüssel*, wie Anm. 10, S. 327.
- 14 Dieser Doppel-Begriff verdankt sich dem entsprechenden zu den »Zeichen« in HELMUT PFOTENHAUERS Aufsatz: *Zeichenversessener Realismus. Fontanes »Stechlin«*. In: HELMUT PFOTENHAUER: *Sprachbilder. Untersuchungen zur Literatur seit dem achtzehnten Jahrhundert*. Würzburg 2000, S. 187–206, hier S. 189.
- 15 Die Seitenzahlen in Klammer verweisen auf die Ausgabe THEODOR FONTANE: *Der Stechlin*. Roman. Hrsg. von KLAUS-PETER MÖLLER. Berlin 2001 (GBA, *Das erzählerische Werk*, Bd. 17).
- 16 Dubslav, Dobislav oder Dobieslav, Dobsclaff: slawisch, zusammengesetzt aus »dobj-« (fest, tapfer, streitbar, tüchtig, stark) und »slava« oder »slawa« (Ruhm, Ehre); vgl. *Brockhaus' Konversations-Lexikon*. 14. Aufl. Bd. XIV. Leipzig 1895, S. 1033 (Art. »Slava«); HANS BAHLOW: *Deutsches Namenlexikon. Familien- und Vornamen nach Ursprung und Sinn erklärt*. 2. Aufl. Frankfurt am Main 1976, S. 97; *Duden Bd. 7. Etymologie*. Mannheim 1963, S. 701; BÖSCHENSTEIN: *Caecilia*, wie Anm. 10, S. 353.

- 17 Woldemar, Waldemar: ahd., zusammengesetzt aus »waltan« (lat. *valere*) (stark sein, tüchtig bzw. umsichtig sein, herrschen, walten) und »mâri« (groß, bedeutend, berühmt); vgl. *Duden* Bd. 7: *Etymologie*, wie Anm. 16, S. 422 und 753; *Reclams Namenbuch*. Hrsg. von THEO HERRLE. 11. Aufl. Stuttgart 1970, S. 41.
- 18 Stechlin (wie andere Ortsnamen mit Stech-: beispielsweise Stechau oder Stechow): slawisch »stek« (Pfütze), vgl. BAHLOW: *Deutsches Namenlexikon*, wie Anm. 16, S. 497.
- 19 Rückseite der Blätter 23–21 des im Stadtmuseum Berlin aufbewahrten Manuskriptkonvoluts zum *Stechlin* – Stadtmuseum Berlin, Inv.-Nr. V-67/865, 504 Blatt (vgl. FONTANE: *Der Stechlin*, wie Anm. 15, S. 526–543).
- 20 Ebd., S. 540 f. Kommentar.
- 21 *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*, wie Anm. 3, S. 959.
- 22 *Brockhaus' Konversations-Lexikon*, wie Anm. 16, Bd. IV (1894), S. 660 (Art. »Czako«) und Bd. XV (1895), S. 1027 (Art. »Tschako«). Laut *Handbuch der Uniformkunde* wird der Tschako als militärische Kopfbedeckung bei den europäischen Armeen in napoleonischer Zeit eingeführt. Die »Übersicht über die [innerhalb bestimmter Zeitabschnitte *allen* Ländern] gemeinsamen Grundzüge der Uniformierung« notiert für die Zeit von etwa 1805 bis 1850 lakonisch: »Ein- oder zweireihiger Frack mit langen oder kurzen Schößen (Collett). Anstelle des [dreiseitig aufgeschlagenen und mit Tressen verzierten] Hutes tritt der Tschako [...] Der Zopf ist abgelegt.« *Handbuch der Uniformkunde. Die militärische Tracht in ihrer Entwicklung bis zur Gegenwart*. Begründet von Prof. RICHARD KNÖTEL. Grundlegend überarbeitet, fortgeführt und erweitert von HERBERT KNÖTEL D. J. und HERBERT SIEG. Mit 1600 Uniformdarstellungen nach Zeichnungen von Richard Knötel und Herbert Knötel d. J. 6. Aufl. Hamburg 1937. (Photomechanischer Nachdruck Meisenheim 1964, S. 4) In Preußen hatte speziell die »Katastrophe von 1806 [...] mit der Reorganisation der Armee auch eine gänzliche Änderung der Uniform zur Folge. Der Zopf fiel jetzt weg, der Hut wurde durch den Tschako ersetzt.« (S. 11) Details zur Entwicklung dieser Kopfbedeckung insbesondere bei der preußischen Armee unter Anpassung an den modischen Geschmack der Zeit gibt das *Handbuch der Uniformkunde* auf den Seiten 5–47 (passim); so brachte beispielsweise schon das Jahr 1814 eine erste Änderung: »die Tschakos erhielten eine geschweiftere Form und infolgedessen einen größeren Deckel« (S. 12). Die Uniformdarstellungen des *Handbuchs* zeigen den Tschako in den Abb. 3, 5, 8, 10, 14, 15 u. 17.
- 23 RENATE BÖSCHENSTEIN: *Fontanes Melusine-Motiv*. In: *Euphorion* 56 (1962), S. 69–104. Wieder veröffentlicht in: RENATE BÖSCHENSTEIN: *Verborgene Facetten*, wie Anm. 10, S. 15–63, hier S. 57.
- 24 Der Tschako war zwar 1840 in der preußischen Armee für die Infanterie durch den Helm bzw. die Pickelhaube ersetzt worden, lebte allerdings – wie

- bei den Franzosen in der leichten Form des sogenannten Käppi (*kepy*) – auch in der deutschen Armee fort, bei den Jägern, den Schützen, der Luftschifferabteilung, dem Train und der Marineinfanterie (siehe Abb.). Vgl. *Brockhaus' Konversations-Lexikon*, wie Anm. 16, Bd. IX (1895), S. 6–19 (Art. »Helm«) und Bd. XV (1895), S. 1027 (Art. »Tschako«).
- 25 Entscheidend für die Entwicklung der »Nachnamen« war das Anwachsen der Bevölkerung. Der *eine* Name reichte nicht mehr zur Unterscheidung. So wurde zum Taufnamen der Name des Vaters hinzugefügt, der Hinweis auf die Herkunft, die Wohnstätte, das Kennzeichen des Hauses, der Vermerk des Standes und Gewerbes oder die Angabe einer auszeichnenden oder auffallenden Eigenschaft. »Diese Bezeichnungen, die *nach* dem eigentlichen Namen stehen (*Nachnamen*), bleiben bei der Familie (*Familiennamen*) [...]. Die Entwicklung des Nachnamens geht vom Hochadel aus (um 1050) über die Ministerialen und Bürger bis zu den Hörigen (1200)«. *Reclams Namenbuch*, wie Anm. 17, S. 7 f.
- 26 Zu Fontanes Zeit war dieser Namenswechsel – anders als heute – der Frau vorbehalten. Und durch den Zusatz »geb.« oder »geborene« blieb auch der ursprüngliche Familienname präsent.
- 27 SALVATORE BATTAGLIA: *Grande Dizionario della Lingua Italiana*. III (Cert-Dag). Turin 1964, S. 105. Dazu: *Wörterbuch der italienischen und deutschen Sprache*. Erster Teil. Hergestellt vom Centro Lessicografico Sansoni unter der Leitung von Vladimiro Macchi. 2., verb. u. erw. Aufl. Mailand 1994, S. 249.
- 28 FONTANE: *Der Stechlin*, wie Anm. 15, S. 540 Kommentar; vgl. Anm. 19.
- 29 Brief an Emil Dominik vom 14.7.1887, in HFA IV/3, Nr. 521, S. 550 f.
- 30 *Inf.* VI. Ciacco, ein nicht ohne Sympathie dargestellter »Sünder«, sitzt im dritten Kreis der Hölle – da bellt »das arge Ungeheuer Cerberus« auf »alle, die versunken im Genuß« – und war bis zu seinem Tod ein stadtbekannter Schlemmer in Florenz (vgl. auch BOCCACCIO: *Il Decamerone* IX 8); der Name könnte die Koseform von Giacomo, wahrscheinlich aber eher ein Spitzname sein, der auf die Lebensweise seines Trägers verweist. Hier stellt sich natürlich die Frage, inwieweit Fontane *Die göttliche Komödie* überhaupt rezipiert hat. In dem – unvollständigen! – Katalog seiner Bibliothek findet sie sich bislang nicht, nur die (seit 1945 im TFA vermißte) kleine Schrift BONAVENTURA GENELLI: *Umriss zu Dantes Göttliche Komödie*. Neue Ausg. mit erläuterndem Text in deutscher, italienischer u. französischer Sprache. Hrsg. von M. JORDAN. Leipzig 1865. X, 24 gez. Bl. 2°; vgl. WOLFGANG RASCH: *Zeitungstiger, Bücherfresser. Die Bibliothek Theodor Fontanes als Fragment und Aufgabe betrachtet*. In: *Imprimatur. Ein Jahrbuch für Bücherfreunde*. N. F. XIX (2005), S. 127. In Fontanes Briefen, Reisetagebüchern und Reisefeuilletons finden sich zwar mehrfach Erwähnungen zur Person und zur Dichterpersönlichkeit Dan-

tes (bzw. zu Bildnissen oder Örtlichkeiten), auf die Inhalte der Dichtungen geht Fontane allerdings nicht ein. Besonders kennzeichnend ist in diesem Zusammenhang die Bemerkung Fontanes in seinem Brief an James Morris vom 16.4.1896 (HFA IV/4, Nr. 601, S. 554): »Mir drängte sich dabei wieder auf, wie dem Ruhm immer lokale Grenzen gezogen sind, und wie wenig *Weltgrößen* es gibt. Vielleicht hat dies Jahrtausend nur drei produziert: Columbus, Shakespeare, Napoleon. Ein großer Dichter, wie Dante, ist bloß ein Name. Er wird genannt, aber er lebt nicht.«

31 *Die Religion in Geschichte und Gegenwart* (Handwörterbuch für Theologie und Religionswissenschaft). 3. Aufl. Tübingen 1962. Bd. 5, Sp. 1404–1410 (Art. »Schicksal«), Sp. 1405.

32 FRIEDRICH SCHILLER: *Wilhelm Tell* (IV, 3, nach V. 2716).

33 FRIEDRICH SCHILLER: *Wilhelm Tell* (IV, 3, V. 2733).

34 Lorenzo Ghiberti (1378–1455) schuf die mit Reliefs geschmückten Bronzetüren des Baptisteriums in Florenz, vielleicht wegen der Thematik der ersten Tafel des alttestamentlichen Zyklus, vielleicht aber auch wegen Michelangelos Diktum, diese Türen seien es wert, den Eingang des Paradieses zu schmücken, »Paradiestüren« genannt. Rex spricht deshalb etwas anzüglich von den »Himmelsthüren«, welche der Ghiberti'schen Ehe »durchaus« gefehlt haben sollen (S. 125).

35 »Arm« beruht mit verwandten Wörtern in anderen indogermanischen Sprachen auf der Wurzel *ar[ə]- »fügen, zupassen«. Die Bedeutung von »Arm« hat sich demnach aus dem Wortfeld »Fügung, Gelenk, Glied« entwickelt, zu welchem beispielsweise auch (vgl. »Harmonie«) »Übereinstimmung, Einklang« gehören; – »gard« geht auf »gardan« gleich »schützen, bewahren, behüten, bewachen« zurück (vgl. »Garde«). *Duden*, Bd. 7. *Etymologie*, wie Anm. 16, S. 33 und 197.

36 THEODOR FONTANE: *Effi Briest*. Roman. Hrsg. von CHRISTINE HEHLE. Berlin 1998 (GBA, *Das erzählerische Werk*, Bd. 15), Kap. 25: Der Erzähler spricht ganz ausdrücklich vom »Glück« in jener Passage, in welcher er die sieben guten Jahre der Innstettens in Berlin zusammenfaßt (S. 262).

Theodor Fontane und Wilhelm Wolfsohn – eine interkulturelle Beziehung. Briefe, Dokumente, Reflexionen. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Itta Shedletzky. Bearb. von Hanna Delf von Wolzogen, Christine Hehle und Ingolf Schwan. Tübingen: Mohr Siebeck 2006. XXVI, 545 S. (Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Baeck Instituts; 71) 89,00 €

Fontane lernte Wilhelm Wolfsohn (1820–1865) im Herbst 1841 in Leipzig kennen. In dem aus Odessa stammenden jüdischen Schriftsteller, Journalisten und Übersetzer fand er einen Freund, der ihn in seinem Bemühen um berufliche und künstlerische Etablierung mit rührender Anteilnahme unterstützte. Der Briefwechsel der beiden jungen Autoren, das früheste zusammenhängende Briefkonvolut Fontanes, dokumentiert die Geschichte dieser Freundschaft im vor- und nachmärzlichen Deutschland. Den Anlass für die Neuedition bot der glückliche Umstand, dass das Theodor-Fontane-Archiv im Jahr 2002 43 Briefe Fontanes an Wolfsohn vom Leo-Baeck-Institut in Jerusalem erwerben konnte. Damit waren, zusammen mit den Briefen Wolfsohns an Fontane, die das Archiv seit 1956 verwahrt, zum ersten Mal die Voraussetzungen geschaffen für eine Revision der teilweise durch Auslassungen und Eingriffe korrumpierten Briefe. Gegenüber den Editionen von Wilhelm Wolters (1910) und Christa Schultze – die 1988 im Aufbau-Verlag erschienene, verdienstvolle Ausgabe ist leider nicht mehr lieferbar – konnte so eine textkritische, auf die handschriftlichen Quellen gestützte Fassung des gesamten bekannten Briefkorpus vorgelegt werden, die darüber hinaus zusätzliche

Materialien und Forschungsbeiträge bietet.

Neben der Korrespondenz, 42 Briefen Fontanes an Wolfsohn, einer davon gemeinsam mit Hermann Jellinek und Max Müller, und 14 Gegenbriefen, versammelt der vorliegende Band drei Widmungsgedichte, darunter *Einem Freunde in Odessa*, sowie Fontanes ungedruckten Aufsatz *Preußen! ein Militair- oder Polizeistaat?* (1849). Aufgenommen wurden außerdem zwei Schreiben Fontanes an die Verlobte bzw. Witwe Wolfsohns und weitere Mitteilungen aus dem näheren Umfeld – hervorzuheben wären hier vier Briefe von Philippine Fontane (»Tante Pinchen«), deren Ton gegenüber Wolfsohn durch besondere Herzlichkeit aufhorchen lässt. Der zweite Hauptteil umfasst Dokumente, u.a. Gedichte, Tagebuchaufzeichnungen, *Lessing als Dramatiker* und andere Aufsätze Wolfsohns, eine Manuskriptfassung zu Fontanes Autobiographie *Von Zwanzig bis Dreißig* sowie Bilddokumente. Unter dem Obertitel »Reflexionen« folgen neun Aufsätze, von denen sich sieben schwerpunktmäßig mit Wolfsohn befassen. Ein ausführlicher bio-bibliographischer Anhang rundet den Band ab.

Den thematischen Schwerpunkt akzentuiert der Titel durch den Verweis auf den interkulturellen Charakter der

Freundschaft. Hier liegt ein Problem, das Hanna Delf von Wolzogen treffend pointiert, wenn sie von einem »nahezu völligen Verschweigen[...] der religiösen, nationalen und kulturellen Unterschiede« spricht, »die die Beziehung Theodor Fontanes und Wilhelm Wolfsohns auszeichnen«. (S. XIII) An diesem Punkt setzen die Herausgeber an; sie möchten »der gewissermaßen paradoxen Frage nach dem nicht stattgehabten interkulturellen Dialog des Briefwechsels nachgehen bzw. die Voraussetzungen zur Präzisierung dieser Frage und ihrer möglichen Antworten abstecken«. (S. XIII) Es muss in der Tat überraschen, wie wenig Fontane die Nöte seines Freundes reflektiert, der zwischen Russland und Deutschland, wo er vom Verlust seiner Aufenthaltsgenehmigung bedroht war, nach einer (geistigen) Heimat suchte. Überhaupt scheint Fontanes eigene Lage, geprägt durch die Erfordernisse materieller und künstlerischer Existenzsicherung, alle Kräfte zu absorbieren. Für den Freund bleibt da meist kaum mehr als der Rat, Deutschland als eigentliche Heimat zu akzeptieren. Russland erscheint dagegen in z.T. stereotypen Zügen als finsterner Hort der »Spione, Sklaven und Tyrannen«. (S. 20) Dankbar aber nimmt Fontane Wolfsohns Einladungen zur Beschäftigung mit russischer Literatur und Literaturkritik wahr. Er bringt ihm Autoren wie Lermontov, Karamzin, Puškin, Ogarev, Gogol' und Turgenev nahe. Gleichzeitig kristallisieren sich im Austausch mit Wolfsohn seine literaturtheoretischen Auffassungen heraus.

Dieses soziale und geistige Spannungsfeld wird in den »Reflexionen« exemplarisch erschlossen. So charakterisiert Verena Dohrn »das Dilemma des russländischen Maskil Wilhelm Wolfsohn«, der den Schutz althergebrachter sozialer Zusammenhänge in Odessa aufgab »zugunsten neuer Gemeinschaftsideale«, der Liebesheirat und der Freundschaft, »um den Preis, dass er in Sachsen zum Fremden, Migranten und Individualisten wurde«. (S. 292) Mit Biographischem, Wolfsohns Schulbesuch in Odessa und der Studentenzeit in Leipzig, setzen sich Alexis Hofmeister und Ingolf Schwan auseinander, während Erhard Hexelschneider ihn in der russischen Kolonie in Dresden situiert. Frank Göpfert und Itta Shedletzky thematisieren die interkulturellen Vermittlungsleistungen Wolfsohns, die sie in den Kontext der russisch-deutschen bzw. deutsch-jüdischen Literaturbeziehungen stellen. Das ist schon deshalb aufschlussreich, weil Wolfsohn in seiner noch immer zu wenig bekannten Rolle als Mittler und Übersetzer von hohem Niveau gewürdigt wird. Ob allerdings die Figur des Alonzo Gieshübler eine späte Hommage Fontanes an Wolfsohn verkörpert (S. 412–414), sei dahingestellt. Am Beispiel von Fontanes Artikel *Preußen! – ein Militair- oder Polizeistaat?* wendet sich Hubertus Fischer den vieldiskutierten Windungen seines politischen Denkens zu. Wo die meisten Rezipienten unüberbrückbare Widersprüche erkennen, wirft Fischer die Frage auf, ob Fontanes Begeisterung für die 1848er Revolution und sein schon bald wiedererwachter »altpreußische[r]

Stolz« nicht doch etwas miteinander gemein haben: »Was ihn an der Revolution faszinierte, war, vielleicht mehr als alles andere – die Größe des geschichtlichen Augenblicks, die auch die Größe der Akteure forderte.« (S. 371) Fontanes literarische Briefgespräche mit Wolfsohn und Bernhard von Lepel – »zusammengenommen die wichtigsten Grundlagen für die Kenntnis des jungen Fontane« (S. 384) – analysiert und kontrastiert Gabriele Radecke, deren Beitrag ein Plädoyer für die Bedeutung des Fontaneschen Briefwerks eingeschrieben ist. Mit dem »deutsch-russisch-jüdischen Briefgespräch« von Wolfsohn und Berthold Auerbach befasst sich schließlich Hans Otto Horch. Eindringlich hebt er das Bekenntnis der beiden Autoren zu einem Lessingschen Vernunft- und Humanitätsideal hervor, ein Credo, das durch grassierende antisemitische Stimmungen, Judenpogrome und andere Vorboten noch größerer Katastrophen überschattet wurde.

Auch wenn Editionsfragen hier nicht im Vordergrund stehen sollen, lässt sich nicht verschweigen, dass das Namenregister gravierende Mängel aufweist. Neben fehlenden biographischen Angaben, die leicht zu ermitteln gewesen wären (z.B. Borsig), gehören dazu zahlreiche andere Unstimmigkeiten. So bezieht sich Fontane in einem Brief vom 27. Februar 1852 nicht auf ein Schreiben an Wilhelm, sondern an Alexander von Humboldt

(1769–1859), dessen Lebensdaten fälschlicherweise dem Bruder zugeschrieben werden. (S. 533) Der österreichische Philosoph und Schulreformer Exner (1802–1853) hieß nicht Franz E., sondern Franz Serafin. Cromwell führte bekanntlich den Namen Oliver, nicht Olivier. Horaz starb 8 v. Chr., nicht 8 n. Chr. Die Aufzählung ließe sich noch ohne weiteres verlängern. Sogar das Geburtsjahr Theodor Storms (1817) wird falsch angegeben. Ein aufmerksamer Lektor hätte solche Schwächen mühelos beheben können. Das darf man bei einem Buch in so einer vorzüglichen Ausstattung und gehobenen Preisklasse erwarten.

Gleichwohl liefert der Band einen wegweisenden Beitrag zur Erforschung der Beziehung von Fontane und Wolfsohn, die von der Wissenschaft lange vernachlässigt worden ist. Durch die Ausrichtung auf Fragestellungen der deutsch-jüdischen und russisch-jüdischen Historiographie und besonders der neueren Haskala-Forschung treten darüber hinaus weithin unbekanntes Kultur- und Literaturlandschaften und neuartige Zusammenhänge in den Blick. Nicht zu den geringsten Qualitäten gehört es, dass der Wunsch nach weiteren Reflexionen geweckt wird, z.B. zur Rolle der deutschen Sprache in Odessa, zur Realismusauffassung der beiden jungen Autoren und zum Charakter ihres Briefwechsels aus dem Geiste literarischer Freundschaftskulte.

□ MICHAEL EWERT

Der Verlag hat inzwischen ein Beiblatt »Ergänzungen und Berichtigungen des Namenregisters« vorgelegt, das ggf. vom Verlag anzufordern ist. (Anm. d. Red.)

Violence, Culture and Identity. Essays on German and Austrian Literature, Politics and Society. Ed. by Helen Chambers. Oxford: Peter Lang 2006 (Cultural Identity Studies, ed. by Helen Chambers; vol. 1). 432 p. 67,20 €

Weder Kultur noch Identität ›fallen vom Himmel‹, sie entstehen vielmehr. Doch entstehen sie nicht naturwüchsig, sondern von Menschenhand und durch Menschenmund. Wo immer solche ›Hände‹ und ›Münder‹ am Werke sind, machen sich Kräfte geltend, physische und verbale. Einige dieser Kräfte – vielleicht aber auch viele – verdienen ›Gewalt‹ genannt zu werden bzw. ›violence‹. Wie es sich damit verhält, ist Gegenstand des vorliegenden Buches, das Helen Chambers als ersten Band ihrer neuen Reihe *Cultural Identity Studies* herausgegeben hat. Es enthält die Beiträge einer gleichnamigen Tagung an der St. Andrews Universität, Schottland, im Jahr 2003 und erkundet den Zusammenhang zwischen Gewalt, Kultur und Identität vornehmlich, aber nicht ausschließlich unter genderspezifischen Aspekten. Die so verstandene Gewalt ist immer eine gegen den Menschen, nicht aber gegen die Natur oder gegen denkende Maschinen, wenn es sie geben sollte, gerichtete Kraft. Näher besehen geht es nicht nur allgemein um den Zusammenhang der drei Konzepte, sondern insbesondere um Kultur als Agentin des Propagierens, Vermittelns und Kontrollierens von Gewalt, um Gewalt als Impuls oder Instrument für kulturell relevantes Tun sowie um Identität (nationale, ethnische, individuelle und insbesondere geschlechtliche)

als Zweck und Resultat von absichtlich verletzenden Handlungen.

Der Bedeutungsumfang von engl. ›violence‹ ist enger als der von ›Gewalt‹; ›violence‹ meint die physische oder diskursive Kraft (›force‹), die körperliche und mentale Verletzung (›injure‹) zur Folge hat bzw. körperliche Mißhandlung (›abuse‹) und Nötigung (›constrain‹) ausübt. So kann ›violence‹ eigentlich keine positive Bedeutung haben; dennoch wird gelegentlich die Frage nach ihrer Legitimierbarkeit gestellt (was nahe liegt, begeht doch – zumindest für ein empfindliches Bewußtsein – schon die bloße Klassifikation eine Mißhandlung an dem, was ›von sich aus‹ anders ist oder sein könnte). Im Grunde hängt die Debatte um gewaltsames und gewaltfreies (bzw. um ›violence‹ und ›nicht-violantes‹) Verhalten davon ab, ob es eine Alternative in Situationen gibt, wo Kraftanwendungen erfolgen bzw. Energie ›fließt‹. Entscheiden läßt sich das nur unter Einbezug einer normativen Ebene, also der Frage, ob es in diesen Dingen menschlicher Beeinflussung, um es ganz allgemein zu sagen, universal oder nur partiell (temporal wie regional begrenzt) geltende Normen gibt, die auch in diesem Bereich Unterschiede stiften (was freilich erneut zutiefst eine Gewalttätigkeit sein könnte). Der vorliegende Band ist historisch angelegt, muß also mit veränder-

lichen Normen rechnen, was dazu führt, daß identische Verhaltensweisen einmal als nicht-verletzendes (normkonformes) und einmal als verletzendes (normwidriges) Handeln beurteilt werden. Sein genderspezifischer Ansatz unterstellt aber oft einen negativen Universalismus des patriarchalischen Systems, vor dessen Hintergrund sich utopische Möglichkeiten eines universal gewaltfreien Verhaltens schematisiert abzeichnen. Ob der englische Begriff ›violence‹ gegenüber ›Gewalt‹ eine erkenntnisfördernde Präzisierung darstellt, die der Literaturanalyse sonst nicht bemerkbare Nuancen abgewinnt, wird allerdings in der vorgelegten Analyse von Texten in deutscher Sprache nicht greifbar.

Auf die Vieldeutigkeit des verwendeten Begriffs ›violence‹ (sie betrifft nicht minder die Begriffe ›Kultur‹ und ›Identität‹) macht Helen Chambers in ihrer Einführung nachdrücklich aufmerksam. Wenn sie in Anton Bloks Bestimmung von »violence« als kultureller Kategorie, die eine symbolische Aktivität bezeichnet, den gemeinsamen Nenner fast aller Beiträge erkennt, so scheint mir doch der weitere Gewaltbegriff oder gar der allgemeine Beeinflussungsbegriff im Vordergrund zu stehen, denn was paßt nicht alles unter die Rubrik des symbolischen oder bedeutungsvollen sozialen Handelns. Man kann nicht nicht-gewaltsam handeln – so ließe sich ein bekanntes Axiom abwandeln, das allenfalls durch einen genderkritischen Blick auf das »man« zu unterlaufen wäre.

Gegenstand der kulturgeschichtlich perspektivierten Erkundung ist in erster

Linie die deutsche und österreichische Literatur vom späten Mittelalter bis zur Gegenwart; einbezogen werden auch politische und gesellschaftliche, nicht aber rechtliche, medizinische oder naturwissenschaftliche Aspekte. Zur Sprache kommen pädagogische, ästhetische und epochenspezifische Momente thematisierter oder unterschwellig vermittelter Gewalt (Entwicklung von konformen und alternativen Frauenbildern, Konstruktionen des Fremd-Anderen zum Zwecke der Identitätsbildung, Umgang mit nationalen, sozialen oder rassistisch-antisemitischen Stereotypen, Rhetorik der rechten bzw. linken Propaganda, kathartische Dimensionen dargestellter Gewalt). Die zu erwartenden Einsichten sind Legion. Sie können hier nur gruppiert und aufgezählt werden, verdienen aber in jedem Fall eine individuelle Würdigung.

Helmut Kuzmics diskutiert grundlegend das teleologische Zivilisationskonzept von Norbert Elias (Verzicht auf Aggressionslust) bezüglich seiner Tragfähigkeit für gewaltfreies Verhalten. Daran schließen sich die meist literaturgeschichtlichen Einzelstudien: Anne Simon legt in ihrer Analyse des *Ritters vom Turn* (Marquards vom Stein für die Mädchen-erziehung tonangebende Sammlung von Erzählungen) die historisch notorische Aufwertung der Gewaltanwendung gegenüber Frauen, Königinnen wie Hausfrauen, frei und überrascht mit der Auskunft, daß gerade die bildlichen Darstellungen solcher weltlicher Szenen, sobald sie als christliche Verherrlichung eines weiblichen Martyriums gedeutet werden,

gleichermaßen die positive Rolle von männlicher Gewalt gegenüber Frauen zum Ausdruck bringen. Ulrike Zitzlsperger erinnert an zwei Autorinnen der frühen Reformation (Argula von Grumbach, Katharina Schütz Zell) und ihre gewaltfreie Form der Ausübung des Mitspracherechts. Ritchie Robertson entdeckt in den polemischen Schriften und im Strafvollzug aus dem Geist der Josephinischen Reformen auch gegenläufige Tendenzen zu erhöhter Gewalt. R.H. Stephenson beharrt darauf, daß das ästhetische Erziehungsprojekt der Weimarer Klassik, seinerseits nicht frei von Gewalt, letztlich doch darauf abzielt, einer endemisch violenten Welt den Frieden zu bringen. Erich Fromms Analyse für die Quellen menschlicher Destruktivität zugrunde legend, weist Laura Martin am Beispiel der Erzählung über den Juden im Busch nach, daß weder Musäus noch die Brüder Grimm, sondern nur Benedikte Naubert in der Lage waren, antisemitisch motivierte Gewalt als eine gesellschaftliche Wirklichkeit darzustellen, die bewältigt werden muß und überwunden werden kann.

Helen Chambers entdeckt in Fontanes später Ballade *Die Balinesenfrauen auf Lombok* eine bemerkenswerte Abwandlung des kolonialen Diskurses, den frühere Gedichte wie *Das Trauerspiel von Afghanistan* und *Fire, but don't hurt the Flag* noch unreflektiert fortsetzen. Daß Herausfordernde dieser Analyse liegt freilich darin, daß Chambers zwar das für den Kolonialdiskurs Relevante in der Lombok-Ballade hervorhebt, aber nicht berücksichtigt, daß gerade dieser ›Be-

richt‹ über einen Kolonial-Skandal auf einer falschen Voraussetzung beruht. Was Chambers als alternativen Adel, Stolz und Mut der balinesischen Frauen hochschätzt, erweist sich in einer historischen Analyse als Umwertung eines für die Herrscherschicht auf Bali typischen Verhaltens und als Verschleierung ihrer Massaker-Rituale, die eigentlich von der Kolonialmacht unterbunden werden sollten. So hat es Fontane natürlich nicht gemeint; aber das gleiche Argument ließe sich auch gegen Chambers' Vorwurf anführen, Fontane verherrliche im Afghanistan-Gedicht die britische Kolonialpolitik. Auch dieses Gedicht steckt ja voller Widersprüche, die verhindern können, das balladeske England mit dem realen Kolonial-Imperium gleichzusetzen. Läse man diese ›Geschichte‹ unter den Bedingungen camoufflierter Literatur, so ergäbe sich ein anderer Sinn. Postkoloniale oder ideologiekritische Studien tun sich schwer mit dem, was Fontane als Balladen-Ton zu inszenieren gewillt war und im Falle der ›Jüdin‹ auf eine unhaltbare Spitze trieb.

Michael Boehringer zeigt an Ferdinand von Saars Novelle *Die Troglodytin*, wie unerbittlich sich die teils darwinistisch, teils kapitalistisch motivierte Festschreibung der Frauenrolle durchsetzt, macht aber auch darauf aufmerksam, wie durch die Wahl der Ich-Perspektive die männlich bedingte Rollenverteilung kritisch reflektiert wird. Dem Zusammenhang von Anarchismus und Gewalt in der Zeit von 1880 bis 1920 (berücksichtigt werden u.a. Landauer, Toller, Mühsam) spürt Malcolm Humble nach;

es sei nicht immer einfach, eine ethisch klare Grenze zwischen Verfechtern der gewaltsamen und gewaltlosen Lösungen zu ziehen. Ingrid Sharp entdeckt hinter der populärwissenschaftlichen und künstlerischen Thematisierung von weiblicher Sexualität, Sexualverbrechen und Prostitution (bei Erich Wulffen und Otto Dix) eine untergründig geführte Auseinandersetzung mit den Emanzipationsbestrebungen der Frauen zur Zeit der Weimarer Republik.

Daß Heldentum ein performativer Akt im Sinn Erving Goffmans ist und sich typischerweise in einem dysfunktionalen Verhalten äußert (dysfunktional gemessen an den Normen für kriegstaugliche Aktionen), zeigt Michael Gratzke am Beispiel Ewald von Kleists und Ernst Jüngers. Maggie Sargeant verfolgt an Werken von Böll, Kirst, Remarque u.a. die Wandlungen in der Darstellung von Wehrmachtsoldaten (vom Bild des unschuldigen und doch verunsicherten Soldaten bis zu Figuren, die eine Verwicklung eingestehen). An Albert Drachs Holocaust-Autobiographie, vor allem an der Gestaltung des Motivs vom Opfer, das zum Täter wird, überprüft Mary Cosgrove den Grundsatz von der Unverstehbarkeit des nationalsozialistischen Völkermords an den Juden. Clare Flanagan ermißt den Einfluß, den die erinnerte politische Violanz zur Zeit der NS-Diktatur und des Kalten Krieges auf die publizistische und historiographische Konturierung einer nationalen Identität ausübte, und entdeckt dabei eine spezifisch deutsche Neigung, diesen Zusammenhang zu verwischen; eine besondere

Aufmerksamkeit fällt auf die problematische Analogie des nach 45 und 89 gleichermaßen verwendeten Arguments der Inneren Emigration.

Sarah Colvin rekapituliert Ulrike Meinhofs verbale Selbstinszenierungen und bemüht sich um eine angemessene Erfassung männlicher und weiblicher Züge der sich darstellenden RAF-Täterin und Autorin, deren genderrelevante Intention – so das merkwürdige Argument – erst im Akt der Anerkennung beim Zuhören sichtbar wird. Volker Langbehn rekonstruiert den Zusammenhang von Glückserwartung und Gewaltanwendung am Beispiel von Gert Heidenreichs Drama über Rudi Dutschke und seinen Attentäter Josef Bachmann. Henrik Pedersen entdeckt im Terrorismus der RAF Züge einer bühngemäßen Dramaturgie bzw. Ansätze zu Performance-Veranstaltungen; weiterhin arbeitet er dekonstruktive und personalisierende Darstellungsverfahren in Theaterstücken über die RAF heraus.

Rebecca Beard untersucht physische, psychische und ideologische Aspekte der Gewaltausübung in Elfriede Jelineks Werk und findet eine bezeichnende Verschiebung in der Darstellung von Gewalt: An die Stelle von Episoden, die die politischen und sozialen Quellen der Gewaltausübung zwischen Mann und Frau, Mutter und Tochter exemplifizieren, rückt eine Inszenierung der sprachlichen Gewalt, die totalitär wirkt, d.h. nicht nur im Raum des Textes stattfindet, sondern sowohl die Schreibende als auch alle Lesenden betrifft. Petra M. Bagley unterstreicht in drei autobiographischen

Werken (Mitgutschs *Die Züchtigung*, Novaks *Die Eisheiligen*, Kreuzers *Tränen der Kindheit*) die vielfältigen Vergewaltigungen in der Mutter-Tochter-Beziehung, hält alles Mitgeteilte über die zerstörerische bzw. mörderische Wirkung von Gehorsams-, Ordnungs- und Sauberkeitsidealen für bare Münze, führt den Mißstand auf den fiktiven und faktualen Einfluß der Katholischen Kirche zurück und läßt sich schockieren von der gegenwärtigen Forderung nach strenger Erziehung.

Wohl wissend, daß jede Darstellung von Gewalt ihrerseits Gefahr läuft, Gewaltausübungen zu verstärken statt zu kritisieren, analysiert Monika Shafi die exzessiven, teils realistischen, teils grotesk-absurden Gewaltdarstellungen in Karen Duves *Regenroman* und Felicitas Hoppes Erzählung *Die Hochzeit*; bei beiden Autorinnen erfülle die krasse Gewaltdarstellung eine verborgene Funktion, nämlich das latent Gewaltsame in legitimierten kulturellen Praktiken und sozialen Normen nachzuweisen. Matthias Fiedler bestätigt am Beispiel der Agenten-Figur in Georg Kleins *Libidissi* das vertraute Dilemma, daß, wer sich beim Versteck-Spielen stets nur versteckt, ebenso verloren ist wie derjenige, der – des ständigen Incognitos überdrüssig – sich momentan zeigt; daraus werden Schlüsse über den Zusammenhang von Identität und Gewalt im postkolonialen Rahmen gezogen. Für Christopher Jones sind exzessive Gewaltdarstellungen in Frauen-Krimis (Dorn, Deitmer, Gronau) dann sinnvoll (»functional useful«), wenn sie zur Revision von

Gender-Stereotypen und zur Reflexion über Unterhaltungsgewohnheiten führen.

Über Gewalt nachzudenken, sie überhaupt erst zu entdecken, zumal in Zusammenhängen, die als kulturell-zivile Praxis eher nicht im Verdacht stehen, Gewalt auszuüben oder zu propagieren, ist ein nützliches Unterfangen. Die meisten Beiträge scheinen genau zu wissen, was »Gewalt« oder »violence« ist; konstruktivistisch motivierte Bedenken an der Referenz-Funktion dieser Ausdrücke finden sich kaum. Ob hinter dem Rücken derer, die sich versammelt haben, um in der Kultur und bei der Identitätsfindung Gewalt nachzuweisen, nicht auch Gewalt stattfindet, bleibt unberücksichtigt (welche »violence« üben etwa wissenschaftliche Tagungen bzw. ihr Druck als erster Band einer neuen Reihe oder meinetwegen – deren Rezension aus?). Die identifizierte Gewalt meint keine infolge einer kulturellen Zuschreibung entstandene Größe, sondern begegnet leibhaftig und ist grundsätzlich eine verabscheuenswerte. Gewaltlosigkeit erscheint also nie im Licht unterlassener Handlung oder gar geduldeter Gewalt. Den Herausforderungen, die von der Anerkennungsideologie im multikulturellen Zusammenhang ausgehen, stellt sich der Band nicht. Er weiß sich frei von der lähmenden Wirkung inszenierter Notstandsdramen der Vergangenheit und Gegenwart, frei von der schweigenden Mittäterschaft im jeweils Selbstverständlichen. Er rechnet nicht damit, daß sich seine Vision von einer neuen Identität, die frei von Gewalt gefunden werden könnte, je eines gegen-

teiligen Effekts überführen ließe. Das könnte ihm die Zukunft verschließen; als Rückblick aber – voll Umsicht und

Gründlichkeit – ist dieser Sammelband höchst aufschlußreich.

□ HUGO AUST

Hubertus Fischer (Hrsg.): Klosterfrauen, Klosterhexen. Theodor Fontanes *Sidonie von Borcke* im kulturellen Kontext. Neustadt am Rübenberge: Rübenberger Verlag Tanja Weiß 2005. 180 S. mit Abb. 22,00 €

Der Fontane-Kreis Hannover widmete der Adligen Sidonie von Borcke, die angeblich Religion, Sitte und Gesetz ignorierte und schließlich enthauptet wurde, ein mehrtägiges Seminar, in dessen Mittelpunkt Fontanes Fragment *Sidonie von Borcke* stand. Die Dokumentation der Beiträge liegt nun vor.

Das Fragment entstand in der Zeit von 1879–1882 und wurde erstmalig in der Hanser-Fontane-Ausgabe (HFA I/5, 1. Auflage, 1966, S. 687–711) veröffentlicht. Im Sonderheft 1(1968) der *Fontane-Blätter* hat Walter Keitel dieses Fragment einem breiten Leserkreis zugänglich gemacht. In der Einleitung schreibt Keitel: »Fontanes Fragment ›Sidonie von Borcke‹ darf als ein ›hoch wertvolles Dokument‹ gelten«. Dem ist zuzustimmen, enthält dieses Fragment doch viele Hinweise auf die typische Arbeitsweise Fontanes, auf seine Sorgfalt beim systematischen Sammeln geschichtlicher und geografischer Fakten und Details sowie auf sein großes Interesse an der Zwiespältigkeit der Sidonie von Borcke mit dem gesellschaftlichen und sozialen Umfeld, in dem sich ihr Leben und ihr außergewöhnliches Schicksal abspielten.

Sidonie von Borcke (1548–1620) stammte aus uraltem pommerschem

Adel wendischer Herkunft, ging als lebenserfahrene Frau ins Kloster, wurde der Hexerei und Ketzerei verdächtigt und nach einem Prozess in Stettin als Giftmörderin hingerichtet und anschließend auf dem Scheiterhaufen verbrannt.

Hubertus Fischer, Professor für Ältere Literatur an der Universität Hannover, der das Fragment *Sidonie von Borcke* eingehend analysiert, kommt einleitend in seinem Referat zum Ergebnis: »Das Bild Fontanes sähe heute anders aus, wäre Sidonie von Borcke nicht Fragment geblieben«, eine Einschätzung, die auch von Renate Böschstein vorliegt. Das außergewöhnliche Schicksal der Sidonie von Borcke lässt für Vermutungen und für die Leserfantasie viel Raum. Wie Fischer feststellt, gehört Sidonie von Borcke sicherlich zu den Frauengestalten, für die Fontane eine ausgeprägte Schwäche hatte. Er schrieb mit Vorliebe über Frauen mit einer »besonderen Vergangenheit« oder einem außergewöhnlichen Schicksal.

Fischer geht auf die Entstehung des Fragments ausführlich ein, während die Frage, warum Fontane das Fragment nicht vollendete, letztlich unbeantwortet bleibt. Aus Fontanes Tagebucheinträgen des Jahres 1855 wissen wir, dass

Fontane mit einem Hauptmann von Borcke über »Sidonie von Borcke« geplaudert hat. Diese Plaudereien dürften durch den Roman *Sidonia von Bork, die Klosterhexe, angebliche Vertilgerin des gesamten herzoglich-pommerschen Regentenhauses* angeregt worden sein. Verfasser des 1847/48 in drei Bänden erschienenen Romans ist Wilhelm Meinhold (1797–1851). Die spannende und einmalige Lebensgeschichte der Sidonie von Borcke hat Fontane nicht mehr losgelassen und spätestens ab dem Jahre 1879 ist nachzuweisen, dass Fontane sich nun intensiver mit Sidonie beschäftigte und mit umfangreichen Recherchen über das Leben und das tragische Schicksal der angeblichen »Klosterhexe« begann. Wie Fischer darlegt, wollte Fontane sich gründlich mit der pommerschen Geschichte befassen und vor Ort in dem hinterpommerschen Marienfließ, wo die Tragödie der Sidonie begann, recherchieren, das alles gestaltete sich jedoch recht mühsam. Dennoch beeindruckt das vorliegende Material, das der Arbeitsweise Fontanes entsprechend sogar Handskizzen zur Lage des Klosters Marienfließ enthält.

In der vorliegenden Dokumentation nun werden vor allem auch die zeitgeschichtlichen Ereignisse und die gesellschaftlichen Hintergründe dargelegt, die bestimmend für das Leben der Sidonie von Borcke waren.

Dietmar Storch, seit 1992 Leiter der Sektion Hannover der Fontane Gesellschaft, gibt in seinem Referat »*Pommern, von dem man vielleicht falsche Vorstellungen hat*« – *Streiflichter aus der Geschichte*

des »Landes am Meer« einen umfassenden Überblick über die Geschichte Pommerns, die eine Geschichte von Teilungen und wechselnden Herrschaftshäusern ist. Er geht näher ein auf das Klosterwesen und auf das nachreformatorische Klosterleben sowie auf die Zeit der Hexenverfolgungen in Pommern. Nach seinen Recherchen gab es in Pommern bereits vor dem Verfahren gegen Sidonie von Borcke Prozesse gegen angebliche »Hexen«. Sehr eingehend beschäftigt sich der Referent mit dem Leben der Sidonie von Borcke, mit ihrer Herkunft, ihrer Klosterzeit und dem Verlauf des Prozesses, der schließlich mit ihrem Tode endete. Die Ausführungen Storchs geben jedem, der sich mit dem Fontaneschen Fragment beschäftigen möchte, nicht nur die notwendigen geschichtlichen Hintergrundinformationen, sondern enthalten auch viele Details zur Biografie der Klosterfrau Sidonie von Borcke.

Ingo Loose, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Zeitgeschichte der Humboldt-Universität zu Berlin, referiert über *Die Hexenverfolgungen in der Frühen Neuzeit*. Die Tragödie der Sidonie von Borcke ist nur vor dem Hintergrund der Hexenverfolgungen im 16. und 17. Jahrhundert zu verstehen. Loose beschreibt eine Zeit, die uns heute völlig irrational erscheint und in der jede menschliche Vernunft zerstört und abhanden gekommen war, in der staatliche Regelungen und kirchliche Duldungen Hexenverfolgungen begünstigten und der Tod vieler unschuldiger Männer und Frauen billigend in Kauf genommen wurde. Er bezieht auch Entwicklungen

aus der jüngsten Vergangenheit in seine Ausführungen ein und macht auf Parallelen zwischen Hexenverfolgungen und nationalsozialistischen Judenverfolgungen aufmerksam. Nach seiner Meinung gibt es viele Parallelen in der älteren, aber auch in der neueren Geschichte, die zeigen, wie Menschen verfolgt, gefoltert und auf grausige Art und Weise getötet wurden, nur weil sie Minderheiten angehörten bzw. nicht in das jeweilige ideologische oder gesellschaftliche Schema passten.

In der Dokumentation *Klosterfrauen, Klosterhexen* wird auch der »Vorläufer-Roman« von Wilhelm Meinhold vorgestellt. Fontane kannte diesen Roman sehr gut, er selber wollte sich den Stoff »nicht entgehen lassen, ihn aber ganz anders als Meinhold darstellen.« Bernadetta Matuszak-Loose, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Kultur des deutschsprachigen Raumes am Institut für Germanische Philologie der Adam-Mickiewicz-Universität Poznań, stellt Fragen nach Meinholds Lesart und Interpretation des Hexenprozesses gegen Sidonie von Borcke. Ferner untersucht sie die stilistischen Mittel, die Meinhold in seinem Roman anwendet und die diesen Roman zu dem berühmtesten aller literarischen Zeugnisse über Sidonie werden ließen. Eingehend erörtert sie die romantisch-realistische Verflechtung des Romans in der literarischen Tradition des 19. Jahrhunderts sowie die Wirkung, die der Roman nach seinem Erscheinen in Deutschland hatte. Aufschlussreich sind ihre Hinweise auf das zunehmende Interesse für das literarische Motiv

der Sidonie in den 1970er Jahren in Polen.

Einem sehr speziellen Aspekt der Sidonie-Darstellungen widmet sich Anna Maria Stuby, die als Anglistin auf dem Gebiet der komparatistischen Literatur- und Kulturwissenschaften arbeitet. *Edward Burne-Jones, Sidonia von Borcke und die Präraffaeliten* lautet ihr Thema. Anna Maria Stuby beschäftigt sich im wesentlichen mit der Rezeption der Sidonia durch eine englische Künstlergemeinschaft, die Präraffaeliten, die sich als Bruderschaft verstand und 1848 unter der Bezeichnung *The Pre-Raphaelite Brotherhood, P.R.B.*, in London gegründet wurde. Ihr Ziel war es, in der Malerei vor allem die Natur wieder zu entdecken, aus ihr Motive zu schöpfen und sie detailgetreu darzustellen. Namhafte Vertreter dieser Kunstrichtung sind John Everett Millais, Holman Hunt, Dante Gabriel Rossetti und Edward Burne-Jones. Fontane kannte die Gemeinschaft von seinen Engländeraufenthalten her. Sehr anregend zu lesen sind Stubys Ausführungen über Bildinterpretationen Fontanes, die zeigen, wie sehr Fontanes Erzähltalent ihn immer wieder dazu anregte, Malereien Geschichten »überzustülpen« und seiner Erzählkunst freien Lauf zu lassen. Breiten Raum widmet Stuby der Frage, was die Präraffaeliten an der Geschichte der Sidonie von Borcke reizte. Eine Antwort kann darin gesehen werden, dass Sidonie die Präraffaeliten schon wegen ihrer »Weiblichkeit« faszinierte, denn so Stuby: »All die unvergleichlich schönen, männermordenden Zauberinnen aus Märchen und Mythen: [...] Venus, Melusine,

die ›Hexe Lorelei‹, Delilah, Judith, Salomé und eben Sidonie von Borcke; sie alle üben auf die Präraffaeliten eine unwiderstehliche Anziehungskraft aus. «Anhand vieler farbiger Gemälde, in gutem Druck exemplarisch in der Dokumentation wiedergegeben, wird verdeutlicht, wie die Künstler diese »Sucht nach dem Rätsel Frau« bildnerisch gestalteten.

Die einzelnen Beiträge der Dokumentation eröffnen einen hervorragenden Zugang zum Fragment *Sidonie von Borcke* und geben vielfältige Antworten auf die Frage: »Wer war Sidonie von Borcke, in welcher Epoche lebte sie, wie beeinflusste das soziale Umfeld ihr Handeln?« Sie zeigen aber auch, welche Fülle an Material Fontane noch durchzuarbeiten hatte, um aus dem Fragment ein seinen

Ansprüchen gemäßen Roman zu formen. Hätte er die Arbeit vollenden *können* oder *wollen*, so wäre allemal in der Gestalt der Sidonie von Borcke eine weitere anziehende und faszinierende »Fontanesche Frauengestalt Shakespeareschen Formats« entstanden, eine Frau, die nach ihrer Herkunft und ihrem Persönlichkeitsbild, vor allem aber ihrem ungewöhnlichen Schicksal nach einen starken Kontrast zu allen uns bekannten weiblichen Gestalten in Fontanes Werken ergeben hätte. Vielleicht wäre es Fontane auch gelungen, Sidonies rebellischen Kampf gegen ihre Familie, der sich jahrelang hinzog und für die damalige Zeit ungewöhnlich war, zu würdigen, ebenso ihre Haltung während der Folterungen.

□ ELSBETH VAHLEFELD

Regina Dieterle: *Die Tochter. Das Leben der Martha Fontane*. München, Wien: Hanser 2006. 432 S. 24,90 €

Mit dem Vorwurf konfrontiert, sie liebe eins ihrer Enkelkinder mehr als das andere, antwortete eine Prager Freundin des Rezensenten: »Das ist möglicherweise vielleicht ein kleines bisschen nicht ganz falsch.« Es war eine so zurückhaltende wie vieldeutige, so listige wie rührende Auskunft.

Ein Vater, der seine Nachkommen Zuneigung und Aufmerksamkeit gleichmäßig spüren ließ, ist Fontane sicherlich nicht gewesen. Bereits die drei Söhne aus seiner Ehe, George, Theodor und Friedrich, die das Erwachsenenalter erreichten (drei weitere starben in der frühesten

Kindheit), hätten einigen Grund gehabt, einander eifersüchtig zu betrachten, und alle drei zusammen fanden schwerlich soviel Zuwendung, wie der Dichter sie für die einzige Tochter Martha übrig hatte. Von einer »Georgine« hatte der junge Literat schon in den ersten Ehejahren scherzhaft phantasiert, aber sie stellte sich erst ein, als die Hoffnung eigentlich schon geschwunden war. Das Wunschkind hatte es also leicht – scheinbar, wie man hinzufügen muss, denn es fiel ihm, zunächst fast ohne eigenes Zutun, eine Rolle zu, in der es zumindest zeitweilig überfordert war und die

lebenslang Spuren hinterließ. Wer für Martha Fontane nur wenig Sympathie zu empfinden vermag – altklug, anspruchsvoll, gefallsüchtig, wie sie wirken kann –, wird das zu berücksichtigen haben. Sie war nicht die Tochter eines Künstlers schlechthin, sondern – und zwar gerade als Heranwachsende – eines angestrengt arbeitenden Mannes, der noch um Anerkennung rang, obwohl er bereits an der Schwelle des Alters stand, Verständnis suchte und die Spannungen seiner nervösen Anlage unwillkürlich auch auf seine Umgebung übertrug. Manche seiner Anlagen fand er in denen der Tochter wieder und sparte daher auch nicht mit Ratschlägen, wie man sich mit dem heiklen Erbe einrichten könne. Im Schlusskapitel von *Effi Briest* sind verhalten selbstkritische Worte eines Vaters Literatur geworden.

Die Zürcher Germanistin Regina Dieterle, die Martha Fontanes Leben erstmals im Zusammenhang beschrieben hat, ist mit dem Stoff aufs Genaueste vertraut. Bereits das Thema ihrer von Peter von Matt betreuten Dissertation (*Vater und Tochter. Erkundung einer erotisierten Beziehung in Leben und Werk Theodor Fontanes*, 1996) ließ die junge Frau neben dem Dichter wie von selbst zur zweiten Hauptfigur werden, die psychologischen Konturen dieser Beziehung wurden provokanter herausgearbeitet, als man es aus der älteren Literatur kannte. Die Arbeit fand Aufmerksamkeit, entschiedene Zustimmung (»Es fällt einem wie Schuppen von den Augen!«), stieß aber nicht minder auch auf Reserve und Ablehnung. Aus Vorträgen erwachsene Aufsätze

zeigten Dieterle in den folgenden Jahren weiterhin um Präzisierung und Ausgestaltung ihrer These bemüht (eine Zusammenfassung unter biographischem Aspekt bietet *Die »Insel der Seligen«. Stationen einer Väter-Tochter-Beziehung*. In: *Fontane Blätter*, 65–66, 1998). Ein anderer Aufsatz trägt den beredten Titel *Im Banne des Vaters. Die Fontanesche Familientragödie* (In: *Theodorus victor. Theodor Fontane, der Schriftsteller des 19. am Ende des 20. Jahrhunderts. Eine Sammlung von Beiträgen*. Hrsg. von Roland Berbig, 1999). Zutreffend wies die Autorin darauf hin, Fontane biete in seinem Spätwerk »eine Innensicht der Familie, die auch heute noch berührt [...]. Studiert man Fontanes Beziehung zu seinen Kindern, entdeckt man eine Familiengeschichte, die von jenen alltäglichen Familientragödien berichtet, die wir durch eigene Erfahrung, durch Erzählung oder Lektüre kennen und wiedererkennen.«

Das zweite große Arbeitsvorhaben bildete die Neuherausgabe der Korrespondenz des Dichters mit seiner Tochter (*Theodor Fontane und Martha Fontane. Ein Familienbriefnetz*, 2002). Für die Herausgeberin bedeutete diese Aufgabe eine erneute Hinwendung zu den Quellen.

Und nun also die Biographie. Vor einem Vierteljahrhundert hätte die Ankündigung wohl auch Verwunderung ausgelöst. Biographisch zu forschen galt (und gilt) nicht als der Königsweg zum Werk eines Dichters, geschweige die Vertiefung in die Biographie von Familienangehörigen. Zumindest was die literarische Öffentlichkeit anbetrifft (die in dieser Frage ohnedies anders reagierte als

die Fachgelehrten), haben die Verhältnisse sich seither gründlich geändert, es genügt an den phänomenalen Erfolg von Sigrid Damms »Recherche« über Christiane Vulpius (*Christiane und Goethe*, 1997) oder an Gotthard Erlers Biographie *Das Herz bleibt immer jung. Emilie Fontane* (2002) zu erinnern. Die Frauenschicksale, die in diesen Büchern zur Sprache kamen, waren nicht nur um ihrer selbst willen erzählenswert, sie eröffneten ein eigenständiges sozial- und kulturgeschichtliches Bild der Epoche.

Von Fontanes Tochter lässt sich sagen, dass sie mehr noch als ihre Mutter eine veränderte Rolle der Frau als geistige Gefährtin des Vaters angestrebt hat und in gewissem Umfang zu realisieren vermochte. Der Vater hat das *talent épistolaire*, aber auch das Plaudertalent seiner »Scheherezade« ungezählte Male gerühmt, und nicht zuletzt die Briefe, die er ihr schrieb, bestätigen, wie sehr der Austausch mit ihr ihn inspirierte. Leider ist der größte Teil *ihrer* Briefe nicht überliefert, der nach gegenwärtiger Quellenlage letzte bekannte Brief an die Eltern datiert vom 19. September 1882 – die Schreiberin stand damals erst im 23. Lebensjahr. Dieterle hat sich ein unbefangenes Urteil über Martha bewahrt. Nicht bei allen Freunden Fontanes war »Scheherezade« ein Erfolg, gelegentlich blieb der Dichter mit seinem väterlichen Stolz allein. Sie erscheint in Vorurteilen befangen, parteiisch. So missbilligte sie die Korrespondenz mit Friedlaender und hintertrieb, als dieser sich als Editor der Briefe des Vaters anbot – niemand wäre dafür geeigneter gewesen –, als Mitglied

der Nachlasskommission die Drucklegung. Kaum jemand wird Dieterles Buch ohne Mitgefühl für Martha lesen, aber mit verschwärmter Bewunderung, wie sie aus der ersten, bereits 1974 erfolgten Veröffentlichung ihrer Briefe sprach, wäre der »Persönlichkeitsmuse« (Heilborn) nicht gedient.

Allerdings kann Übertreibung, die von falschen Prämissen ausgeht, ihr Ziel noch weiter verfehlen. Sybille Wirsings Besprechung von Dieterles Biographie (*Literaturen*, 12/2006) versteigt sich zu der Behauptung, Martha als Bearbeiterin verdanke man »den ewig schmunzelnden Briefschreiber Fontane [...], eine Art Weihnachtsmann, den sie der Nachwelt weisgemacht« habe. Fünfzig Jahre lang – also bis zum endlichen Erscheinen der Friedlaender-Briefe – sei die Öffentlichkeit, in gewisser Weise auch Thomas Mann, dieser Täuschung aufgesessen. Wer so formuliert, ist auf dem besten Wege, die längst widerlegte Legende von Fontanes »heiterem Darüberstehen« durch eine neue zu ersetzen. Wie philologisch unzulänglich und irreführend die Edition auch war, an der Martha Fontane mitarbeitete – die Hauptverantwortung trägt Paul Schlenther –, die Texte sprachen dennoch für sich selbst. Der beste Beweis dafür ist die Wirkung, die sie übten. Ernst Bertram sah in ihnen die »hüllenlosen Konfessionen einer unbarmherzigen Skepsis«, legte dar, dass Fontane in seinen Briefen »die gesellschaftlichen und politischen Formen ganz klar, ganz kalt, ganz gnadenlos« gesehen habe. Thomas Mann, damals mit Bertram befreundet, stimmte zu, erklärte,

dass Bertrams und seine Ausführungen sich ausgezeichnet ergänzten. Er sprach von dem Autor der späten Romane *und Briefe* als dem »unsterblichen Fontane«. Übrigens stießen Fontanes unerwartet heftige kritische Meinungsäußerungen unerachtet der erfolgten Kürzungen und Glättungen unter Betroffenen auch auf Ablehnung. Das an anderer Stelle gespendete Lob erschien ihnen nun als schönrednerisch und berechnend. Fritz Mauthner, tief gekränkt, erklärte unter dem Eindruck der Lektüre testamentarisch eine spätere Veröffentlichung seiner eigenen Briefe für unzulässig. Abgeklärte Distanz fand man viel stärker in Fontanes Romanen, erst der Titel einer späteren Briefedition (1937) brachte das »Heitere Darüberstehen« zu fragwürdiger Bekanntheit. Der junge Henry H. Remak hat das Missverständnis in einer Rezension – freilich bereits im Exil – sogleich glänzend widerlegt. Ferner: Martha Fontanes Eingriffe in die Briefftexte bezogen sich zu einem großen Teil auf die antisemitischen Passagen, die sie milderte oder tilgte. So ließ sie ihn von den Verirrungen des Zeitgeistes weniger berührt erscheinen, als er war. Das war philologisch unhaltbar, aber in philologischen Kategorien dachte sie nicht, und wer darf es von ihr erwarten, da der gelehrte Germanist Schlenther es auch nicht tat.

Dieterle hat in ihrer Einführung zum »Familienbriefnetz« dazu alles Notwendige gesagt. Die Biographie geht nur kurz darauf ein; sie verfolgt andere Ziele, aber im Hinblick auf diese ist sie nicht minder sorgfältig recherchiert. Wie schon die Briefedition wurde auch dieses Vorhaben

vom Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung großzügig unterstützt. Dieterle hat sich sowohl in öffentlichen und privaten Archiven als auch an den Schauplätzen ihrer Erzählung kundig machen können. Nicht wenige dieser Orte tragen nunmehr polnische Namen, aber auch die britische Hauptstadt und East Anglia spielen eine Rolle, denn bereits die zehnjährige »Met« verbrachte dort ein Jahr als Gast einer englischen Familie. Für das merkwürdig frühreife Kind (bei einem Spaziergang in London erklärt sie ihrer Mutter, »hier ist kein Unterschied wie bei uns, reich, wohlhabend und arm, hier ist nur reich und arm«) bildete dieser Aufenthalt gewissermaßen den Auftakt zu ihren lebenslangen Bemühungen, in der Oberklasse der Gesellschaft Fuß zu fassen. Dies gelang ihr, bis hin zu ihrer späten reichen Heirat, im zunehmenden Maße und mehr als ihrem Vater, der dies anders aber auch kaum wollte. Wenn gelegentlich doch, dann eher studienhalber, überwiegend – wie konnte es anders sein – verblieb er hinter seinem Schreibtisch, während Martha die Verwöhnung genoss. Sie bewegte sich sicher auch in der anspruchsvollen literarischen Klientel, die »Theodorus victor« in der Potsdamer Straße 134c um sich scharte, aber sie selbst war, anders als er zu glauben schien, zur Schriftstellerin nicht geschaffen. »Die Novelle des Frl. Fontane«, begründete die Redaktion der *Illustrierten Frauen Zeitung* ihre Ablehnung, »ist, von andern Mängeln abgesehen, ohne jegliche Handlung.« Vielleicht hätte man sich mit einer anderen Novelle, einer an-

deren Redaktion und zu einem späteren Zeitpunkt – näher am Stil der Jahrhundertwende – leichter darüber verständigen können, was Handlung sei, es kam aber zu keinem zweiten Versuch.

Der Leser erfährt eine Menge – kein Klischeewissen – über die uns fremd gewordene Wilhelminische Gesellschaft. Den Bemühungen der Autorin mag der Abstand, den eine andere Herkunft und Lebenswelt vermittelt, zugute gekommen sein. Unsere gelegentlichen Befangenheiten und Wiederholungszwänge bleiben ihr erspart – an der Limmat wächst man sich eben anders aus als an der Spree –, sie sieht ohne Ressentiments und sie sieht genau, nicht zuletzt die kleinen Dinge des Alltags. Sie ist nicht ohne Finderglück geblieben, hat eine Reihe kleinerer und sogar eine sehr beträchtliche Entdeckung zu verzeichnen, die bisher unbekanntes Briefe an den späten »Schwiegersohn« und dessen zweite Frau (*Theodor Fontane, Briefe an Karl Emil Otto Fritsch und Anna Fritsch-Köhne 1882–1898*, 2006). Ihr Stil ist klar, übersichtlich und nirgends präventios, seine unauffällige Präsenz lässt Hürden gar nicht erst aufkommen.

Dazu noch eine Bemerkung. Die Erzählung wirkt über weite Strecken vergleichsweise unbeschwert, partienweise sogar heiter, obwohl man es doch mit einem keineswegs unbeschwertem Leben, besonders im zweiten Teil schier permanent mit gesundheitlichen und psychischen Krisen zu tun hat. Wie erklärt sich das vor dem Hintergrund der vorangegangenen Arbeiten Dieterles, die dem Fontaneschen Familienleben,

Vater und Tochter voran, einen tragischen Zug zugesprochen hatten? Der Widmung ihrer Briefedition hat sie das Motto »Franz Schubert, Impromptu Nr. 1 c-moll, op. 90« beigefügt. Diesmal, so ließe sich mit sehr starker Übertreibung sagen, eignete sich eher das Forellenquintett. (Nichts gegen das Quintett, Thomas Bernhard hat uns über seinen Anspruch belehrt!)

Ich habe mir drei (Teil-)Erklärungen überlegt. Zuerst: Chronologische Reihung und annähernd gleichmäßige Ausführlichkeit der Erzählung bringen es mit sich, dass in dem einen oder anderen Lebensjahr Marthas doch eher Auswechselbares zur Verhandlung steht, etwa: eine neue Freundin, deren Hochzeit, von Martha vorgetragene Festlyrik (verfasst von Julius Wolff!), erstes, zweites, drittes Kind der Jungvermählten, Taufen, Patenschaften, frühe Todesfälle, neue Partnerkonstellationen usw. – kein Zweifel, so ist, oder vielmehr so war das Leben des wohlhabenden Bürgertums, aber zuweilen sucht der spätere Leser, weil er spürt, dass seine Aufmerksamkeit nachgelassen hat, dann doch Hilfe beim Register. (Es ist zuverlässig, übrigens sorgt auch die kleinteilige Untergliederung der Kapitel für rasche Orientierung.)

Eine zweite Erklärung finde ich in der Eigengesetzlichkeit der Gattungen, die ihre jeweils besondere Wahrheit haben. Auch in Fontanes Texten ist, um ein Beispiel zu geben, der Pionier Klinke ein anderer in einer feurigen Ballade als in einem nachdenklichen Brief (des Dichters charakteristische Ambivalenz ist dann also eher ein Ausdruck seines Stilempfin-

dens, und unser »Bombengedächtnis« kann pausieren). Dieterle hat Recht daran getan, der psychologischen Problematik, die sie in ihrer Dissertation erörterte, in die Biographie nur andeutend Einlass zu gewähren.

Zuletzt: Man steigt nicht zweimal in denselben Fluss, auch als Autor nicht. Man wird nicht ausführlich wiederholen, was man nicht mehr mit gleicher Ursprünglichkeit erlebt, was man schon einmal abschließend erörtert hat. Man wird anderes dafür geben. Es ist gut, dass es so ist, dem Leser aber wird dennoch das eine oder andere fehlen, obgleich er im Ganzen von der Neufassung profitiert. Fakten lassen sich berichtigen und ergänzen, Emotionen nicht. Die erste Darstellung mag dann expressiver wirken, die zweite abgeklärter und insofern reifer.

Vielleicht hat ja der große Gottfried Keller, der, wie sich annehmen lässt, einer Zürcher Germanistin unsichtbar zur Seite steht, Dieterle von einem »zypresendunklen Schluss« abgeraten. Sie berichtet von einer tödlichen Depression und bewahrte sich dennoch eine »helle«, lebendige Sprache. Erinnern wir uns der eingangs mitgeteilten, gleichsam mit Moldauwasser getauften Episode. Unkonventionell, aber keineswegs unprofessionell hatte sich die Sprecherin verhalten, denn an Witz nahm sie es mit manchem geschulten Rhetoriker auf. Und noch viel mehr als Witz war im Spiel. Sie fand Worte, die wie ein Spiegel ihres sensiblen Empfindens anmuten. Sie hatte den »Ton«, dessen besonders die Wahrheit bedarf, um erträglich zu sein. In ihrer

Bedrängnis entschied sie sich für das Minimum dessen, was sich überhaupt sagen ließ.

Anders die Biographie. Ein sympathisches und informatives Buch ist entstanden, ein *kluges* Buch, wie das bei diffizilen Herzenssachen auch erforderlich ist, denn »so groß und stark das menschliche Herz ist«, schreibt der Theaterkritiker »Th. F.«, »eins ist noch größer: seine Gebrechlichkeit und seine wetterwendische Schwäche«. Die Leichtigkeit der Autorin hilft auch dem Rezensenten, dessen Schwierigkeit nicht in der fehlenden »Freude des herzlichen Lobenkönnens« liegt – um Th. F. ein letztes Mal zu zitieren –, sondern in der Inflation verbender Worte, der wir allenthalben begegnen. Dabei ist die Untertreibung längst stärker als der Superlativ, scheint es glaubwürdiger, zu wenig als zu viel zu sagen. Gleichwohl hätte ein Rezensent, der verstummen wollte, seinen Beruf verfehlt.

Der Leser wird das von Regina Dieterle gezeichnete Bild eines Frauenlebens in Erinnerung behalten. Sie ist der selbstgestellten Aufgabe vollauf gerecht geworden, hat nicht überzeichnet, verbleibende Lücken nicht geschlossen, und dennoch besitzt ihre »Heldin« Besonderheit genug. Mit mehr als nur einer von Fontanes Gestalten verbindet sie eine seelische Korrespondenz, die Dieterle diskret spürbar macht, aber der ursprüngliche Titel der Biographie lautete zutreffend nicht »Die Tochter«, sondern »Martha Fontane«.

□ HELMUTH NÜRNBERGER

Vermischtes

Die Familie ...

Die genannte Familie ...

Die Familie ...

Die Familie ...

Die Familie ...

Die Familie ...

Die Familie ...

Der Niquet-Keller an der gleichgültigsten Ecke Berlins

WERNER URBAN

Der Verfasser verwahrt in seiner genealogischen Sammlung ein Werbeblättchen des Niquet-Kellers mit dem Titel *Die gleichgültigste Ecke Berlins aus dem Jahre 1866*. Als Nachkomme dieser Familie – die Mutter ist eine geborene Niquet – reizte es mich natürlich sehr, den Vorgängen um den Niquet-Keller auf den Grund zu gehen und auch ein Stück Familiengeschichte mit einzubringen.

Im Untergeschoß des Hauses Jägerstraße 41 hatte der aus einer alten Emigrantenfamilie stammende Friedrich Niquet 1839 zunächst eine Frühstücksstube eingerichtet, in der der gelernte Schlachter seine später auch von Theodor Fontane gerühmten »Niquet – Würstchen« anbot. Auch die ausgeschenkten Weine erfreuten sich großer Beliebtheit bei den Besuchern.

Über dem Keller Niquets an der Ecke Jägerstraße/Oberwallstraße befand sich im Erdgeschoß das Herrenkleider-Geschäft von Louis Landsberger und gegenüber – wo heute die Telekom ihren Sitz hat – die Parfümerie Lohse (Abb. 1). In dem Artikel heißt es, bald habe der Volkswitz diesen Teil von Berlin mit der Bezeichnung »Die gleichgültigste Ecke Berlins« belegt, denn Niquet war alles »Wurst«, Landsberger alles »Jacke wie Hose« und Lohse alles »Pomade«. Damit wird diesem Platz ein Hauch von Gelassenheit angeheftet.

Die gute Qualität des Angebots zog bald auch viele bekannte Berliner der damaligen Zeit an. So gehörten zu den ständigen Gästen der spätere Generalpostmeister von Stephan, Admiral Knorr und der Inhaber des bekannten Bankhauses Mendelssohn. Schriftsteller wie Felix Philippi und Theodor Fontane berichteten vom alten Niquet und seinen Gästen.

Wer war Friedrich Niquet?

Die wallonische Familie Niquet ist 1699 aus dem Hainaut/Hennegau geflohen. Diese ehemalige Grafschaft mit der Hauptstadt Mons ist heute belgische Provinz. Die Familien Niquet aus Dour, Villain und Gain aus Wasmes sowie Bievelet und Dieu aus Carignon wohnten alle in unmittelbarer Nachbarschaft von Mons. Sie waren auch vor der gemeinsamen Flucht schon verwandtschaftlich verbunden.

Die genannten Namen tauchen im Jahre 1700 allesamt in der Kolonieliste von Klein Ziethen bei Angermünde in der Uckermark auf¹. Siebenundzwanzig wallonische Familien waren dort neu angekommen. Die Dorfbevölkerung, die auch vorher schon überwiegend aus französischsprachigen Glaubensflüchtlingen bestand, war auf mehr als das doppelte angestiegen.

Ein halbes Jahr später waren die meisten Neuankömmlinge auf Orte in anderen Ämtern verteilt worden. Ab 1701 werden die Familien Niquet, Villain, Gain und Bievelet in den Kolonielisten von Braunsberg bei Rheinsberg aufgeführt². Die Familie Dieu erhielt einen Hof im benachbarten Cagar. Sie alle waren stets bemüht, möglichst dicht beieinander zu bleiben. Das hatte vor allem religiöse Gründe. Jahrelang haben die »Französisch Reformierten« nur untereinander geheiratet. Das war nicht nur eine Frage der Sprache. Als im Copulationsregister des alten französisch geschriebenen Kirchenbuches von Braunsberg 1758 erstmals ein »Deutscher« als Bräutigam auftaucht, wird an *erster* Stelle die Braut Marie Niqué genannt, dann ihre Eltern, und danach erst folgt knapp der Bräutigam: »Borchard, Allemand, lutherien«. Die reservierte Einstellung ist deutlich zu spüren.

Der Senior Jean Niquet und seine Frau Marie Villain waren mit mindestens vier Söhnen nach Braunsberg gekommen. Die Söhne Jean d. J. und Michel erhielten dort einen eigenen Hof. Der Sohn Jacques Niquet verdiente seinen Lebensunterhalt in Havelberg und anderen Orten als Tabakspinner, später auch als Tagelöhner in Braunsberg. Dort starb er am 3. Oktober 1764 mit 82 Jahren³.

Ein Urenkel des Jacques, Ludwig Friedrich Niquet, wird am 20. Februar 1808 in Braunsberg geboren⁴. Er erlernt den Schlachterberuf⁵, geht nach Berlin und eröffnet 1839 den Niquet-Keller⁶. Beringuier nennt den unternehmungslustigen Wirt Wurstfabrikant und Weinhändler.

Der Niquet-Keller in der Jägerstraße 41 und seine Gäste

Der wirtschaftliche Erfolg des Friedrich Niquet mit seinem Niquet-Keller ist auch dem Umstand zu verdanken, daß sich zeitgleich rund um den Platz der ehemaligen Hausvogtei ein ganz neuer Wirtschaftszweig entwickelte: die Betriebe der Berliner Konfektion.

In der aufstrebenden Residenzstadt Berlin entstand zunehmend ein Bedarf an preiswerter und trotzdem modisch bestimmter Oberbekleidung. Die durch die Regeln der Zünfte eingeeengten Schneider konnten diesen Bedarf nicht decken. Aber viele von ihnen konnten ihre handwerklichen Erfahrungen – die sie besonders bei der Uniformschneiderei gewonnen hatten – nun im Rahmen der Konfektionsbetriebe einbringen.

Das nutzten findige Unternehmer, allen voran Valentin Mannheimer, der 1839 in der Oberwallstraße 6 zunächst eine Firma zur Anfertigung von Damenmänteln gründete.

Pariser Mode war für die meisten Leute nicht erschwinglich. Also kauften die Berliner Konfektionäre zweimal im Jahr an der Seine die neuesten Modelle ein und wandelten sie zu verschiedenen tragbaren Formen um. So entstand daraus in rationeller Fertigung preiswerte Massenware zu festen Preisen in vielen Größen. Mehr und mehr fand die Berliner Konfektion letztlich ihren eigenen Stil, ihren sprichwörtlichen Berliner Chic. Im Laufe des 19. Jahrhunderts entwickelte sich so in Berlin eine Industrie für Bekleidung, die auch in London, New York und Paris guten Absatz fand.

Der Anfang wurde also rund um den heutigen Hausvogtei-Platz gemacht, und mitten drin saß Friedrich Niquet mit seinem Frühstückskeller. Der ist von der Konfektion nicht weg zu denken.

Brunhilde Dähn⁷ beschreibt die Atmosphäre in der Gaststätte in ihrem 1968 erschienenen Buch im Abschnitt »Frühstück bei Niquet«:

»Hier trifft sich [...] die Elite der Konfektion. Hier sind die ›Alten‹ unter sich. Ein ›junger Mann‹ – und das ist ein ganz bestimmter Begriff in der Branche, einer, der erst was werden will – dem es einfallen sollte, bei Niquet aufzukreuzen, würde glatt für größtenwahnsinnig gehalten.«

Und dann zitiert sie Moritz Loeb:

»Kaum haben am Morgen die Herren Prinzipale die Post durchgesehen, die nötigen Anweisungen erteilt, dann geht's zum Frühstück zu Niquet. So kommt es, dass in den Vormittagsstunden dort kaum noch Platz zu finden ist. Bei einem Glas Münchner und kaltem Braten bespricht man die Wollpreise und das kanadische Geschäft. Mitunter redet man auch über Personalangelegenheiten. Manche tüchtigen Leute wurden dem Chef eines

Welthausen tatsächlich erst durch ein Gespräch bei Niquet bekannt. Mehr als eine Karriere wurde hier begründet.«

Das alles spielte sich wohl vor allem bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts ab. Selbst Bismarck ist zeitweilig bei Niquet zu Gast gewesen. Die königlich-kaiserlichen Gebäude lagen ja in der Nachbarschaft.

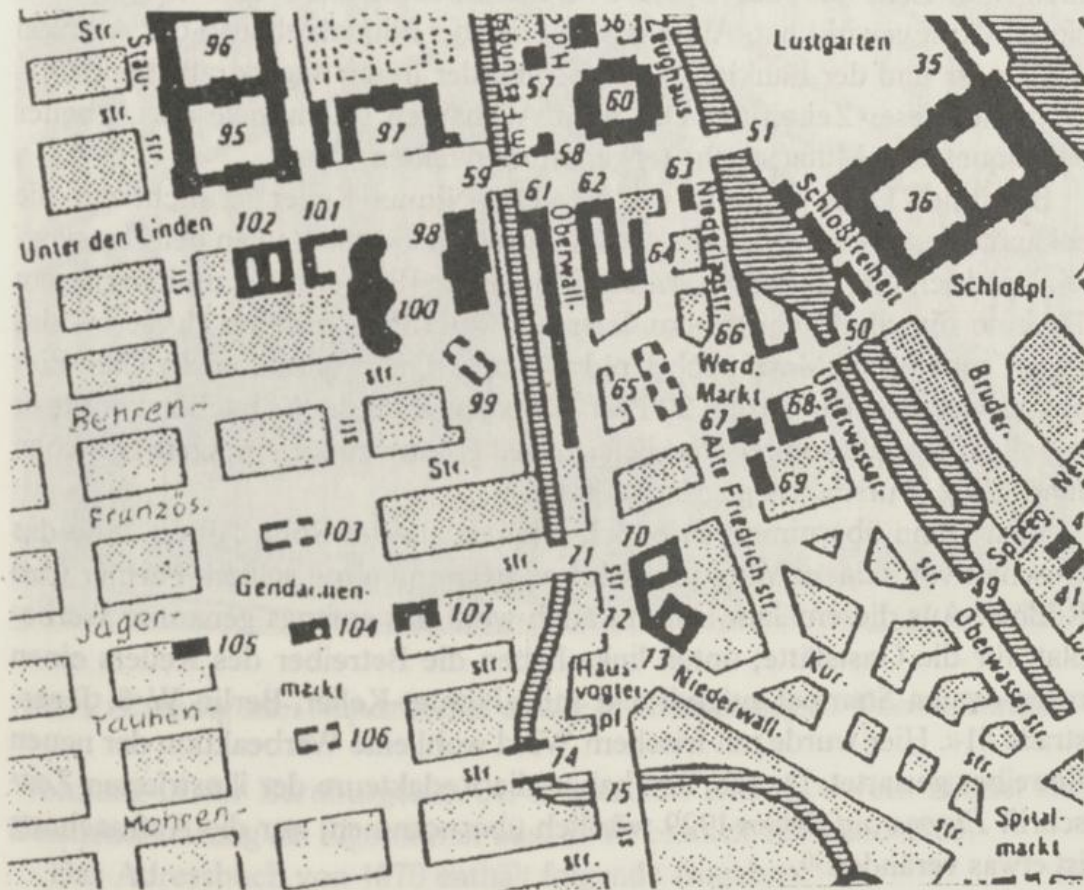


Abb. 1: Ausschnitt aus einer Karte Berlin um 1786. Umzeichnung des Plans von D. F. Sotzmann von 1786. Die Karte ist genordet. Innerhalb der alten Befestigungsanlagen mit Wall und Graben liegen das Schloß (36), das Kronprinzen-Palais (62), die Werdersche Deutsche und Französische Kirche (65), die Königliche Bank (70), nördlich davon der Häuserblock, in dem seit 1839 Niquet seinen Keller betrieb. Die Jägerbrücke (71) überspannte den Festungsgraben und führte die Jägerstraße bis an die Alte Friedrichstraße. Königliche Hausvogtei und Hofgericht (73).

Ab 1867 bahnten sich große Bauvorhaben auf der gegenüberliegenden Seite des Niquet-Kellers an (Abb. 2⁸). Im Häuserblock Jägerstraße/Oberwallstraße/Französische Straße wurden die ersten Teile des Haupttelegrafenamtes

errichtet⁹. Heute befindet sich in dem Gebäudekomplex die Hauptstadt-Repräsentanz der Deutschen Telekom. Es begann mit dem Grundstück Jägerstraße 43. Ab 1877/78 kam das Grundstück Nr. 44 hinzu. 1901/02 wurde auch noch das Gebäude Nr. 42 an der Ecke Oberwallstraße erworben, in dem bis dahin wohl die Parfümerie Lohse untergebracht war. Das war ja auch die Zeit, als der spätere Generalpostmeister von Stephan in diesem Amt gewirkt hat. Auch er war Gast bei Niquet; ebenso der Admiral von Knorr und der Bankier Mendelssohn, der in der Jägerstraße residierte. Während dieser Zeiten der Um- und Ausbauten sollen viele der Arbeiter bei Niquet am »Mittagstisch« teilgenommen haben.

Brunhilde Dähn schreibt weiter: »Der Niquet-Keller ist nicht nur die bekannteste, sondern auch die älteste unter den Gaststätten an der Hausvogtei. Friedrich Niquet hat sie am 28. September 1839 eröffnet und an diesem Tag eine Einnahme von einem Taler und 20 Silbergroschen kassiert – das waren genau fünf Mark nach Goldwährung. Dafür zapfte er 30 Glas Bier und servierte seinen Gästen 20 Paar Würstchen. Diese Würstchen konnte er vor allem deshalb so preiswert liefern, weil er kurz zuvor – noch im gleichen Jahr – eine Wurstfabrik gegründet hatte.«

Laut Dähn übernimmt Friedrich Niquets ältester Sohn Albert 1866 das Geschäft von seinem Vater und führt es zusammen mit seinem Partner Carl Rößner. Aus diesem Jahr stammt auch wohl das anfangs genannte Werbeblatt für die Gaststätte; unten links haben die Betreiber des Kellers einen roten ovalen Stempel aufgedrückt mit »Niquet-Keller, Berlin W 8, Jägerstraße 41«. Hier wurde mit frischem Wind wohl eine Werbeaktion der neuen Betreiber gestartet. Diesen Text haben die Redakteure der illustrierten Zeitschrift *Europa auf Reisen* 1929 wörtlich übernommen, nur die Aufmachung ist etwas verändert¹⁰.

Nach den Angaben von Brunhilde Dähn tritt Albert Niquet 1896 aus gesundheitlichen Gründen von seiner Aufgabe zurück und überlässt diese seinem jüngeren Bruder Carl-Friedrich. Der aber stirbt schon 1908, ein Jahr vor seinem kranken Bruder, der 1909 das Zeitliche segnet. Seitdem führt Frau Luise Rößner geb. Kern die »Frühstücksstube« als alleinige Inhaberin weiter (Abb. 3¹¹).

Aus den Berliner Adressbüchern lässt sich die Firmenentwicklung gut ablesen. 1839 und 1840 wird Friedrich Niquet mit seinem Betrieb noch gar nicht dort erwähnt. In den Adressbüchern von 1841 bis 1844¹² findet sich jeweils folgender Eintrag:

»Niquet, F., Handl. mit feinen Fleischwaaren, Jägerstr. 41.« Vermutlich hat er zu dieser Zeit auch in der Jägerstraße gewohnt.

Ab 1845 wird neben dem Geschäft in der Jägerstraße 41 auch eine eigene



Abb. 2: Eingang zum Niquet-Keller an der Ecke Jägerstraße / Oberwallstraße.

Wohnung in der Bernburgerstr. 31. E. genannt. Das »E.« weist Niquet laut Zeichenerklärung als Eigentümer aus. So ist es auch 1850 und 1865.

Das Adressbuch von 1870 enthält folgende Angaben:

»Niquet & Co., F., Hoflieferanten, /Fabrik und Handlung feiner Fleisch /waaren, Jägerstr. 41. s. A. Rösner.« (A. Rösner wohnte in der Oberwallstraße 8 III.) Und gleich darunter folgt ein anderer Eintrag: »Niquet, F., Hoflieferant, Capwein-Handlung, /R., Bernburgerstr. 31. E. Geschäfts-Local: /Leipzigerstr. 13.«

Der Weinhandel wird also nun an einem anderen Ort vollzogen und wohl von Vater Friedrich geführt, der wie bisher in der Bernburger Straße wohnt. Der Sohn Albert ist im Adressbuch nicht vermerkt, wohnt vielleicht noch in der elterlichen Wohnung. Hier müssen weitere Nachforschungen in den Kirchenbüchern und in den Gewerbeverzeichnissen noch Klarheit bringen.

Das Berliner Adressbuch von 1895 sagt etwas Neues aus:

»F. Niquet & Co., Hoflief., Fbrk. u. Hdl. f./Fleisch- u. Wurstwr., Frühstücksstube, W/Jägerstr 41. S(outerrain). Inh. Alb. Roeßner.«



Abb. 3: Niquet-Keller, Berlin C2. Jägerstraße 41, 1940

Inhaber des Kellers ist nun eindeutig Albert Rößner. Niquet taucht nur noch im Firmennamen auf. Folgende Eintragung schließt sich unmittelbar an:

»F. Niquet, Hofl. Sr. Kgl. Hoheit d. Fürsten/v. Hohenzollern u. Herzogl. Braunsch./Lüneb. Hofl., Weingroßhdl., Spezial. Cap-,/Ungar- u. Bordeaux-Weine, W Leipziger-/str. 13. Pt. Inh. Paul Schmidt.«

Die Weinhandlung wird nun von einem neuen Inhaber geführt. Auch hier wird der Name Niquet beibehalten; er soll sicher den guten Ruf des Geschäftes weiter tragen.

Theodor Fontane und der Niquet-Keller

Theodor Fontane hat den Niquet-Keller und seine Besitzer in mehreren seiner Werke angesprochen. Schon vor der Gründung der Gaststätte in der Jägerstraße/Oberwallstraße wird er die Umgebung gekannt haben. Nach seiner Übersiedlung von Neuruppin nach Berlin hat er die städtische Gewerbeschule in der Niederwallstraße 12 besucht¹³. Gewohnt hat er in der ersten Zeit in der Wallstraße, beides nicht weit von der Oberwallstraße entfernt. Auch bei den häufigen Wohnungswechseln in den folgenden Jahren finden wir ihn immer wieder in der Nähe der Hausvogtei.

1840 geht er nach Burg bei Magdeburg, von April 1841 bis April 1844 ist er in Leipzig, Dresden und Letschin. 1844 kommt er zurück nach Berlin und leistet seine Militärdienstzeit ab. Als »Einjähriger« braucht er nicht in der Kaserne zu wohnen, und er nimmt seine Wohnung in unmittelbarer Nähe der

Nikolaikirche. Ob er bei seiner stets angespannten finanziellen Lage aber damals schon Gast im Niquetkeller war, ist fraglich.

Im ersten Band der *Wanderungen durch die Mark Brandenburg* erwähnt Fontane im Abschnitt »Rheinsberg«¹⁴ Niquet ausdrücklich. Bei der Beschreibung der Fahrt von Berlin über Neuruppin und Braunsberg nach Rheinsberg heißt es wörtlich: »Einzelne dieser Ortschaften (zum Beispiel Braunsberg) sind von *französischen Colonisten* bewohnt, die berufen waren, ihre Loire-Heimat an dieser Stelle zu vergessen. Harte Aufgabe. Als wir eben genanntes Braunsberg passieren, lugten wir aus dem Wagen heraus, um »französische Köpfe zu studieren«, auf die wir gerechnet. Wie heißt der Schulze hier? fragten wir in halber Verlegenheit, weil wir nicht recht wussten, in welcher Sprache wir sprechen sollten. »Borchardt«. Und nun waren wir beruhigt. Auch die südlichen Race-Gesichter sahen nicht anders aus, als die deutsch-wendische Mischung, die sonst hier heimisch ist. Übrigens kommen in diesen Dörfern wirklich noch französische Namen vor, und »unser Niquet« ist ein Braunsberger.«

Das mit der »Loire-Heimat« stimmt nicht, jedenfalls nicht für die Familie Niquet, denn die kommt ja aus dem Hainaut/Hennegau. Noch im April 2003 hat der Verfasser auf dem Friedhof in Braunsberg 14 Grabsteine allein mit dem Namen »Niquet« gefunden.

Am 3. Oktober 1869 schreibt Theodor Fontane in einem Brief an seine Frau Emilie:

»Am Freitag, als ich um 9 Uhr von einem Spatzirgange nach Hause kam, traf ich Scherzen (Hermann Scherz war ein Freund Fontanes, d. Verf.) an meinem Schreibtisch. Er blieb bis 10^{1/2}, aß Abendbrot mit mir (die Niquet'sche Wurst, trotzdem er sie tadelte, verschwand im Umsehn) ... «¹⁵. Niquets Produkte hatten also auch schon in Fontanes Haushalt Einzug gehalten.

In den Anmerkungen zu den Briefen Fontanes an Wilhelm und Hans Hertz¹⁶ finden sich Szenen von Wilhelm Hertz für einen Schwank, in dem die Niquets im Mittelpunkt stehen. Das Stück »aus dem Leben in fünf Acten« wurde »zum ersten und einzigen Male wörtlich aufgeführt in Berlin im December 1861 u. Januar 1862.«

Erster Act (Buchhandlung von E. H. Schroeder Unter den Linden.)
Verlagsbuchhändler A wünscht am 23. Dec. 61. Fontanes Wanderungen zu erstehen. Schröder macht ihn darauf aufmerksam, daß das Buch Berliner Verlag sei. A besteht darauf es dort zu kaufen, er will es seiner Frau zum Fest schenken u. fürchtet, daß der Verleger, zu dem er in freundschaftlichen Beziehungen steht, es ihm umsonst gibt. A kauft es u. »baut« es seiner Frau auf.

Zweiter Act (Vier Wochen später)

A sitzt bei Niquet, er hat auf der Bank Geschäfte gehabt, man kann ihn nicht gleich abfertigen, er soll nach einer halben Stunde wiederkehren, – also A frühstückt:

A Herr *Niquet*, was bin ich schuldig?

Niquet (der ältere Bruder) So und so viel!

A. Herr *Niquet*, Sie sind aus Braunsberg.

N. Ja, das hat noch niemand gewusst; – woher wissen Sie es?

A. Es steht gedruckt. Fontane siehe Seite 78. 79.

N (nimmt die Briefftasche): Erlauben Sie, das werde ich mir aufschreiben.

Dritter Act (Plahnsche Buchhandlung in der Jägerstraße)

A hat seine Geschäfte auf der Bank besorgt, er raucht bei Plahn eine Cigarre, *Niquet*, der jüngere Bruder, tritt auf.

A. Sie wollen Fontanes Wanderungen kaufen.

N. Ja, woher wissen Sie das? Ich will drei Exemplare.

A Drei?

N. Eins für mich, eins für meine Frau, eins für meinen Vetter.

Vierter Act Ausverkauf beim Verleger.*Fünfter Act* Fontane und der Verleger umarmen sich.

Zur angegebenen Zeit 1861/62, bevor Friedrich *Niquet* 1866 das Geschäft an den ältesten Sohn übergeben hat, waren also offensichtlich die Söhne *Albert* und *Carl-Friedrich* bereits in der Gaststätte tätig. Ihre Eitelkeit muss unübersehbar gewesen sein. Und im Schwank wurde das »verarbeitet«.

Friedrich Niquets Engagement für den Bau der St. Lukas-Kirche in Berlin

Durch die Auswertung der frühen Berliner Adressbücher konnte der Verfasser zeigen, dass Friedrich *Niquet* seit 1845 in der Bernburger Straße 31 seine Wohnung hatte. Dieses neu bebaute Gebiet gehörte zur 1846 eingeweihten Kirchengemeinde der St. Matthäus-Kirche. Die Zahl der Gemeindeglieder wuchs sehr schnell an, so dass schon seit 1852 geplant wurde, das Gemeindegebiet zu teilen und eine weitere Kirche zu bauen¹⁷. In diesem Bereich wohnten so bekannte Persönlichkeiten wie der Geschichtswissenschaftler *Mommsen*, der Künstler *Adolph Menzel* und der Geheime

Oberregierungsrat Carl Johann Ludolph Elsassner.

Es gab große Schwierigkeiten, ein geeignetes Grundstück zu finden. In der Festschrift zum hundertjährigen Bestehen der Lukaskirche 1961 heißt es: »Der Fleischermeister Niquet (Abb.4) fand schließlich den Bauplatz in der Bernburger Straße 4–5.« Niquet war Mitglied im Baukomitee und später auch im ersten Gemeindegemeinderat. Der Kaufpreis für das Grundstück betrug 14 000 Taler. Er wurde aufgebracht durch zinslose Darlehen in Höhe von 4000 Talern vom Grafen von Voß und 10 000 Talern von Ludwig Friedrich Niquet. König Friedrich Wilhelm IV. beauftragte den Oberbaurat Stüler mit der Planung. Am 19. Oktober 1859 erfolgte die Grundsteinlegung in Gegenwart des Prinzregenten (des späteren



Abb. 4. Ludwig Friedrich Niquet

Kaisers Wilhelm I.) und seines Sohnes Friedrich Wilhelm. Eingeweiht wurde die St. Lukas-Kirche am 17. März 1861. Die Abtrennung von St. Matthäus geschah 1864.

Der Gastwirt und Weinhändler Niquet hat jahrelang schräg gegenüber der Lukaskirche seine Wohnung gehabt. In den standesamtlichen Registern von Berlin-Mitte ist sein Tod am 31. August 1886 eingetragen. Man hätte ja erwarten können, dass in den Kirchenbüchern »seiner« Lukaskirche eine Würdigung ihres Förderers zu finden ist. Aber weder in den Sterberegistern noch in anderen Unterlagen des Kirchenarchivs steht auch nur ein Wort über sein Ableben.

Dagegen findet sich im Mitgliederverzeichnis der Französischen Kirche am Gendarmenmarkt¹⁸ der Eintrag, dass Ludwig Friedrich Niquet am 6. Januar 1886 zusammen mit seiner Ehefrau Martha Susanne Elisabeth Töpfer in diese Gemeinschaft aufgenommen wurde. Er wurde im Hospital der Kirche in der Friedrichstraße 129 untergebracht. Sein Tod ist in den dortigen Büchern nicht verzeichnet, wohl aber der seiner Ehefrau am 16. Februar 1887.

So ist der Wirt von der »gemütlichsten Ecke Berlins«, bei dem auch Theodor Fontane zu Gast gewesen ist, am Ende seines Lebens in die Glaubensgemeinschaft zurückgekehrt, von der seine Vorfahren in Braunsberg geprägt waren und in der er die Taufe empfangen hatte.

Sein Niquetkeller aber hat seinen guten Ruf bewahrt, bis er nach 1955 abgerissen wurde.

Anmerkungen

- 1 ED. MURET: *Geschichte der Französischen Kolonie in Berlin*. Berlin 1885, S. 279.
- 2 Geheimes Staatsarchiv Berlin-Dahlem, Rep. 122. Nr. 43.9.
- 3 Kirchenbuch Braunsberg. Sicherungskopie im Hugenottenzentrum in Bad Karlshafen.
- 4 Kirchenbuch Braunsberg, Auflistungseinträge einzelner Familien, S. 152 f.
- 5 *Die Stammbäume der Mitglieder der Französischen Colonie in Berlin*. Hrsg. von R. BERINGUIER. Berlin 1887, S. 156.
- 6 BRUNHILDE DÄHN: *Berlin Hausvogteiplatz*. Zürich, Frankfurt 1968, S. 62.
- 7 Ebd., S. 61.
- 8 Mit Genehmigung aus den Beständen des Zentrums für Berlin-Studien.
- 9 *Auf den Spuren von Post und Telekom in der historischen Mitte Berlins*. Hrsg. PSD Bank Berlin-Brandenburg 2003.
- 10 *Europa auf Reisen*. Illustrierte Wochenzeitschrift. Erschienen in Berlin von 1923 bis 1932. Staatsbibliothek Berlin. Ausgabe 7 (1929).
- 11 Mit Genehmigung aus den Beständen des Zentrums für Berlin-Studien.
- 12 Zentral- und Landesbibliothek Berlin. Berliner Adressbücher 1799–1943.
- 13 THEODOR FONTANE: *Wie man in Berlin so lebt. Beobachtungen und Betrachtungen aus der Hauptstadt*. Hrsg. von GOTTHARD ERLER. Berlin 2000. Entnommen dem Anhang *Fontanes Berliner Wohnstätten* von HANS-WERNER KLÜNNER, S. 221 ff.
- 14 GBA, *Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Erster Teil. Die Grafschaft Ruppin*. Berlin 1994, S. 265.
- 15 GBA, *Der Ehebriefwechsel*. Bd. 2. Berlin 1998, S. 400.
- 16 THEODOR FONTANE: *Briefe an Wilhelm und Hans Hertz 1859–1898*. Hrsg. von KURT SCHREINERT. Stuttgart 1972, S. 432.
- 17 Jubiläumsschrift zum 100jährigen Bestehen der St.-Lukas-Kirche 1961. Kirchenarchiv St. Lukas.
- 18 Archiv der Französischen Kirche zu Berlin. AFrD: Rep. 04–1957 (Mitgliederverzeichnis K–Z).

Garnisonschullehrer Heinrich Wagener – Fontanes Begleiter bei seinen Reisen im Havel- land

LOTHAR WEIGERT



Auf dem Alten Friedhof zu Potsdam befindet sich an der Mauer zur Friedhofsgasse der Grabstein für Heinrich Theodor Wagener und seine Ehefrau Ida, geb. Faulborn. [Abb.] Der Stein ist verwittert und beschädigt. Er steht auch nicht mehr an seinem ursprünglichen Standort. An der Stelle, wo sich ehemals die Grabanlage befand, war bereits vor seiner Umsetzung nur noch der Sockel des Grabmals vorhanden. Das Kreuz fehlte, und da es nicht auffindbar war, wurde das vom Nachbargrabmal aufgesetzt, es war stilistisch gleichwertig. Die Inschrift »1 Kor. 13. 13« hat keinen Bezug zum Ehepaar Wagener.¹

Ein unzerstörbares Denkmal hat Theodor Fontane für Heinrich Wagener im Schlußwort zu den *Wanderungen durch die Mark Brandenburg* errichtet. Er dankte all seinen Helfern aus der ganzen Provinz, zuerst den alten märkischen Familien, dem Land- und Landesadel, sodann den Landpastoren und als dritter Gruppe der Lehrerschaft, »aus deren Reihen ich wenigstens eines hier unter Nennung seines Namens gedenken möchte: Garnisonschullehrer Wagener in Potsdam. Unter seinem im Anfange sowohl ihm wie mir unbekannt bleibenden Einflusse war es, dass ich mich aus der historischen Vortragsweise [...] in die genrehafte zurückfand und den ursprünglichen Plau-

derton in sein ihm zuständiges Recht wieder einsetzte. Die ganze Gruppe der Kapitel aus der Umgegend von Potsdam, also Bornstedt, Sacrow, Fahrland, Falkenrehde, Marquardt, Uetz und Paretz am Nordufer der Havel und ebenso Werder, Glindow, Petzow, Caputh etc. am Südrande hin, entstanden unter seiner Führung, und was von ernsten und heitren Geschichten unter all diesen Kapitelüberschriften enthalten ist, entnahm ich zu sehr wesentlichem Teile seinem immer frischen und anschaulichen, weil überall aus der Erlebnisfülle schöpfenden Unterwegs-Gespräche.«²

Diese Unterwegs-Gespräche, so erfahren wir aus dem *Tagebuch* Theodor Fontanes, fanden im Sommer 1869 statt.³ »Ende Juni, nachdem ich mit der genauen Durchsicht meines Kriegsbuch-Manuskripts fertig bin, nehme ich meine Märkischen Wanderungen wieder auf und setze sie fort bis Anfang August:[...] Garnisonsschullehrer Wagener begleitet mich auf allen diesen Touren.«⁴

Die Persönlichkeit von Heinrich Wagener und sein Einfluß auf Theodor Fontane wurden bisher nicht umfassend dargestellt, wenn es auch bereits einige Vorarbeiten gibt. Hervorzuheben sind zwei kleinere Aufsätze von Klaus Arlt⁵ und Rudolf Muhs.⁶ Die in den Archiven und in der Literatur überlieferten Quellen berechtigen zu dem Versuch einer umfassenderen Darstellung und Würdigung des Lebens und der Leistungen Wageners, speziell unter dem Gesichtspunkt seines Verhältnisses zu Theodor Fontane. Material zu einer Biographie Wageners findet sich heute hauptsächlich im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz zu Berlin⁷ und im Landeshauptarchiv Brandenburg.⁸ Die Archivalien zur Potsdamer Garnisonsschule, die ursprünglich im Reichs- und Heeresarchiv in Potsdam lagerten, sind seit dem Weltkrieg verschollen.

Heinrich Theodor Wagener wurde am 21. Dezember 1832 in Potsdam geboren. Er war der zweite eheliche Sohn von Schneidermeister Gottfried Wagener, seine Mutter Luise war eine geborene Eisentraut.⁹ Die Taufe erfolgte am 13. Januar 1833 in der Königlichen Hof- und Garnisonkirche.¹⁰ Von Ostern 1838 bis Februar 1847 besuchte er die Königliche Seminarschule in Potsdam. Während dieser Zeit nahm er auch am Konfirmanden-Unterricht bei Hof- und Garnison-Prediger Carl Grisson teil. Die Konfirmation erfolgte am 26. März 1847.¹¹

Von Ostern 1847 bis Anfang 1850 wurde Wagener durch den Unterricht verschiedener Privatlehrer auf den Besuch des Königlichen Schullehrerseminars zu Potsdam vorbereitet. Am 3. Februar 1850 bewarb er sich um die Zulassung zur Aufnahmeprüfung für das Seminar. Dieses Seminar hatte die Aufgabe, Lehrer für die Elementarschulen in den Städten und auf dem Lande im Regierungsbezirk Potsdam auszubilden. Als Anlagen zu seinem

jeder Seminarist aus eigenen Mitteln zu sorgen; auch hatte er ein Bett nebst den erforderlichen Bezügen mitzubringen, die Bettstellen lieferte die Anstalt.¹³

Die Aufnahmeprüfungen für das Seminar absolvierte Heinrich Wagener am 25. und 26. Februar 1850. Unter anderem wurde von den Bewerbern ein Aufsatz über das Thema Sparsamkeit gefordert. Wagener begann seine Ausführungen mit den Worten: »Eine der schönsten Gewohnheiten des Menschen ist unstrittig die Sparsamkeit! Welche Folgen und Vortheile erwachsen nicht dem Sparsamen gegenüber dem Verschwender und dem Geizhals! [...]«¹⁴

Wagener besuchte das Lehrerseminar von 1850 bis Ostern 1852, zunächst in Potsdam, später, nach der Verlegung der Anstalt, in Köpenick. Das traditionsreiche Seminar war 1748 als Kurmärkisches Küster- und Lehrerseminar in Berlin auf private Initiative von Johann Julius Hecker gegründet worden. 1817 wurde es nach Potsdam und von dort 1851 nach Köpenick verlegt. Erhalten hat sich ein Dokument vom 26. Februar 1850, auf dem alle Seminaristen durch ihre Unterschrift bescheinigten, daß sie über eine beabsichtigte Verlegung des Seminars nach Köpenick oder Brandenburg belehrt wurden und daß sie keinen Anspruch auf eine Vergütung der dadurch entstehenden Mehrkosten hätten; diese seien vielmehr durch die Eltern und Vormünder rechtzeitig einzuplanen.¹⁵ Auf diesem Schriftstück findet sich auch die Unterschrift »Wagener aus Potsdam«. Im Schloßpark Köpenick erinnert noch heute ein Gedenkstein an den »Begründer des ersten preußischen Lehrerseminars 1748«. Dargestellt ist ein Zögling mit einem Buch und einem Lorbeerzweig, der achtungsvoll zum Porträt Julius Heckers aufschaut.

Die Abschlußprüfungen, die Wagener im Frühjahr 1852 absolvierte, sind durch Protokolle und Zeugnisse sehr gut dokumentiert. Aus einer »Zusammenstellung der Urtheile über die schriftlichen Arbeiten der zu Ostern 1852 aus dem Königl. Seminar zu Cöpenick zu entlassenden Zöglinge« geht hervor, daß Wagener besonders in Pädagogik und Geschichte sehr gute Ergebnisse erreichte. Im Prüfungszeugnis vom 29. März 1852 wird »[...] sein gebildetes Wesen, Fleiß und Betragen [...]« gelobt. Das Gesamtprädikat lautete: No. II – gut bestanden.¹⁶ In den Abgangszeugnissen wurden die Gesamtergebnisse der Prüfungen mit den Prädikaten »No. I vorzüglich«, »No. II gut« und »No. III genügend« bewertet. Wer das Prädikat »vorzüglich« erhielt, wurde sofort fest im Schuldienst angestellt, Absolventen mit der Note »gut« wurden erst nach einer zweijährigen Bewährungsfrist definitiv angestellt, beim Endresultat »genügend« betrug diese Frist drei Jahre. Außerdem mußte eine zweite Prüfung abgelegt werden. Von den 24 Seminaristen aus dem Kurs von Wagener erreichten drei die Note »vorzüglich«, zehn das Prä-

dikat »gut«, die anderen elf die Gesamt-Bewertung »genügend«. Schon bei der Aufnahme ins Seminar mußten sich die Bewerber verpflichten, nach Abschluß der Ausbildung jede ihnen angewiesene Lehrer-Stelle wenigstens für drei Jahre anzunehmen; im Weigerungsfall drohten empfindliche Geldbußen.

Mit 19 Jahren – im April 1852 – wurde Wagener Lehrer an der Garnisonsschule in Potsdam. Die Garnisonsschule war eine Bildungseinrichtung für die Kinder der Berufssoldaten, des Hof-Dienstpersonals und der Gewehrfabrikarbeiter. Die Schule unterstand von 1851/52 bis zu ihrer Auflösung im Jahr 1876 der Militärbehörde. Sie befand sich in der Waisenstraße 31–33 (heute Dortustraße). Wagener wohnte im Gebäudekomplex der Garnisonsschule. Nach der Auflösung der Garnisonsschule wurde Wagener am 1. Oktober 1876 zum ordentlichen Lehrer an die städtische Charlottenschule mit einem jährlichen Gehalt von 1050,- Mark berufen. Wagener bezog eine Wohnung in der Hoditzstraße 8 (heute Wilhelm-Staab-Straße), wo Wagener bis zu seinem Tode wohnte.¹⁷ Die Zahl der Lehrstunden betrug wöchentlich bis zu 26 Stunden.¹⁸ Er unterrichtete hauptsächlich im Fach Zeichnen.¹⁹

Am 29. Juli 1858 heiratete Wagener in der Garnisonkirche die zwanzig Jahre alte Ida Maria Faulborn aus Potsdam.²⁰ Sie war die älteste Tochter von Georg Gottfried Faulborn, der als Hausvater im Städtischen Krankenhaus angestellt war. Aus dieser Ehe stammen Ernst Erick Paul Wagener, geboren am 6. Dezember 1861 (Taufe 19. Januar 1862),²¹ und Henriette Ida Catharina, geboren am 6. Dezember 1869 (Taufe 16. Januar 1870).²²

Wagener war aber nicht nur passionierter Lehrer, er interessierte sich auch über die schulischen Belange hinaus für die Geschichte der Region. Einen Rahmen für seine Tätigkeit fand er im *Verein für die Geschichte Potsdams*. Dieser Verein, in dem sich die historisch interessierten Kräfte der Region organisierten, wurde am 30. September 1862 von Louis Schneider, dem Vorleser König Wilhelms IV., und Robert Ostmann gegründet, der als Direktor der Garnisonsschule Wagens unmittelbarer Vorgesetzter war.²³ An der feierlichen Gründungsversammlung in der Garnisonsschule nahmen 39 persönlich geladene Gäste teil, »welche durch ihr Interesse für die Geschichte Potsdams auch in weiteren Kreisen bekannt sind.«²⁴ Dazu zählten neben den bereits genannten Schneider und Ostmann auch der 30jährige Wagener sowie Potsdamer Persönlichkeiten, wie zum Beispiel General-Garten-Direktor Peter Joseph Lenné, Hofbaurat Ferdinand von Armin, Stadtältester und Fabrikbesitzer Ludwig von Jacobs, Generalmajor und Stadtkommandant Friedrich Hiller von Gärtringen, Geheimer Kabinettsrat und Chef des Zivilkabinetts Emil Illaire, die Hofgärtner Herrmann und Emil Sello.²⁵ Bis 1872 existierte der Verein als zwanglose Interessengemeinschaft.

Bei der Konstituierung am 5. Juni 1872 wurde Wagener als stellvertretender Schriftführer gewählt. Am 20. Januar 1875 avancierte er zum ersten Schriftführer.²⁶ Wagener gehörte neben Schneider zu den aktivsten Mitgliedern des Geschichtsvereins. Davon zeugen die Publikationen in den *Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Potsdams*. Seinen ersten Vortrag über *Die Geschichte der Heiligengeist Kirche* hielt Wagener bereits 1863. Dieser Vortrag fand große Anerkennung im Potsdamer Geschichtsverein. Hervorgehoben wurde besonders das umfangreiche Quellenstudium. In den Mitteilungen lassen sich 33 Vorträge beziehungsweise Veröffentlichungen nachweisen. Unter anderem arbeitete Wagener über Caputh, Werder und seine Beziehungen zu Potsdam, Sacrow, Kloster Lehnin und seine Sagen, die Fregatte Royal Luise, das Plateau von Stolpe und Kohlhasenbrück. Die Aufsätze des Garinonschullehrers beeindruckten nicht nur durch Vielseitigkeit und Detailreichtum, sondern auch durch ihren unterhaltsamen Stil. Stimmungsvoll leitet Wagener seinen Vortrag über *Caputh* ein:

»An der Einmündung der Havel in das weite Becken des von malerischen Ufern umkränzten Schwilow-See's [...] liegt das Dorf Caput. [...] Schon frühzeitig veranlaßte die reizende Lage an den blauen Havelspiegeln und die anmuthige Umgebung, so wie der in Berg und Thal abwechselnde Weg durch den alten Forst mit seinen dunklen Kiefern und mächtigen Eichen, die Landesherrn, ihre Augen auf diesen Punkt zu werfen; und fast zu gleicher Zeit, daß Potsdams Naturschönheiten von den Regenten erkannt wurden, wird auch Caput als ein Lustsitz ausgezeichnet, auf welchem die Glieder dieser durch Kunstsinn ausgezeichneten Herrscherfamilie nach des Regierens beschwerlicher Mühe Rast und Erholung suchten und fanden. Der reiche Wildbestand des nahen Forstes verlieh dem Ruhesitz den Stempel des Jagdschlusses, während die köstliche Umgebung, die weiten Havelbecken, der Kranz steiler Anhöhen mit ihren Weitsichten über die blauen Wasserflächen den Ruhesitz zum ländlichen Tummelplatz fröhlicher ausgelassener Laune machten.«²⁷

Über die Vortragstätigkeit hinaus war der Geschichtsverein für Wagener ein Ort vielseitiger Betätigung. Gemeinsam mit Schneider bereitete er die charakteristischen Wanderungsversammlungen des Vereins vor, historische Exkursionen, die große Resonanz bei den Mitgliedern fanden.²⁸ Wagener war zu diesem Zeitpunkt ein anerkannter Heimatforscher mit ausgezeichneten Kenntnissen über die Geschichte und Gegenwart des Havellandes. Auch Theodor Fontane lobte in seinen *Wanderungen* die Ortskenntnisse und das historische Detailwissen Wageners, den er seinen »freundlichen Führer«, seinen »Gefährten« oder »Erzähler« nannte. »Ich richtete [...] allerhand Fragen an meinen Gefährten, der [...] diese Territorien zwischen Havel und Schwie-

low-See wie seine zweite Heimat kannte, und ließ mir, unter immer wachsendem Interesse, von den sozialen Zuständen dieser Kolonie erzählen [...].«²⁹

Der *Verein für die Geschichte Potsdams* war so sehr durch Louis Schneider geprägt, daß er mit dessen Tod am 16. Dezember 1878 auch seine Arbeit einstellte. »In ihm verlor der Verein seinen Kristallisationspunkt. Er war die geistig anregende und stets für Material sorgende unermüdlich thätige Kraft gewesen.«³⁰ In seiner 176. Versammlung beschloß der Verein am 25. Februar 1880, seine Tätigkeit auf längere Zeit zu vertagen, ohne seine definitive Auflösung auszusprechen.³¹ Die umfangreiche Bibliothek des Vereins verblieb in der Obhut von Heinrich Wagener.

Bereits einige Zeit zuvor, im Jahr 1868, war Wagener auch Mitglied im *Verein für die Geschichte Berlins* geworden, dem Theodor Fontane 1885 beitrug und von dem der Verfasser der *Wanderungen* 1890 mit der Ehrenmitgliedschaft geehrt wurde. Ab 1879 publizierte Wagener auch regelmäßig in der dem Berliner Geschichtsverein nahestehenden Illustrierten Berliner Wochenschrift *Der Bär*, deren Seiten der vaterländischen Geschichte Berlins und der Mark Brandenburg gewidmet waren. Hier veröffentlichte er 18 Beiträge.

Der *Bär* warb seit dem ersten Jahrgang mit dem Namen Fontanes, der als Mitarbeiter auf dem Titel angegeben war, obwohl er im eigentlichen Sinne nicht zum Redaktionskreis zählte; die ihm vom Verleger Emil Dominik angetragene Redaktion lehnte er sogar rundheraus ab. Fontane nutzte das Blatt, um einige seiner märkischen Essays unterzubringen, mit denen er die Leser der Zeitschrift, die gleichzeitig potentielle Käufer seiner *Wanderungen* waren, für seine Arbeiten zu interessieren.³² Auch der Name von Heinrich Wagener findet sich über mehrere Jahrgänge im Kopf der Zeitschrift.

Vom 1. Juli 1881 bis zum Februar 1887 war Wagener Herausgeber der Monatszeitschrift *Der Soldaten-Freund*, die den Untertitel *Zeitschrift für fassliche Belehrung und Unterhaltung des Preußischen Soldaten* trug. Louis Schneider hatte diese Zeitschrift 1832 ins Leben gerufen. Er war damals 28 Jahre alt und Schauspieler am Königlichen Schauspielhaus in Berlin. Auch im *Soldaten-Freund* lassen sich eine Reihe von Beiträgen Wageners nachweisen, darunter: *Die Gemäldegalerie im Speisesaal der Garde-Husaren in Potsdam* (1879),³³ *Zum 150.-jährigen Jubiläum des Zieten'schen Husaren-Regiment* (1880),³⁴ *Das Königliche Stadtschloß in Potsdam* (1881)³⁵ und *Die Gruft Friedrich des Großen in der Potsdamer Hof- und Garnisonkirche* (1886).³⁶ Unter der Redaktion von Louis Schneider publizierte Theodor Fontane 1846–1847 eine Reihe von Feldherrenliedern.³⁷

Neben seiner Vortragstätigkeit und seiner publizistischen Tätigkeit organisierte Heinrich Wagener die Wanderfahrten des *Vereins für die Geschichte*

Berlins im Potsdamer Raum. »Der liebenswürdige Führer und Erklärer bei der Fahrt am 23. August 1884 nach Potsdam war wie dort immer unser Mitglied Herr Wagener [...]«, heißt es 1884 in einem Bericht.³⁸ Für seine umfangreiche und kenntnisreiche Arbeit im Verein wurde Heinrich Wagener auf dem Stiftungsfest am 28. Januar 1889 mit der »Silbermedaille für Förderung der Vereinszwecke« ausgezeichnet.³⁹

1893 wurde Wagener als einer der 203 Vertrauensmänner in die Provinzialkommission für die Pflege und Erhaltung der Denkmäler in Brandenburg berufen.

Im Sommer 1888 erkrankte Wagener an einer linksseitigen Rippenfellentzündung. Bei einer anschließenden Kur in Bad Soden am Taunus⁴⁰ wohnte er laut amtlicher Fremdenliste No. 44 vom 30. September 1888 mit seiner Tochter in der Villa Pommerania. Die 1874/75 im Schweizer Stil erbaute Villa Pommerania steht heute unter Denkmalschutz. In dem dreigeschossigen Haus mit dem auf drei Seiten umlaufenden Holzbalkon fanden jeweils 14 bis 18 Kurgäste Aufnahme. In einem Inserat von 1892 ist zu lesen: »Villa Pommerania, vis-a-vis dem Kurhause, direkt am Kurpark gelegen, gänzlich staubfrei, vollkommen geschützte Lage gegen Nord- und Ostluft mit prachtvollen, von Veranda umgebenen Zimmern und schönem schattigen Garten.«⁴¹ Trotz dieser Kur blieb sein Gesundheitszustand labil. Offensichtlich wurde die Krankheit nie richtig ausgeheilt. Ab Oktober 1892 verschlechterte sich Wageners Gesundheitszustand. Die vorliegende Aktenmaterialien, insbesondere die zahlreichen ärztlichen Atteste, geben einen genauen Aufschluß über den Krankheitsverlauf. Immer wieder werden Lungenleiden diagnostiziert, später kommt eine ernsthafte Kehlkopferkrankung hinzu. Folge dieser dauernden Krankheit waren häufige Unterrichtsausfälle. So war Wagener 1893 lediglich vom 15. April bis zum 15. August im Schuldienst, also gerade einmal vier Monate. Da sich sein Gesundheitszustand nicht besserte, stellte Wagener einen Antrag auf vorzeitige Pensionierung, der von ärztlicher Seite unterstützt wurde. Auf Grund seiner anhaltenden Dienstunfähigkeit wurde er zum 30. Juni 1894 in den Ruhestand versetzt. Sein Ruhegehalt wurde nach 18 Dienstjahren auf 921 Mark festgesetzt.⁴² Allerdings kam Wagener nicht mehr in den Genuß, diese Pension zu beziehen. Er verstarb am 23. Mai 1894 in Potsdam. Am gleichen Tag vermeldete der Magistrat von Potsdam in einem Schreiben an die Königliche Regierung, Abteilung Kirchen und Schulwesen: »Mit Bezug auf unseren Bericht vom 2. April d. J., betreffend die Verleihung einer Ordensauszeichnung an den Lehrer Wagener, und mit Bezug auf den Erlaß vom 7. d. Mo., betreffend die Pensionierung desselben, zeigen wir der Königl. Regierung gehorsamst an, dass der p. Wagener heut verstorben ist.«⁴³ Für welche Aus-

zeichnung Wagener eingereicht war, geht aus dem Quellenmaterial nicht hervor.

Welches Ansehen Heinrich Wagener genoss, zeigte auch die Trauerfeier am 26. Mai 1894 auf dem Alten Friedhof in Potsdam. Neben dem Lehrerkollegium und mehreren Klassen der Charlottenschule waren auch Vertreter des Magistrats von Potsdam, unter anderem der Stadtrat Karl Vorkastner, und der Stadtverordneten-Vorsteher und Buchhändler August Heinrich Pusch anwesend. Den Berliner Geschichtsverein vertrat Dr. H. Brendicke, der auch einen Nachruf auf Wagener publizierte, in dem er über dessen Beerdigung schrieb: »[...] erhebender Chorgesang begann und schloß die Feier, und das Musikcorps der Unteroffiziersschule ließ den Choral ›Jesus meine Zuversicht‹ machtvoll erschallen.«⁴⁴

In den Nachrufen wurden unter anderem die Verdienste Wageners um die märkische Geschichtsforschung und seine einfache, klare Sprache herausgehoben. »Der Verstorbene besaß die seltene Gabe, schlicht und herzlich seine Gedanken auszudrücken, volksthümlich im besten Sinne des Wortes zu sein [...]. Sein stilles, bescheidenes, freundliches Wesen, seine stete Bereitwilligkeit mit Rath und Tath zu helfen haben ihm viele Freunde erworben [...].«⁴⁵

Zu diesen Freunden gehörte auch Theodor Fontane. Er liebte den Plauderton und verabscheute die trockene, historische Geschichtswissenschaft. »Berghaus, ein erbärmliches Buch, läßt mich, wie immer, im Stich; man kann sagen, er hat 2000 Seiten mit Stoff gefüllt, der in Akten aber nicht in Bücher gehört; alles todt und ledern. Die Weltgeschichte vom Registrator-Standpunkt aus angesehen.«⁴⁶ In ähnlicher Weise hat sich Fontane mehrfach über die zeitgenössische Historiographie geäußert. Durch den Einfluß Wageners dagegen habe er selbst von der lehrhaft historischen Darstellungsweise zum ursprünglichen Plauderton, den er für die angemessene Darstellungsweise von Geschichte hielt, zurückgefunden.⁴⁷

Wesentlich ausführlicher als in der schließlich publizierten Version des Schlußwortes zu den *Wanderungen* war die Würdigung, die Fontane dem Garnisonsschullehrer Wagener zunächst in einem handschriftlichen Entwurf zgedacht hatte. Jutta Fürstenau verwies auf das Manuskript, das sich damals im Märkischen Museum befand und das, gerade in der Passage über Wagener, wesentlich umfangreicher war als die Druckfassung.⁴⁸ Auch Gottfried Erler erwähnt diese frühere Fassung: »Das Märkische Museum, Berlin, bewahrt das eigenhändige, stark korrigierte, noch erheblich von der Endfassung abweichende Brouillon des gesamten Textes auf [...].«⁴⁹ Dieses Schlußwort konnte im Märkischen Museum nicht gefunden werden. Es fand sich lediglich eine eigenhändige Abschrift, die mit der Endfassung bereits weitgehend übereinstimmte. Eine weitere handschriftliche Version des

Schlußwortes gelangte mit der *Fontane-Sammlung Christian Andree* in den Besitz des Theodor-Fontane-Archivs Potsdam.⁵⁰ Die Handschrift umfasst 38 Seiten (meist im Folio-Format) eines früheren Entwurfs, geschrieben mit Tinte, Bleistift und Blaustift. Das stark durchkorrigierte und überarbeitete Manuskript ist teilweise äußerst schwer zu entziffern; deutlich sieht man ihm die Mühen an, die Fontane mit dem Schlußwort hatte.⁵¹ Roland Berbig schrieb damals über diese wertvolle Erwerbung: »Dabei handelt es sich nicht um einen Splitter unter den tausenden märkischen Splintern, die Fontane zusammenrug, sondern um nichts Geringeres als den Schlußstein – das ›Schlußwort.« Es hat sich als lückenloses Werkmanuskript erhalten [...]. Aus den 38 Seiten wurden dann im Buch nicht viel mehr als zehn Druckseiten.«⁵² Leider ergab eine eingehende Durcharbeitung der 38 Seiten, daß dieser Entwurf doch unvollständig ist. Gerade der in diesem Zusammenhang besonders interessierende Teil, der die Danksagung an die Lehrer und besonders an Garnisonsschullehrer Wagener enthält, ist nicht vorhanden. Dieser Teil des Schlußwortes ist offensichtlich verschollen. Nur den Ausführungen von Jutta Fürstenau kann man einige Anhaltspunkte darüber entnehmen, welche Passagen über Wagener Fontane in der Druckversion unterdrückte:

»Dort umreißt er, was für Notizen und Geschichten er Wagener verdankt: Einzelheiten und Anekdoten über Werder und Glindow, über die Pfaueninsel und Frau Friedrich, über die Meusebachsche Bibliothek und über die Referendar-Kolonie. Ebenso hat ihm ›Freund Wagener‹ die Erzählung vom Förster Schupke übermittelt. [-] Es ist bestimmt kein Zufall, wenn in den Kapiteln um Potsdam und den Schwielow-See soviel von dem Leben und Treiben, den Arbeits- und Verdienstmöglichkeiten der Bevölkerung gesehen worden ist. Hinter den Angaben über den Ziegelei-Betrieb, über Schiffahrt und Gartenbau, über den Akazienholzhandel steht sicherlich Wagener.«⁵³

Diese Aufzählung kann man getrost ergänzen: Hebungsversuche der gesunkenen Havelkähne im Schwielow, Wilderer am Schwielow oder die Geschichte der Brüder Wilhelm und Robert Robertson aus Neu Geltow.

Theodor Fontane beschränkte sich nicht nur darauf, die Unterwegsgespräche⁵⁴ auszuwerten, er kannte auch die regionalhistorischen Veröffentlichungen Heinrich Wageners in den *Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Potsdams*. Vergleicht man den auf der Wanderversammlung am 27. Mai 1868 im Caputher Gasthof Boßdorf⁵⁵ gehaltenen Vortrag Wageners mit dem *Wanderungen*-Kapitel *Caputh*, Abschnitt *Sophie Charlotte und König Friedrich I. bis 1713*, so stellt man teilweise beinahe wörtliche Übereinstimmung fest.⁵⁶

Eine Untersuchung der von Fontane für die Abfassung der einzelnen Kapitel der *Wanderungen* herbeigezogenen Quellen macht, wie sich gezeigt hat,

die Erforschung dieses Werkes überhaupt erst möglich. Das von Fontane angewandte Verfahren der großzügigen Implikation von Texten und Textteilen anderer Autoren in seine *Wanderungen* hat Manfred Horlitz an zwei Beispielen aus den Band *Havelland, Die Havelschwäne* und *Zwei »heimlich Enthauptete«* gezeigt.⁵⁷ Die Texte stammten ursprünglich von Louis Schneider und wurden in den *Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Potsdams* veröffentlicht. Auch seine eigenen Publikationen stünden, wie Fontane am 10. Oktober 1889 auf die Anfrage, ob eine Passage aus seinen *Wanderungen* in anderem Zusammenhang verwendet werden dürfe, zur Disposition: »Ich gehe davon aus: was gedruckt ist, ist ein gedeckter Tisch, wo jeder zulangen kann und je mehr, desto besser; auch die so viel betonte Namensnennung oder Quellenangabe ist mir gleichgültig [...].«⁵⁸ Durch einen vorausgegangenen Plagiats-Streit vorsichtig gemacht, fügte er jedoch den Hinweis hinzu, daß mit dem betreffenden Abschnitt noch das Urheberrecht eines Dritten betroffen sei, von dem die »Anleihe« staminte.

Wie Theodor Fontane und Garnisonsschullehrer Heinrich Wagener sich kennen lernten, kann nur vermutet werden. Mit großer Wahrscheinlichkeit stellte Louis Schneider den persönlichen Kontakt her. Wagener war aktives Mitglied im Potsdamer Geschichtsverein und arbeitete als Schriftführer eng mit Louis Schneider zusammen, der als Vorsitzender des Vereins zugleich auch Herausgeber der *Mitteilungen* war. Theodor Fontane verfolgte aufmerksam die Arbeit des Potsdamer Vereins. Als Redakteur der *Neuen Preußischen (Kreuz-) Zeitung* hat er darüber berichtet und nennt unter anderem Wageners Vortrag *Das Plateau von Stolpe und Kohlhasenbrück*.⁵⁹

Theodor Fontane und Louis Schneider kannten sich aus ihrer gemeinsamen Mitgliedschaft im literarischen Sonntagsverein *Tunnel über der Spree* und aus der Zeit als Mitarbeiter der *Kreuzzeitung*. Fontane berichtet darüber ausführlich in der autobiographischen Schrift *Von Zwanzig bis Dreißig*: »Ich habe ihn ziemlich gut gekannt, fünfzehn Jahre lang in unserem Verein und dann zehn Jahre lang auf der ›Kreuzzeitung‹, wo ich ihn allwöchentlich wenigstens einmal sah [...]. In der Zeit, wo ich meine ›Wanderungen durch die Mark Brandenburg‹ zu schreiben anfang, sah ich ihn oft, um Ratschläge von ihm entgegen zu nehmen. Namentlich bei dem Band, der das ›Havelland‹ behandelt, ist er mir sehr von Nutzen gewesen.«⁶⁰

Heinrich Wagener findet in diesen Erinnerungen keine Erwähnung. Aber eine Passage aus den *Wanderungen* läßt das herzliche Verhältnis aufleuchten, das Fontane mit diesem Potsdamer Lehrer verband (dies gilt auch für Wagener, der diese *Wanderungen* mit Fontane offensichtlich genoß)⁶¹, der ein Gleichgesinnter, ein Bruder im Geiste, ein Freund für ihn war.

»Mit einer wahren Herzensfreude denk ich an jene Sommernachmittage zurück, wo wir, von den Dörfern und Ziegelöfen am Schwielow-See heimkehrend, auf einer vor ein paar ausgebauten Häusern von Alt Geltow liegenden Graswalze zu rasten und unser sehr verspätetes Vesperbrot aus freier Hand einzunehmen pflegten, ohne daß der Redestrom auch nur einen Augenblick gestockt hätte. Da vergaßen wir denn der Flüchtigkeit der Stunde, bis die Mondsichel über den kleinen Giebelhäusern stand und uns erinnerte, daß es höchste Zeit sei, wenn wir, oder doch wenigstens ich, den Zug noch erpassen wollten.

Und immer rascher und geängstigter ging es vorwärts, jetzt über die Gewehrfabrik und jetzt über den öden und sommerstaubigen Exerzierplatz hin, und nun hörten wir das erste Läuten.

Oh, wie das ins Ohr gellte, denn die vollgestopfte Brücke lag noch zwischen uns und unserem Ziel. Also Trab, Trab!

Und ein ewiges und verzweifertes ›Pardon‹ auf der Lippe, das uns freilich vor dem üblen Nachruf aller Karambolierten nicht schützen konnte, ging es endlich, zwischen den pickenden Sperlingen hin, entlang den Droschenstand, entlang den Perron und nun hinauf die Treppe, bis ich keuchend und atemlos und mit eingebüßtem Taschentuch in das nächst offenstehende Coupé hineinstürzte.

›Gute Nacht.‹ Und fort rasselte der Zug. Es war wie Dauerlauf und Turnerschaft aus alten Schul- und Ferientagen her und gab einem auf Augenblicke das Gefühl einer ach auch damals schon auf lange hin zurückliegenden Jugend wieder.

Und schon das war ein Glück.«⁶²

Anmerkungen

Mein Dank gilt dem Theodor-Fontane-Archiv, insbesondere Herrn Möller und Herrn Schaefer, für die Unterstützung und Hinweise.

- 1 KLAUS ARLT: *Der Alte Friedhof zu Potsdam*. In: *Mitteilungen der Studiengemeinschaft Sanssouci e.V.* 6. Jg. (2001) Heft 1, S. 51.
- 2 THEODOR FONTANE: *Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Vierter Teil: Spreeland*. Hrsg. von GOTTHARD ERLER und RUDOLF MINGAU. Berlin und Weimar 1991, S. 445 f.
- 3 Vgl. HEINRICH WAGENER: Brief an Theodor Fontane v. 4. August 1869 (Maschinenschriftl. Abschrift im Theodor-Fontane-Archiv, Sign. Da 901).
- 4 GBA, *Tagebücher Bd. 2*, S. 34.
- 5 KLAUS ARLT: *Heinrich Wagener – der Potsdamer Berater Theodor Fontanes*. In: *Fontane-Blätter* 31 (1980), S. 636–640.

- 6 RUDOLF MUHS: »In aufrichtiger Dankbarkeit« für die »Unterwegs – Gespräche«. Ein Brief Fontanes an Heinrich Wagener (1881). In: *FBI* 80 (2005), S. 38–44.
- 7 Im folgenden GStPrK.
- 8 Im folgenden BLHA.
- 9 Auszug aus dem Kirchenbuch der Königlichen Hof- und Garnisonkirche, GStPrK, Berlin I. 76, Seminare, 7748, S. 104.
- 10 Ebd.
- 11 Konfirmationsschein, GStPrK, Berlin, I. 76 Seminare, 7748, S. 106. Vgl. Abb.
- 12 Ebd., S. 103.
- 13 *Adreß-Handbuch für den Beamtenstand, insonderheit die Geistlichen und Lehrer, des Regierungs-Bezirks Potsdam, enthaltend: ein Verzeichniß der geistlichen u. Oberbehörden, der Kirchen und Schulen und ihrer Collations-Verhältnisse, der geistlichen und Schul-, so wie der Verwaltungs-Beamten des Regierungs-Bezirks Potsdam, der Veranstaltungen für Versorgung und Unterstützung der Wittwen und Waisen dieser Beamten, so wie für die Erziehung und Ausbildung ihrer Kinder &c.* Potsdam 1848, S. 206.
- 14 Wie Anm. 10, S. 100 f.
- 15 GStPrK, Berlin I. 76 Seminare, 7801, S. 118.
- 16 GStPrK, Berlin I. 76 Seminare, 7827, S. 58.
- 17 Nach dem Tode Wagens bezog seine Witwe eine Wohnung in der Jäger-Communication 10, so wurde im 19. Jahrhundert der südliche Teil der Hegel-Allee zwischen Jägertor und Friedrich-Ebert-Straße genannt.
- 18 BLHA, Pr. Br. Rep. 2A, Regierung Potsdam, Abt. II. Potsdam, Nr. 395, S. 184.
- 19 Zeichnen in enger Verbindung mit der Raumlehre. Es erfolgte nur mit Bleistift.
- 20 GStPrK Berlin VIII. HA Militärkirchenbücher, Garnison Potsdam, Trauung, Bl. 8, 1858, Nr. 47 (Fiche 1354). In diesem Eintrag ist der Vorname Wagens irrtümlich falsch angegeben. Da Wagens Vater inzwischen verstorben war, gab der Vetter die Einwilligung zur Eheschließung.
- 21 GStPrK Berlin VIII. HA Militärkirchenbücher, Garnison Potsdam, Taufe, 1862, S. 1 (Fiche 1357).
- 22 GStPrK Berlin VIII. HA Militärkirchenbücher, Garnison Potsdam, Taufe, 1870, S. 83 (Fiche 1369).
- 23 Vgl. HUBERTUS FISCHER: »Potsdamer Geschichts-Dilettirungen«. Unveröffentlichte Briefe Louis Schneiders und Theodor Fontanes an Leopold von Ledebur mit Antwortkonzepten des Empfängers. In: *Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte*. 47 (1996), S. 105–130.
- 24 LOUIS SCHNEIDER und ROBERT OSTMANN: *Aufruf zur Gründung des Vereins für die Geschichte Potsdams*. In: *Mittheilungen des Vereins für die Geschichte Potsdams*. Im Auftrag hrsg. von LOUIS SCHNEIDER. 1. Band Protokolle und Vorträge der 1. bis 6. Sitzung von Oktober 1862 bis März 1863, S. 1.

- 25 Ebd. S. 2.
- 26 *Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Potsdams*. Neue Folge, I. Teil, Protokolle der 97. bis 134. Sitzung, Protokoll der 131. Versammlung 20. Januar 1875.
- 27 HEINRICH WAGENER: *Caput*. In: *Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Potsdams*. Hrsg. von LOUIS SCHNEIDER, Potsdam 1869, IV. Theil. Vortrag CLII, S. 249–263, hier S. 249.
- 28 In diesem Zusammenhang sei auf folgende Wanderversammlungen hingewiesen:
 6. 8. 1865 Werder und der Königliche Wildpark
 26. 6. 1867 Kohlhasenbrück
 31. 7. 1867 Sacrow
 27. 5. 1868 Caputh
 15. 5. 1869 Paretz und Werder.
- 29 THEODOR FONTANE: *Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Dritter Teil: Havelland*. Hrsg. von GOTTHARD ERLER und RUDOLF MINGAU. Berlin und Weimar 1991, S. 439.
- 30 *Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Potsdams*, Neue Folge III. Teil, Potsdam 1883, Protokolle der 165. bis 176. Sitzung, 169. Versammlung, 30. Oktober 1878, S. 4.
- 31 Ebd. S. 5.
- 32 Vgl. ROLAND BERBIG: *Der Bär*. In: ROLAND BERBIG unter Mitarbeit von BETTINA HARTZ: *Theodor Fontane im literarischen Leben – Zeitungen und Zeitschriften, Verlage und Vereine*. Berlin, New York 2000 (Schriften der Fontane Gesellschaft; 3), S. 320–325.
- 33 *Der Soldaten-Freund*, Jg. 47 (Juli 1879), H. 1, S. 36–39.
- 34 *Der Soldaten-Freund*, Jg. 47 (März 1880), H. 9, S. 609–617.
- 35 *Der Soldaten-Freund*, Jg. 48 (Jan. 1881), H. 7, S. 500–516.
- 36 *Der Soldaten-Freund*, Jg. 54 (Aug. 1886) H. 2, S. 72–79.
- 37 GBA, *Gedichte I*. 2. Auflage. Berlin 1995, S. 187 f.
- 38 *Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins* (1884), Nr. 9, S. 91.
- 39 Ebd. (1889) Nr. 3, S. 27.
- 40 Ein im 19. Jahrhundert empfohlener Luftkurort, vgl. auch den Brief von Wilhelm von Merckel an Theodor Fontane vom 12. Oktober 1858, in dem es heißt, »daß für reizbare Kehlköpfe u. dergleichen Halsinkommoditäten Soden bei Frankfurt a/M. (mit 22 verschiedenen Quellen) ein ganz vortreffliches Bad ist« (*Die Fontanes und die Merckels. Ein Familienbriefwechsel*. Hrsg. von GOTTHARD ERLER. Berlin 1987, Bd. 2, S. 142).
- 41 EDITH VETTER und ERIKA ULLRICH: *Wo Sodens Kurgäste logierten*. 2. Aufl. Norderstedt 2005, S. 113.

- 42 BLHA, Pr. Br. Rep. 2A, Regierung Potsdam, Abt. II Potsdam, Nr. 396, S. 322.
- 43 Ebd., S. 326.
- 44 H. BRENDICKE: *Heinrich Wagener †*. In: *Mittheilungen des Vereins für die Geschichte Berlins* (1894), Nr. 6, S. 64.
- 45 *Der Soldaten-Freund*, Jg. 62 (Juli 1894), H. 1, S. 70.
- 46 An Friedrich Holtze, 10. Januar 1879. In: JUTTA NEUENDORFF-FÜRSTENAU: *Briefe Theodor Fontanes an Friedrich Wilhelm Holtze*. In: *Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft IV* (1960), S. 370.
- 47 FONTANE, *Wanderungen*, wie Anm. 2, S. 439.
- 48 JUTTA FÜRSTENAU: *Fontane und die märkische Heimat*. Berlin 1941 (Germanische Studien, Heft 232), S. 68.
- 49 Wie Anm. 2, S. 654.
- 50 Theodor-Fontane-Archiv, Fontane-Sammlung Christian Andree, V I, 8.
- 51 An Wilhelm Hertz, 1. November 1881. In: *Briefe an Wilhelm und Hans Hertz, 1859–1898*. Hrsg. von KURT SCHREINERT. Stuttgart 1972, S. 364.
- 52 ROLAND BERBIG: *Aus diesem Convolut ist Einiges [...] gut zu gebrauchen. Zur wissenschaftlichen Auswertung der Sammlung Andree*. In: Theodor-Fontane-Archiv Potsdam. *Die Fontane-Sammlung Christian Andree*. Kulturstiftung der Länder. Bundesministerium des Inneren Land Brandenburg, Potsdam 1998, S. 16.
- 53 Wie Anm. 48, S. 68.
- 54 Wie Anm. 48, S. 63.
- 55 HEINRICH WAGENER: *Caput*, wie Anm. 27, S. 259.
- 56 Wie Anm. 29, S. 409–410. Im Verzeichnis der Literatur, die Fontane bei der Arbeit am Band *Havelland* benutzt hat, ist der Vortrag von Garnisonsschullehrer Wagener *Caputh* enthalten.
- 57 MANFRED HORLITZ: *Fontanes Quellennutzung für seine Wanderungen-Texte*. In: »Geschichte und Geschichten aus Mark Brandenburg«. *Fontanes Wanderungen durch die Mark Brandenburg im Kontext der europäischen Reiseliteratur. Internationales Symposium des Theodor-Fontane-Archivs in Zusammenarbeit mit der Theodor Fontane Gesellschaft 18.–22. September 2002 in Potsdam*. Hrsg. von HANNA DELF VON WOLZOGEN. Würzburg 2003 (Fontaneana; 1), S. 274–301.
- 58 Brief Theodor Fontane an eine unbekannte Dame, Berlin, 10. Oktober 1889, Universität Hamburg / Hamburger Theatersammlung. In: KLAUS-PETER MÖLLER, *Eduard Handtmann – der Pfarrer von Seedorf*. In: *Ostprignitz-Ruppin-Jahrbuch* 2005, S. 52.
- 59 THEODOR FONTANE: *Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Siebenter Teil: Das Ländchen Friesack und die Bredows*. Hrsg. von GOTTHARD ERLER und RUDOLF MINGAU. Berlin und Weimar 1991, S. 325 f. [über die Arbeit des Vereins für die Geschichte Potsdams].

- 60 AFA, *Autobiographische Schriften*. Bd. II. *Von Zwanzig bis Dreißig*. Berlin 1982, S. 247 f.
- 61 Wie Anm. 3. Wagener schrieb u.a.: »... So gern ich auch mit Ihnen, verehrter Herr, die Ausflüge machte, und dies haben Sie gewiß gemerkt, und so gern ich auch den proponierten wieder mit machen möchte, so darf ich aber bei den zweitägigen Abendessen incl. Kegelschieben nicht fehlen ...« Gleichzeitig spricht aus dem Brief die gegenseitige Achtung sowie ein herzlicher und freundschaftlicher Ton, wie auch aus einem weiteren, undatierten Brief Wagens an Fontane hervorgeht, in dem es um die Planung des Caputh-Besuchs geht (Maschinenschriftl. Abschrift im Theodor-Fontane-Archiv, Sign. Da 907).
- 62 Wie Anm. 2, S. 446.

Erwerbungen des Theodor-Fontane-Archivs

Verzeichnet werden Bestandsergänzungen bis zum 30. Juni 2006 sowie die Artikel des vorigen Heftes der *Fontane Blätter*.

Bearbeiter: KLAUS-PETER MÖLLER (Handschriften), PETER SCHAEFER (Druckschriften)

Handschriften

1. Handschriften-Konvolut »Berlin und die Juden« (Meyer & Ernst 1933, Nr. 486)

Das Konvolut wurde 1933 bei Meyer & Ernst versteigert (Los 486) und 1986 von Jost Schillemeit im *Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft* publiziert, lediglich einige auf den Rückseiten von Aufklebern enthaltenen Fragmente blieben aus konservatorischen Gründen unveröffentlicht, darunter der Entwurf des *Toast auf Klaus Groth* »Vördem bi minen Balladenkroam«.

Die Juden in unserer Gesellschaft

2° 4 Bl. (2 Bg.) = 1^r Titel, Bearb.-Vermerk Friedrich Fontane »m Durchschl. getippt 27. VII. 25 Fr. F.«: 1^v leer; 2^r Text, 2^v–4^v leer
Signatur: M 9,1

Adel und Judenthum in der Berliner Gesellschaft

2° 7 Bl. (1 Bg., 5 Bl.) = 1^r Titel, Bearb.-Vermerk von Friedrich Fontane: »mit Durchschlag getippt 27.VII. 25 Fr. F.«; 1^v leer, 2^r–6^r Text, 6^v leer; 7 leer
Signatur: M 9,2

Wie man in Berlin so lebt

2° 10 Bl. (1 Bg., 8 Bl.) = 1^r Titel; 1^v leer, 2^r–9^r Text, 10 leer
Signatur: M 9,3

Rückseiten: *Dreilinden* <Entwurf, Fragment> – 2^v

Agenda-Liste – 3^v

Die Poggenpuhls <Entwurf, Fragment> – 4^v, 5^v

Plaue <Entwurf, Fragment> – 6^v

Quitzwövel <Entwurf, Fragment> – 7^v

Gentzrode <Entwurf, Fragment> – 8^v, 9^v

Berliner Ton

2° 27 Bl. (Bl. 2 m. e. Aufkleber, Bl. 3 mit 3 Aufklebern, Bl. 15 mit zwei Aufklebern, Bl. 17 mit einem Aufkleber, Bl. 20 bestehend aus 3 miteinander verklebten Streifen, Bl. 21 mit zwei Aufklebern, Bl. 22 mit zwei Aufklebern, Bl. 23 mit zwei Aufklebern) = Bl. 1^r Titel, Bl. 2^r–26^r Text, Rückseiten (bis auf die unten aufgeführten Ausnahmen) u. Innenseiten der Bogen sowie Bl. 27 leer
Signatur: M 9,4

Rückseiten: *Toast auf Klaus Groth: Zum 25. September 1878* <Entwurf, Fragment> – Bl. 3a^v, Bl. 3c^v, Bl. 22b^v

Liste von Ausgaben – Bl. 15a^v

- Briefentwurf an Martha Fontane, 21.09.1878 – Bl. 17a^v und 15b^v
Der Hauston ... <Entwurf, Fragment> – Bl. 19^v
Berliner Sprechanismus
 2° 10 Bl. (5 Bg.) = 1^r Titel, 2r–9^v Text (beschrieben sind jeweils nur die Außenseiten der Bogen, die Innenseiten und Bl. 10 leer) Signatur: M 9,5

2. *Brief Fontanes an Ernst Kossak*

- FONTANE, THEODOR: eigh. Brief m. U. an Ernst Kossak, Berlin, 16.02.1864
 4° 2 Bl. (1 Bg.) = 1^r–4^v Text (HBV: 64/11) Signatur: C 400

Primärliteratur

- FONTANE, THEODOR: Balladen und Erzählungen. – Edition Lempertz 2006. 635 S. (B 138)
 FONTANE, THEODOR: Irrungen, Wirrungen. Erarb. von PETER BEKES u. ELLEN SCHINDLER-HORST. – Braunschweig: Schroedel 2005. 256 S. (Texte Medien) (B 142)
 FONTANE, THEODOR: Irrungen, Wirrungen. Mit einem Kommentar von HELMUT NOBIS. – Frankfurt am Main: Suhrkamp 2006. 257 S. (Suhrkamp Basisbibliothek; 81) (B 210)
 FONTANE, THEODOR: Der deutsche Krieg von 1866. Mit Illustrationen von LUDWIG BURGER. Bd. 1: Der Feldzug in Böhmen und Mähren. Bd. 2: Der Feldzug in West- und Mitteldeutschland. Anhang: Die Denkmäler. – Berlin: Das Neue Berlin 2006. 783 S.; 431 S. (B 153,1-2)
 FONTANE, THEODOR: Kahlebutz und Krautentochter. Märkische Porträts. Hrsg. von GOTTHARD ERLER. – Berlin: Aufbau Taschenbuch Verlag 2007. 336 S. (B 256)
 FONTANE, THEODOR: Mathilde Möhring (italien.). Postfazione di ENRICO PAVENTI. – Rom: Apeiron 2003. 141 S. (Apeiron narrativa; 2) (B 234)
 FONTANE, THEODOR: Rheinsberg. Fotografien von GÜNTER PUMP. – Husum: Husum Druck- u. Verlagsgesellschaft 2005. 107 S. (B 140)
 FONTANE, THEODOR: Der Stechlin. Mit e. Nachw. von RÜDIGER GÖRNER. Anm. u. Zeitt. von HANSJÖRG PLATSCHKE. – Düsseldorf: Artemis & Winkler 2006. 470 S. (WWL Winkler Weltliteratur. Blaue Reihe) (B 143)
 FONTANE, THEODOR: Der Stechlin. Roman. – Husum: Hamburger Lesehefte Verl. [2006]. 376 S. (Hamburger Lesehefte; 215) (B 141)
 FONTANE, THEODOR: Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Hrsg. von HELMUTH NÜRNBERGER. 3 Bde. – München: Dt. Taschenbuch Verl. 2006. 1033 S.; 885 S.; 1366 S. [»basiert auf der dritten, revidierten Auflage 1987 der zuerst 1966–1968 im Carl Hanser Verlag erschienenen Edition von Walter Keitel und Helmuth Nürnberger.«] (B 224,1–3)

THEODOR FONTANE UND BERNHARD VON LEPEL. Der Briefwechsel. Kritische Ausgabe. Hrsg. von GABRIELE RADECKE. 2 Bde. – Berlin, New York: de Gruyter 2006. XXII, 852 S.; VI, S. 856–1430. (Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft; 5.1, 5.2) (B 233,1+2)

Sekundärliteratur

1. Bücher und Aufsätze

- ANDEREGG, JOHANNES: Realistisches Erzählen am Ende des 19. und am Ende des 20. Jahrhunderts: Theodor Fontane und Woody Allen. – In: Jahrb. d. Raabe-Ges. 2004, S. 65–80. (P 6)
- AUE, WALTER: Mit Fontane in Frankreich. Mit Fotos vom Autor. – Strodehne: Edition Birnbaum 2007. 118 S. (B 238)
- AUST, HUGO: Realismus. Lehrbuch Gemanistik. – Stuttgart, Weimar: Metzler 2006. XI, 356 S. [enth.: Fontane: Allerlei Glück und vielerlei Leid. Gegenwärtige Geschichte: »Unwiederbringlich«; Moderner Realismus: »Effi Briest«; Der Roman der Zeit: Fontanes »Der Stechlin«, S. 124–138; Fontanes »Verlebendigung« der Geschichte: »Vor dem Sturm«, S. 154–159; Blicke ins »Herz der Wirklichkeit«: Theodor Fontanes Lyrik, S. 319–329] (B 218)
- BARTHEN, JOSEPH: Un écrivain prussien, prisonnier à la citadelle de Besançon. – In: DERS., Invasions & migration. Lons-le-Saunier 2006, S. 27–43. (B 248)
- BERNAU, BIRTE: Fontanes Ibsen-Rezeption. Ein Beitrag zur poetologischen Standortbestimmung Fontanes. – Berlin: Pro Business 2006. 248 S. (Dissertation d. Philosoph. Fakultät d. Christian-Albrechts-Univ. zu Kiel) (B 131)
- BOWMAN, PETER JAMES: The Lover's Discourse in Theodor Fontane's »Irrungen, Wirrungen«. – In: Orbis Litterarum 62 (2007) 2, S. 139–158. (Z 2007,1)
- BRINKMANN, SILJA: »Nach Schottland also!« Theodor Fontane und sein Verhältnis zum Land »Jenseit des Tweed«. Magisterarb. Ruhr-Univ. Bochum 2006. 85 S. 31 cm (C 42)
- DIETERLE, REGINA: Lydia Escher. Theodor Fontane und die Zürcher Tragödie. – Zürich: Verlag Neue Zürcher Zeitung 2006. 120 S. : Abb. (B 226)
- DUNKEL, ALEXANDRA: Ein brauchbares »Bodenprodukt«. Zur Dependenz von Konstitution und Funktion der Hoppenmarieken-Figur in Theodor Fontanes »Vor dem Sturm« (1878). – In: Abweichende Lebensläufe, poetische Ordnungen. Für Volker Hoffmann. Bd. 1. Hrsg. von THOMAS BETZ u. FRANZISKA MAYER. München: Kieser 2005, S. 365–380. (Z 2005,8)
- ERDMANN, HORST: »Vorwärts mit den Ellenbogen ...« – Ein spätes Gedicht Fontanes. – In: Jahrbuch Ostprignitz-Ruppin 16. Jg. (2007), S. 46–48. (P 22)

- ERHART, WALTER: Fontane und Eichendorff, Berlin, 17. Februar 1854. – In: Bespiegelungskunst. Begegnungen auf den Seitenwegen der Literaturgeschichte. Tübingen: Attempto 2004, S. 119–128. (Z 2004,22)
- FISCHER, HANS-PETER: Burgunderstraße 26. Gedichte. – Magdeburg: docupoint 2006. 95 S. [mehrfacher Bezug auf Fontane] (B 250)
- FISCHER, HANS-PETER: Clara Poggendorf. Hörspiel. [Manuskript u. von Schülern gesprochener Text auf CD]. – o.O.u.J. [Dinslaken 2006]. 24 gez. S. (C 34)
- FISCHER, HUBERTUS: »Gegen Demokraten helfen nur Soldaten« – Wilhelm von Merckel und die Revolution von 1848/49. Ein politisches Zeitbild. – In: Fontane Blätter 82 (2006), S. 60–87. (P 2)
- FISCHER, HUBERTUS: Die Kunst der Beschreibung von Kulturlandschaften – Fontane und die Mark Brandenburg. – In: Kulturlandschaft Fürst-Pückler-Park. Der Branitzter Außenpark im Brennpunkt widerstreitender Interessen. AXEL KLAUSMEIER (Hrsg.). Berlin, Bonn: Westkreuz-Verlag 2005, S. 10–19. (Z 2005,9)
- FISCHER, HUBERTUS: Mark Brandenburg – Ansichtssache. – In: Europa und die Welt in der Geschichte. Festschr. zum 60. Geb. von Dieter Berg. Bochum: Winkler 2004, S. 911–922. (ZA 2004,26)
- GRANDOLFO, ANTONELLA: »Er ist ein Fremdling. Er paßt nicht hinein.« Aspetti della tarda Poesia di Theodor Fontane. Tesi di Laurea in Lingua e Letteratura Tedesca. – Universita degli studi di Bari 2004. 245 S. 31 cm (C 38)
- HABERKAMM, KLAUS: »Nein, nein, die Linke, die kommt von Herzen.« Zur Rechts-Links-Dichotomie in Fontanes »Irrungen, Wirrungen«. – In: Fontane Blätter 82 (2006), S. 88–109. (P 2)
- HAJDUK, STEFAN: »Effi Briest« in Poona. Zur Relektüre eines Klassikers aus »indischem« Blickwinkel. – In: Zeitschrift für Germanistik N.F. (2006) 3, S. 513–524. (Z 2006,2)
- HEINRICH, ULF; RIEGER, GÜNTER: Fontanestadt Neuruppin. Fotos aus 140 Jahren. Mit e. Einl. von GERD HEINRICH. – Karwe bei Neuruppin: Edition Rieger 2006. 370 S. 28 cm (C 28)
- HOFMANN, FRITZ L.: Theodor Fontane, Effi Briest. Unterrichtsvorschläge und Kopiervorlagen. – Berlin: Cornelsen 2006. 48 S. 30 cm (LiteraMedia) (C 21)
- HOWE, PATRICIA: Manly Men and Womenly Women: Aesthetics and Gender in Fontane's »Effi Briest« and »Der Stechlin«. – In: From Goethe to Gide. Feminism, Aesthetics and the French and German Literary Canon 1770–1936. Ed. by MARY ORR and LESLEY SHARPE. University of Exeter Press 2005, S. 129–144. (B 215)
- KRAUSS, EDITH: Der Porträtmaler Gustav Richter bei Theodor Fontane. – In: Fontane Blätter 82 (2006), S. 152–170. (P 2)
- LÜTTEKEN, ANETT: »Ich sehe viele, die nicht da sind.« – Theodor Fontane und die Krise des Protestantismus. – In: Euphorion 100 (2006) 4, S. 395–426. (Z 2006,3)

- MÖLLER, KLAUS-PETER: Die erste Ausfahrt der »Argo«. Rekonstruktion eines Verlagsprojekts. Mit zwei Briefen Th. Fontanes an den Gebr. Katz Verlag in Dessau. – In: Fontane Blätter 82 (2006), S. 34–57. (P 22)
- MÖLLER, KLAUS-PETER: Fontane und der »Gedächtnis-Ofen«. – In: Jahrbuch Ostprignitz-Ruppin 16. Jg. (2007), S. 22–40. : Abb. (P 22)
- MÖLLER, KLAUS-PETER: Fontane-Denkmal 100 Jahre alt. – In: Jahrbuch Ostprignitz-Ruppin 16. Jg. (2007), S. 17–21. : Abb.
- MÖLLER, KLAUS-PETER: Seelenspiegel, Beziehungspointe, Verfassertiefstapelplatz. Theodor Fontane in seinen Dedikationen. – In: »Aus meiner Hand dies Buch ...«. Zum Phänomen der Widmung. Wien: Turia + Kant 2006, S. 159–174. (Sichtungen. Archiv Bibliothek Literaturwissenschaft; 8./9. Jg. 2005/2006) (B 232)
- NEUBAUER, MARTIN: Irrungen, Wirrungen. Theodor Fontane. Inhalt Hintergrund Information. – München: Mentor 2005. 64 S. (mentor Lektüre Durchblick; 328) (B 217)
- RIEDEL, FRANK: Fontanes »Wanderungen« im Film. – In: Jahrbuch Ostprignitz-Ruppin 16. Jg. (2007), S. 41–45. : Abb. (P 22)
- ROSS, DIETER: Fakten und/oder Fiktionen. Zur Geschichte der Beziehungen zwischen Journalismus und Literatur in Deutschland. – In: JOAN KRISTIN BLEICHER; BERNHARD PÖRKSEN (Hrsg.): Grenzgänger. Formen des New Journalism. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2004, S. 74–99. [Darin S. 93–97: Der junge und der alte Fontane] (B 147)
- PACHOLSKI, JAN: Bekannter und Helfer Fontanes – der Militärschriftsteller Franz von Zychlinski. – In: Germanistische Studien 4 (2006) 1, S. 32–35. (C 30)
- PAUL, ASTRID: Theodor Fontanes »Der Stechlin«: Der klassische Tod. – In: ASTRID PAUL, Der Tod in der Literatur um 1900. Literarische Dokumentationen eines mentalitätsgeschichtlichen Wandels. Dargestellt an Th. Fontanes »Der Stechlin«, Thomas Manns »Buddenbrooks« und Arthur Schnitzlers »Sterben«. Marburg: Tectum 2005, S. 17–39. (B 152)
- POPPE, REINER: Theodor Fontane, Irrungen, Wirrungen. Lektüreschlüssel für Schüler. – Stuttgart: Reclam 2006. 88 S. (Reclams Universal-Bibliothek; 15367) (B 139)
- RÖMHILD, DOROTHEE: »Belly'chen ist Trumpf«. Poetische u. a. Hunde im 19. Jhd. – Bielefeld: Aisthesis 2005. 324 S. [enth.: Hektor, Rollo und andere Unruhestifter in den Werken Theodor Fontanes: Was dabei herauskommen kann, wenn man sie einmal im Rudel laufen läßt, S. 207–215; Zwei kleine Hundeszenen und ihre gesellschaftskritische Schlüsselfunktion in Theodor Fontanes Roman »Frau Jenny Treibel«, S. 270–289] (B 220)
- SCHNETZLER, KASPAR: Theodor Fontanes Briefe an Karl Emil Otto und Anna Fritsch-Köhne. Die erstmalige bibliophile Veröffentlichung mit Lithographien von Willi-Peter Hummel. – In: Librarium. Ztsch. d. Schweizerischen Bibliophilen-Gesell-

- schaft / Revue de la Société Suisse des Bibliophiles 49 (2006) 11, S. 87–94. : Abb. (B 257)
- SCHWAGMEIER, UWE: »Alle Künste, die Falkenauge in seinen besten Momenten geübt«. Der »Kolonialismus der Phantasie« und der Wunsch, Indianer zu werden: Th. Fontane und James Fenimore Cooper. – In: AXEL DUNKER (Hrsg.): (Post-)Kolonialismus und Deutsche Literatur. Impulse d. angloamerikanischen Literatur- u. Kulturtheorie. Bielefeld: Aisthesis 2005, S. 119–146. (B 219)
- SEILER, BERND W.: Theodor Fontane oder Die neue Bescheidenheit. – In: Verehrung, Kult, Distanz. Vom Umgang mit dem Dichter im 19. Jahrhundert. Hrsg. von WOLFGANG BRAUNGART. Tübingen 2004, S. 259–278. Dass. unter <http://www.uni-bielefeld.de/lili/personen/seiler/drucke/fontane2/uebersicht.html> (Z 2004,25)
- SOHNS, JAN-ARNE: Historischer Perspektivismus: Fontanes »Vor dem Sturm«. – In: DERS., An der Kette der Ahnen. Geschichtsreflexion im deutschsprachigen historischen Roman 1870–1880. Berlin, New York: de Gruyter 2004, S. 272–305. (B 145)
- STERN, CAROLA: Kommen Sie, Cohn! Friedrich Cohn und Clara Viebig. – Kiepenheuer & Witsch 2006. 168 S. (B 223)
- STREITER-BUSCHER, HEIDE: Juden als »Pioniere der Civilisation«. Die Erstfassung von Theodor Fontanes Feuilleton »Herrn Marcus« Bilderladen« von 1856. – In: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 49 (2005), S. 13–35. (Z 2005,10)
- UTZ, PETER: Die vielfache »Effi Briest« oder: Wie kann man »Kultur« übersetzen? – In: DERS., Anders gesagt – autrement dit – in other words. Übersetzt gelesen: Hoffmann, Fontane, Kafka, Musil. München: Hanser 2007, S. 98–164. (Edition Akzente) (B 237)
- VELLUSIG, ROBERT: Ein »Wiederspiel des Lebens, das wir führen«. Fontane und die Authentizität des poetischen Realismus. – In: Zeitschrift für dt. Philologie 125 (2006) 2, S. 209–234. [Irrungen, Wirrungen] (Z 2006,1)
- VOLK, STEFAN: Theodor Fontane, Effi Briest. Unterrichtsmodell. Hrsg. von Johannes Diekhans. – Paderborn: Schöningh 2006. 140 S. 30 cm (C 22)
- WAGNER, KARL: Voyeuristische Blicke. Beobachtungen an Texten des 19. Jahrhunderts. – In: Schaulust. Heimliche und verpönte Blicke in Literatur und Kunst. München 2005, S. 73–84. [Ellernklipp] (Z 2005,4)
- WIERLING, ASTRID: Stammt Herr von Ribbeck wirklich aus dem Havelland? Eine dialektgeographische Spielerei mit Theodor Fontanes Ballade »Herr von Ribbeck auf Ribbeck im Havelland«. – In: Sprache, Sprechen, Sprichwörter. Festschr. Für Dieter Stellmacher zum 65. Geburtstag. Hrsg. von Maik Lehmborg. Stuttgart: Steiner 2004, S. 251–256. (Z 2004,23)
- WITT, TOBIAS (Hrsg.): Der Großwildjäger als romantischer Held und moderner Übermensch? Fontanes »Jagdgeschichten am Cap« in der vollständigen Fassung des Erstdrucks von 1853. – In: Fontane Blätter 82 (2006), S. 8–33. (P 2)

- WÜLFING, WULF: »Eine ausgeprägte Vorliebe für die Historie«. Bemerkungen zu Th. Fontanes Projekt einer ›vaterländischen‹ Literatur. – In: Zeitschrift für dt. Philologie 123 (2004) Sonderheft, S. 119–141. (Z 2004,24)
- WÜLFING, WULF: Das »Naturgesetz« und die Düppeler Schanzen. Zu Th. Fontanes Verfahren ›naturwissenschaftlicher‹ Mythisierung militärischer Phänomene und dessen Ende. – In: Fontane Blätter 82 (2006), S. 110–137. (P 2)
- ZELLER, CHRISTOPH: Magisches Museum. Aspekte des Sammelns in der Literatur des 19. Jahrhunderts. – In: Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft 2005, S. 74–103. (P 6)

2. Rezensionen

- Böschenstein, Renate: Verborgene Facetten. Studien zu Fontane. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen u. Hubertus Fischer. Würzburg: Königshausen & Neumann 2006. (Fontaneana; 3) Rez.:
- H. ESTER in Fontane Blätter 82 (2006), S. 140–144.
- Chambers, Helen: Theodor Fontanes Erzählwerk im Spiegel der Kritik. 120 Jahre Fontane-Rezeption. Würzburg. Königshausen & Neumann 2003. Rez.:
- N. A. THESZ in German Quarterly 78 (2005) Winter, S. 112–114.
- Delf von Wolzogen, Hanna; Shedletzky, Itta (Hrsg.): Theodor Fontane und Wilhelm Wolfsohn – eine interkulturelle Beziehung. Briefe, Dokumente, Reflexionen. Tübingen: Mohr Siebeck 2006. (Schriftenreihe wissenschaftliche Abhandlungen des Leo-Baeck-Instituts; 71) Rez.:
- G. SPRENGER in Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte 57 (2006), S. 220–221.
- Dieterle, Regina: Die Tochter. Das Leben der Martha Fontane. München: Hanser 2006. Rez.:
- K. BELLIN: Das Angstkind. In: Neues Deutschland v. 11. 12. 2006.
 - W. HÄDECKE: Eine Klavierspielerin ohne Klavier. In: Sächsische Ztg v. 16. 12. 2006.
 - T. KRAUSE: Im Schatten von Papa. In: Berliner Morgenpost v. 17. 11. 2006.
 - H. LORENZ: Papa gegen den Hosenmatz. In: Münchner Merkur v. 8. 12. 2006.
 - M. LÜHE: Fontanes Sorgenkind. In: Rheinischer Merkur v. 5. 10. 2006.
 - B. v. MATT: Porträt einer Epoche. In: Neue Zürcher Ztg v. 28. 10. 2006.
 - H. POSTMA: Im Banne des Vaters. In: Hannoversche Allg. Ztg v. 21. 11. 2006.
 - F. STARKE: Corinna Schmidt als späte Braut. In: Märkische Allg. v. 14. 11. 2006.
 - W. J. SIEDLER: Rotwein gegen die Angst. In: Frankfurter Allg. Ztg v. 30. 9. 2006.
 - S. WIRSING: Trabantin, Außenseele, Liebling. In: Literaturen 12 (2006), S. 46–50.
- Frank, Philipp: Theodor Fontane und die Technik. Würzburg: Königshausen & Neumann 2005. Rez.:

- S. NEUHAUS in *Jahrb. d. Raabe-Ges.* 2006, S. 208–211.
- E. SAGARRA in *Fontane Blätter* 82 (2006), S. 148–149.
- Nottinger, Isabel: *Fontanes Fin de Siècle. Motive d. Dekadenz in »L'Adultera«, »Cécile« u. »Der Stechlin«.* Würzburg: Königshausen & Neumann 2003. (Epistemata; 464). Rez.:
- E. SAGARRA in *Germanistik* 46 (2005) 3–4, S. 882–883.
- Römhild, Dorothee: *»Belly'chen ist Trumpf«.* Poetische u. a. Hunde im 19. Jhd. – Bielefeld: Aisthesis 2005. Rez.:
- W. BRAUNGART in *Germanistik* 47 (2006) 1–2, S. 160–161.
- Seiler, Bernd W.; Milde, Jan-Torsten: *Fontanes »Effi Briest«.* Bilder – Texte – Töne. Ein Literatur-Kommentar auf CD-ROM. Bamberg: Buchner 2004. Rez.:
- G. RADECKE in *Fontane Blätter* 82 (2006), S. 145–148.
- Solheim, Birger: *Zum Geschichtsdenken Theodor Fontanes und Thomas Manns oder Geschichtskritik in »Der Stechlin« und »Doktor Faustus«.* Würzburg: Königshausen und Neumann 2004. Rez.:
- U. KARTHAUS in *Germanistik* 46 (2005) 1–2.

3. Zeitungsartikel

betr. Geplante Umzug des Theodor-Fontane-Archivs

- ANON. (MAZ): *Fontanes Handschriften digital.* Im neuen Domizil bietet das Archiv künftig auch Online-Recherchen. – In: *Märkische Allg.* v. 26. 7. 2006.
- ANON. (dwh): *Sanierte Villa Quandt wird Fontane-Archiv beherbergen.* – In: *Berliner Morgenpost* v. 13. 3. 2007.
- HOHENSTEIN, ERHART: *Träumereien am Kamin.* Richtfest der Villa Quandt am Pfingstberghang. – In: *PNN* v. 13. 3. 2007.
- STRAUBE, PEER: *Richtfest für das »kleine Wunder«.* Villa Quandt am Pfingstberg soll am 23. September übergeben werden. – In: *Märkische Allg.* v. 13. 3. 2007.

Weiteres:

- BÜSTRIN, KLAUS: *Effi Briest am Ruppiner See.* Heute Premiere mit dem Fontane-Roman [in Neuruppin]. – In: *Potsdamer Neueste Nachrichten* v. 21. 7. 2006.
- CATOIR, BARBARA: *Komm mir nicht mit Gesellschaft.* Fontanes »Effi Briest«, gelesen und verlebendigt von Udo Samel. – In: *Frankfurter Allg. Ztg* v. 9. 9. 2006.
- KÖHLER, MONIKA: *»Wenn's dir paßt, im Oktober Hochzeit«.* Kathrin Becker u. Hans Rudolf Spühler lesen im Komödienhaus aus dem Briefwechsel Fontanes mit seiner Frau Emilie. – In: *Heilbronner Stimme* v. 27. 2. 2007.
- SPERFELD, STEFAN: *Mit Fontane gegen Garnisonkirche.* Linke Initiative protestiert gegen den Wiederaufbau des Bauwerks. – In: *Märkische Allg.* v. 22. 3. 2007.

- WEBER, MIRKÓ: Ein Alter stirbt und zwei Junge heiraten. Hörbuch: Th. Fontanes »Der Stechlin«, verkürzt eingerichtet und fein dosiert gelesen [von Otto Mellies]. – In: Die Zeit v. 22. 6. 2006.

4. Nachträge

- FONTANE, THEODOR: Der deutsche Krieg von 1866 [Ausz.: Langensalza] und die Rang-Liste der Offiziere und Aerzte der Königl. Hannoverschen Armee im Juni 1866 [...] Zweite bis März 1901 erg. u. berichtigte Aufl. [...] von Victor Diebitsch. – Bad Langensalza: Rockstuhl 2001. 92 S. (B 144)
- GROBLICA, SYLWIA: Pytania o funkcję i symbolikę »wózka« kultowego na marginesie powieści Theodora Fontane pt.: »Vor dem Sturm«. – In: Nadwarciański rocznik historyczno-archiwalny 7 (2000) 1, S. 51–62. (ZA 2000,42)
- KRAMER, STEPHAN: Reisen und Erzählen. Zum Motiv der Eisenbahn bei Fontane. – Schriftl. Hausarb. im Rahmen d. Ersten Staatsprüfung für das Lehramt. Westfälische Wilhelms-Univ. Münster 1996. 106 S. : 30 cm
- OLIVEIRA, MARIA TERESA MARTINS DE: A Mulher e o Adultério nos romances »O Primo Basilio« de Eca de Queirós e »Effi Briest« de Theodor Fontane. – Coimbra: Livraria Minerva [u.a.] 2000. 402 S. : Ill. (Coleção Minerva-CIEG; 3. Publicações de Centro Interuniversitário de Estudos Germanísticos) (B 230)

Die Theodor-Fontane-Bibliographie ist erschienen

Manchmal braucht es sehr lange Zeit, bis Desiderate eines Forschungsgebietes sich zu Meilensteinen der Forschungsgeschichte mausern können. Das Projekt einer Fontane-Personalbibliographie ist ein solcher Fall.

In den letzten Wochen des vergangenen Jahres ist die große Fontane-Personalbibliographie, die Wolfgang Rasch zusammen mit Grit Apolke, Maria Brosig und Christina Siems im Fontane-Archiv erarbeitet hat, in drei stattlichen Bänden im Verlag de Gruyter erschienen. Damit hat eine lange Geschichte ihren erfolgreichen Abschluss gefunden. Denn die Bemühungen um eine bibliographische Erschließung des Fontaneschen Werkes und seiner Rezeptionsgeschichte reichen weit in die Geschichte des Fontane-Archivs zurück.

Seit dem ersten Bestandsverzeichnis, das Joachim Schobeß als damaliger Leiter des Theodor-Fontane-Archivs 1960 veröffentlicht hat (2. Auflage 1965), sind mehr als vier Jahrzehnte vergangen, bis nun mit dem vorliegenden Werk eine Fontane-Bibliographie vorliegt, die den derzeitigen Forschungsstand und seine Geschichte bibliographisch abbildet und damit eine eklatante Lücke im Bereich der Grundlagenforschung zu Theodor Fontane schließt.

Zwar sind in den vergangenen Jahrzehnten wichtige Standardwerke erschienen, die wertvolle bibliographische Informationen enthalten, wie die Arbeiten von Charlotte Jolles, Hans Heinrich Reuter, Helmuth Nürnberger und das Fontane-Handbuch. Doch vermochten sie die Lücke einer systematisch erarbeiteten Bibliographie naturgemäß nicht zu schließen.

So begleiten denn auch Bemühungen um eine Fontane-Bibliographie die Geschichte des Theodor-Fontane-Archivs seit den Tagen von Joachim Schobeß. Ihren ersten Ausdruck fanden sie 1968 in der Publikation von Rudolf Koester, die als Ergänzung zum Bestandsverzeichnis gelten kann.

Weitergeführt wurden diese Bemühungen von Otfried Keiler, unter dessen Leitung weitere bibliographische Vorarbeiten geleistet wurden, die das Schober'sche Verzeichnis ergänzen.

Mit der Wiedervereinigung mischten sich auch für das Fontane-Archiv die institutionellen Vorzeichen neu. Neue Projekte wie die Große Brandenburger Fontane-Ausgabe wurden in Angriff genommen, und auch eine Fontane-Bibliographie, von der sich aber nach geraumer Zeit herausstellte, dass sie im Rahmen der regulären Kapazitäten des Archivs nicht zu realisieren sein würde. Somit galt es, personelle Kapazitäten einzuwerben und einen angemessenen institutionellen Rahmen für das Projekt zu schaffen, worum ich selbst mich seit 1997 bemühte. Zudem hatte das Projekt einer Fontane-Bibliographie durch die Grenzöffnung von 1989 einen ungeheuren Zugewinn an Quellen aus bislang nur schwer zugänglichen Bibliotheks- und Archivbeständen zu gewärtigen. Die neuen Bedingungen des Buch- und Autographenmarktes eröffneten neue Möglichkeiten der Bestandsergänzung, sie setzten aber auch neue Standards hinsichtlich der Erschließung und der Vollständigkeit der Sammlung. Eine Spezielsammlung wie das Fontane-Archiv würde sich daran messen lassen müssen. Um so empfindlicher wurde das Fehlen einer verlässlichen Bibliographie spürbar.

Hinzu kam die rasante mediale Revolution der neunziger Jahre mit ihren Möglichkeiten und Herausforderungen, die nicht nur die Welt der Bibliotheken und Archive und damit auch das Theodor-Fontane-Archiv, grundlegend verändern sollten. Die mit dem Internet sich eröffnenden Möglichkeiten der elektronischen Öffnung der Archive erforderte die Schaffung elektronischer, vernetzbarer Verzeichnungssysteme und damit einhergehend eine Neuordnung und Neuerschließung der Bestände. In diesen Prozess sollte das Projekt Fontane-Bibliographie produktiv eingebettet werden. Nicht zuletzt waren von hier wichtige Impulse für die Bestandserweiterung des Archivs zu erwarten.

Von Anfang an war das Projekt als Kooperationsprojekt geplant. Insofern lag es nahe, an die langjährige gute Zusammenarbeit mit der Humboldt-Universität zu Berlin anzuknüpfen, zumal, da Roland Berbig sich einem anderen Desiderat der Fontane-Forschung, der Fontane-Chronik, zuwandte. Um so erfreulicher war es daher, dass Ernst Osterkamp sich als Kooperationspartner gewinnen ließ und bereit war, das Projekt vor der Deutschen Forschungsgemeinschaft zu vertreten. Klaus-Peter Möller konnte für die Erarbeitung eines ersten Konzeptes gewonnen werden, auf dessen Grundlage die Deutsche Forschungsgemeinschaft ihre Förderung zusagte. Im Herbst 1999 konnte eine »Arbeitsstelle Fontane-Bibliographie« im Fontane-Archiv eingerichtet werden, die unter der Ägide von Wolfgang Rasch zielstrebig und

kompetent zu Werke ging.

Den Aufbau der Datenbank auf der Grundlage des im Archiv vorhandenen Verzeichnungssystems Allegro C besorgte Lutz Sanne als Mitarbeiter der damaligen Landesfachstelle für öffentliche Bibliotheken, der zu diesem Zweck für ein Jahr an das Theodor-Fontane-Archiv abgeordnet worden war. Darüber hinaus konnten über die Laufzeit des Projektes hinweg vom Fontane-Archiv erhebliche Sachmittel und zwei PC-Arbeitsplätze zur Verfügung gestellt werden.

Schon bald wurden die Synergieeffekte des Projektes spürbar. Den bibliographischen Recherchen der Arbeitsstelle verdankte das Fontane-Archiv im Laufe der Zeit beachtliche Erweiterungen seiner Bibliotheksbestände, die es aus eigener Personalkapazität sobald nicht hätte beibringen können. Umgekehrt boten die wertvollen Bestände des Archivs und die Sachkompetenz vor Ort eine profunde Grundlage für das Bibliographie-Projekt und erleichterten den Einstieg in die umfangreichen Recherchearbeiten. Früchte dieser Arbeit konnten Sie als Leser und Leserinnen der *Fontane Blätter* immer wieder in der Rubrik »Unveröffentlichtes und wenig Bekanntes« nachlesen.

Das Projekt war von Anfang an als elektronisches und als Buchmedium konzipiert. Die Datenbank wurde nach der Beendigung des Projektes einvernehmlich in das Eigentum des Theodor-Fontane-Archivs übergeben, das die Datenbank innerhalb seiner Verzeichnungssysteme weiter pflegen will.

Nunmehr, da die Fontane-Bibliographie in Buchform stattlich und gewichtig vorliegt, bleibt mir, allen, die im Vorder- und Hintergrund zum Gelingen des Projektes beigetragen haben, zu danken.

Das Fontane-Archiv hat nun für den Sammlungsbereich der Bibliothek eine wissenschaftliche Grundlage, auf die aufbauend es seine Erwerbstätigkeit systematisch fortsetzen kann. Ein ähnliches Verzeichnis steht für den Bereich des handschriftlichen Nachlasses von Fontane noch aus und wäre angesichts seines hohen Zerstreungsgrades überaus wünschenswert. Ein Baustein liegt dazu mit dem Hanser-Briefverzeichnis seit Jahren vor und wird von uns ständig ergänzt, ein zweiter Baustein ist mit der Digitalisierung der Handschriftenbestände des Fontane-Archivs gelegt, was uns ermutigt, eine Baustelle daraus werden zu lassen.

HANNA DELF VON WOLZOGEN

Pierre-Paul Sagave

Ein Nachruf

Fontane-Forscher und -liebhaber im In- und Ausland trauern um den am 15. September 2006 in Paris verstorbenen hochgeschätzten Germanisten und Historiker Prof. Dr. Pierre-Paul Sagave. Er fand seine letzte Ruhestätte auf dem Friedhof Saint-Pierre in Aix-en-Provence und somit im Ursprungsland seiner hugenottischen Vorfahren, die als »Refugiés« Ende des 17. Jahrhundert in Brandenburg Aufnahme gefunden hatten.

Am 3. Januar 1913 wurde Pierre-Paul Sagave in Berlin-Lankwitz als Sohn eines Architekten geboren. Nach dem Besuch einer Vorschule absolvierte er in Berlin-Charlottenburg das humanistische Mommsen-Gymnasium, wo er 1931 das Abitur ablegte. »Und nun begannen«, wie er mir 2002 in seinen *Erinnerungen* mitteilt, seine »Wanderjahre«:

»Es ging zunächst an die Universität der burgundischen Hauptstadt Dijon, wo ich mich als Jurastudent immatrikulierte. Doch die Rechtswissenschaft begeisterte mich keineswegs. Ich sattelte um auf Philologie (Latein, Griechisch, französische Literatur und Germanistik) und ging an die Universität Bordeaux. Somit konnte ich nunmehr auch die dortigen Weine probieren. Finanziert habe ich mein Studium durch Übersetzungen. Bald bekam ich eine Au-pair-Stellung am dortigen Gymnasium, wo mir ein Zimmer und Freitisch im Internatsflügel der Universität geboten wurden. Als Gegenleistung gab ich deutsche Konversationsstunden in der Oberstufe. Dann bestand ich meine erste akademische Prüfung und durfte mich mit dem Titel eines Licencié (Studienreferendars) schmücken. Inzwischen war, genau zwei Jahre nach dem Tage meiner Auswanderung in Berlin das ›3. Reich‹ ausgebrochen. So wurde ich in meiner Absicht bestärkt, für immer in Frankreich zu bleiben. Aufgrund meines soeben erworbenen Titels wurde mir die Stelle eines deutschen Lektors an der Universität Aix-en-Provence angeboten.«



Pierre-Paul Sagave

31. Januar 1913 bis 15. September
2006

Foto: Privatbesitz

und erlebte später die Grauen des Krieges als Infanterist in Nordfrankreich und Belgien. Ab 1943 kämpfte er in der Résistance, in der Marseiller Widerstandsgruppe »Marcel« gegen die faschistischen Okkupanten. Aber trotz des seiner Wahlheimat aufgezwungenen Krieges hielt er fest an der Wertschätzung und Vermittlung deutscher Sprache und humanistischer deutscher Literatur. Und deshalb nahm er bereits 1945 eine Versetzung als Dozent für Germanistik an die Universität Strasbourg an und bereitete sich dort auf die Dissertation vor. 1950 promovierte er an der berühmten Sorbonne mit seiner Arbeit: *Der Verfall des Bürgertums im Spiegel des deutschen Romans im 20. Jahrhundert*. Danach folgte die damals für eine Habilitation erforderliche zweite wissenschaftliche Arbeit, die 1966 in deutscher Fassung als Buch bei Ullstein erschien: *Theodor Fontane: Schach von Wuthenow – Text und Dokumentation*. (Dichtung und Wirklichkeit, 23).

1964 nahm Sagave durch Vermittlung seines Freundes, des Goethe- und Heine-Forschers Professor Dr. Pierre Grappin, eine Berufung an die neugegründete Universität Paris X – Nanterre – an, um dort eine »Section d'allemand« aufzubauen. Als Leiter des germanistischen Fachbereichs konnte er auch ein Forschungsinstitut nach eigenen Zielvorstellungen errichten. Mit

Bis 1938 wirkte Sagave als Lektor für deutsche Sprache und Literatur an dieser Hochschule und erwarb hier den Magistergrad durch eine wissenschaftliche Arbeit über *Quellen und Bedeutung der politischen Debatten im ›Zauberberg‹*. Den Erfolg dieser Studie führte er auf »ermunternde Ratschläge« Thomas Manns zurück, den er zu jener Zeit mit dessen Frau Katia als Emigranten im Badeort Sanary-sur-mer als »wohlwollenden Mentor« kennengelernt hatte. Zu diesem bedeutenden deutschen Schriftsteller unterhielt Sagave bis zu dessen Tod 1955 persönliche Beziehungen. Studien und Publikationen zu künstlerischen Werken Thomas Manns galt – neben Arbeiten über Goethe und später über Fontane – sein besonderes, jahrzehntelang anhaltendes Interesse.

Als französischer Staatsbürger (1935) wurde er zum Militärdienst einberufen

diesem Institut, dem »Centre de recherches sur Berlin et l'Allemagne du Nord« konnte er in enger Zusammenarbeit mit der »Historischen Kommission zu Berlin«, deren korrespondierendes Mitglied er später wurde, eine stattliche Reihe wissenschaftlicher Arbeiten, vor allem über die historischen Beziehungen zwischen Berlin und Preußen zu Paris beziehungsweise Frankreich herausbringen. In verschiedenen Publikationen erhielt Fontane ein eigenes Kapitel. Sagaves Arbeiten über Fontane beziehen sich vorwiegend auf dessen Frankreichbild und auf die sozialpolitischen Anspielungen in seinem Erzählwerk. Bereits in den 60er Jahren regte er junge französische Germanisten an, sich dem Werk dieses deutschen Autors zuzuwenden. Im Heft 8 (1969) der *Fontane-Blätter* stellte er mehrere von ihm betreute Dissertationen vor und resümiert: »Es soll nicht vergessen werden, [...] dass die Pariser Fontane-Forscher in wirkungskräftiger und höchst dankenswerter Weise [...] durch das Fontane-Archiv unterstützt werden, und es steht zu erwarten, dass die Verbindung zwischen diesem Archiv und der Universität Paris zur Weiterentwicklung der französischen Fontane-Forschung kräftig beitragen wird.«

Mit dem Fontane-Archiv und der Staatsbibliothek Berlin (O) sowie mit Universitäten in beiden Teilen des damals gespaltenen Berlin verbanden ihn jahrelange wissenschaftliche Beziehungen, die zahlreiche Freundschaften einschlossen. So blieb er unter anderem Joachim Schobeß, Horst Kunze, Charlotte Jolles und Hans-Heinrich Reuter bis zu deren Lebensende freundschaftlich verbunden und hat deren Persönlichkeit und wissenschaftliche Leistungen mehrfach in Wort und Schrift gewürdigt.

Unvergessen bleibt, dass Pierre-Paul Sagave während der deutschen Teilung seine Verbundenheit mit Fontane-Forschern in West und Ost aufrechterhielt und in Vorträgen stets für ein ungeteiltes Berlin eintrat.

Gastprofessuren führten ihn nach Italien, Tunesien, Portugal und – last but not least – in die USA. In seinen *Erinnerungen* berichtet er:

»Und wer war es, der mich in die ›Neue Welt‹ gelockt hat? Kein Geringerer als Henry H. H. Remak, mein ältester, treuester, ewig junger Freund Heiner; er war 1924 mein Spielkamerad in Berlin-Tiergarten! Meine Verbindung zu ihm ist nie abgerissen. Als er 1936 Deutschland verlassen musste, hatte er mich in Aix besucht. Während des Krieges konnten wir nicht korrespondieren, aber sogleich nach Kriegsende tauschten wir unsere Photos aus. Er als Matrose der US-Navy, ich als MG-Schütze im französischen Fußvolk. Später, es war wohl 1966, kam seine Einladung nach Bloomington. Ich sollte mal zeigen, meinte er, was so ein Pariser Professor im Rahmen des Remak-Lehrstuhls für eine Figur machen würde. Auf mein Sommersemester unter seiner Obhut folgte bald ein zweites. Wir boten unseren fortgeschrittenen Studenten ein sehr ausgetüfteltes, kulturell und politologisch

aufgebautes Seminar an, genannt ›Western Studies‹, wobei den Teilnehmern allerlei Probleme aus dem Bereich der wechselhaften Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland vorgelegt wurden, einschließlich der Gedankenwelt Theodor Fontanes. Schließlich hatte ich auch meine gastronomischen Fähigkeiten unter Beweis zu stellen; denn mitten in die Sommersemester fiel der 14. Juli, ›Bastille-Day‹! ... Mit Hilfe kulinarisch begabter Studentinnen konnte ich an diesem denkwürdigen Tage ein absolut authentisches Bœuf bourgignon auf einer großen Tafel servieren, begleitet von reichlich fließendem Chambertin, Napoleons Lieblingswein, an den ich mich bereits als Student in Dijon gewöhnt hatte«.

Sagaves außerordentliche Verdienste um eine dauerhafte deutsch-französische Verständigung und stabile wissenschaftlich-kulturelle Zusammenarbeit wurden mehrfach gewürdigt, so durch die BRD mit der Verleihung des Bundesverdienstkreuzes 1. Klasse, der Goethe-Medaille und von der DDR mit der Auszeichnung durch den Jacob-und-Wilhelm-Grimm-Preis. 1983 ehrte ihn die Alexander-von-Humboldt-Stiftung durch die Vergabe eines Forschungspreises und 2001 verlieh die Universität Tübingen dem Emeritus-Gastprofessor die Jubiläumsmedaille des Deutschen Universitätsbundes. Im gleichen Jahr wählte ihn die Theodor Fontane Gesellschaft zu ihrem Ehrenmitglied. Schließlich hatte er sich – neben vielen anderen Persönlichkeiten – 1990/91 auch vehement für die Erhaltung des Fontane-Archivs mit allen Sammlungsteilen in Potsdam eingesetzt und viele Tagungen durch seine kenntnisreichen Beiträge bereichert.

Wer ihn 1996 in Bad Freienwalde bei seinem Festvortrag über *Fontane und die Pariser Kommune* oder 1998 beim Potsdamer Fontane-Symposion über *Sozialdemokratisches Gedankengut in Fontanes späten Romanen* erlebte, dem werden seine anregenden Ideen, sein sprühender Humor und seine mitreißende Vortragsweise unvergesslich bleiben. Seine geistige Produktivität blieb auch in hohem Alter ungebrochen. Davon zeugt ein Aufsatz, den er als fast Neunzigjähriger anlässlich des Wiederaufbaus und der Eröffnung der Französischen Botschaft am Pariser Platz in Berlin 2002 verfasste: *Paris und Berlin. Schlaglichter auf wechselvolle Beziehungen zwischen zwei Metropolen*. In: *Pariser Platz 5 Die französische Botschaft in Berlin*. (Nicolai 2004).

Die Fontane-Freunde haben mit seinem Ableben nicht nur einen schöpferisch tätigen Wissenschaftler, sondern auch einen sehr engagierten Streiter für wahre Demokratie und völkerverbindende Toleranz im Sinne gelebter Humanitas verloren.

Wir werden Professor Pierre-Paul Sagave ein ehrendes Andenken bewahren.

MANFRED HORLITZ

Autorenverzeichnis

DR. HANNA DELF VON WOLZOGEN, Studium der Philosophie, Germanistik u. Psychoanalyse in Gießen, Frankfurt am Main u. Heidelberg. Wiss. Mitarbeiterin an den Universitäten Duisburg, Potsdam u. der FU Berlin; seit 1996 Direktorin des Theodor-Fontane-Archivs in Potsdam; Herausgabe der Briefe Landauers (FU Berlin). Publikationen zur deutsch-jüdischen Literatur u. Philosophie sowie zu Fontane.

DR. REINER FRIEBE, geb. 1936; Chemiker, Studium und Promotion an der Humboldt-Universität zu Berlin; seit 1999 Rentner. Interessen: Blankensee, Sudermann.

Prof. Dr. HANS-CHRISTOPH SCHRÖDER, geb. 1933; Studium der Geschichte, Amerikanistik u. Soziologie in Köln; 1966-1973 wiss. Mitarbeiter am MPI für Geschichte in Göttingen; 1973-1997 Professor für Neuere Geschichte an der TU Darmstadt. Veröffentlichungen u.a.: *Sozialismus und Imperialismus*; *Die Amerikanische Geschichte*; *Die Revolutionen Englands im 17. Jahrhundert*; *George Orwell*; *Englische Geschichte*.

UTA SCHÜRMAN, geb. 1981 in Berlin; Studium der Germanistik, Komparatistik und Kunstgeschichte an der TU Berlin. Zur Zeit Vorbereitung der Magisterarbeit: »Interieurbeschreibungen bei Fontane«; Vortrag dazu auf dem »Jungen Fontane-Forum« im Mai 2007. Arbeit als freie Drehbuch- und Prosaautorin.

GEORG WOLPERT, geb. 1953; Studium der Theologie in Heidelberg, Würzburg, Bonn u. London; Arbeitsschwerpunkte: *waka*- u. *haikai*-Dichtung; Literatur des 19. Jahrhunderts (Raabe, Fontane); Druck- u. Einbandforschung.

WERNER URBAN, geb. 1927; Realschulkonrektor i.R.; Aufspüren vorgeschichtlicher Fundplätze für das Archäolog. Landesamt Schleswig-Holstein, Forschungsarbeiten für Heimatbund und Geschichtsverein Herzogt. Lauenburg, u.a. Kultivierung von Mooren u. Heiden im 18. Jahrhundert. Familienforschung.

DR. LOTHAR WEIGERT, geb. 1937; Diplomingenieur, Promotion TU Dresden 1972. Besondere Interessen: Heimatgeschichtliches.

PROF. DR. HUBERTUS FISCHER, geb. 1943; Professor für Ältere deutsche Literatur an der Universität Hannover. Bücher und Aufsätze zur Älteren und Neueren deutschen Literatur, Geschichte, Umwelt und Karikatur. Letzte Buchpublikationen: *Ritter, Schiff und Dame* (2006, ed. mit F. Vaßen); *Europäische Karikaturen im Vor- u. Nachmärz* (2006, ed. mit H. Aust); *Boccaccio und die Folgen* (2006, ed. mit H. Delf von Wolzogen); *Verborgene Facetten* (2006).

Publikationen des Theodor-Fontane-Archivs

Theodor-Fontane-Archiv Potsdam 1935–1995. Berichte, Dokumente, Erinnerungen. Hrsg. von Manfred Horlitz. Berlin 1995. 206 S. Mit zahlr. Abb. (vergriffen)

Theodor Fontane aus transatlantischer Sicht. Hrsg. von Manfred Horlitz. Berlin 1996. 94 S. (vergriffen)

Theodor-Fontane-Archiv Potsdam: Die Fontane-Sammlung Christian Andree. Hrsg. von der Kulturstiftung der Länder in Verbindung mit dem Theodor-Fontane-Archiv. Potsdam 1998. (KulturStiftung der Länder – Patrimonia 142). 84 S. Mit zahlr. Faks. (vergriffen)

Vermißte Bestände des Theodor-Fontane-Archivs. Eine Dokumentation im Auftrag des Theodor-Fontane-Archivs hrsg. von Manfred Horlitz. Potsdam 1999. 245 S. (€ 76,00)

Oceane kehrt zurück. Hrsg. vom Theodor-Fontane-Archiv, Potsdam, und der Stadtbibliothek Wuppertal. Potsdam 2001. 109 S. Mit zahlr. Faks. (€ 17,50)
(Direkt beim Theodor-Fontane-Archiv zu beziehen)

Theodor Fontane. Am Ende des Jahrhunderts. Internationales Symposium des Theodor-Fontane-Archivs zum 100. Todestag Theodor Fontanes 13.–17. September 1998 in Potsdam. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen in Zusammenarbeit mit Helmuth Nürnberger. Bde I–III. Würzburg: Königshausen und Neumann 2000. (Gesamtpreis € 102,00) (Im Buchhandel erhältlich)

I. Der Preuße. Die Juden. Das Nationale. 324 S. (Einzelpreis € 44,00)

II. Sprache. Ich. Roman. Frau. 261 S. (Einzelpreis € 40,00)

III. Geschichte. Vergessen. Großstadt. Moderne. 311 S. (Einzelpreis € 44,00)

»Geschichte und Geschichten aus Mark Brandenburg«. Fontanes »Wanderungen durch die Mark Brandenburg« im Kontext der europäischen Reiseliteratur. Internationales Symposium des Theodor-Fontane-Archivs in Zusammenarbeit mit der Theodor Fontane Gesellschaft 18.–22. September 2002 in Potsdam. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen. Würzburg: Königshausen & Neumann 2003. 528 S. (Fontaneana; 1) (€ 68)

(Im Buchhandel erhältlich)

Aus den Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Reihe hrsg. von der Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg in Zusammenarbeit mit dem Theodor-Fontane-Archiv:

-Theodor Fontane: Königs Wusterhausen. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Hans-Joachim Giersberg. Potsdam 2000. 64 S. (€ 8,00)

-Theodor Fontane: Schloss Oranienburg. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Hans-Joachim Giersberg. Potsdam 2001. 92 S. (€ 8,00)

-Theodor Fontane: Schloss Paretz. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Hans-Joachim Giersberg. Potsdam 2001. 86 S. (€ 8,00)

-Theodor Fontane: Rheinsberg. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Hans-Joachim Giersberg. Potsdam 2002. 140 S. (€ 8,00)

-Theodor Fontane: Caputh. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Hans-Joachim Giersberg. Potsdam 2003. 63 S. (€ 8,00)

-Theodor Fontane: Die Pfaueninsel. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Hans-Joachim Giersberg. Potsdam 2004. (€ 8,00)

(Zu beziehen bei der Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg)

Kulturelle Gedächtnisorte von nationaler Bedeutung. Hrsg.: Kulturelle Gedächtnisorte (KGO) 2005. (22 S.) (€ 0,50)

Wolzogen, Hanna Delf von und Fischer, Hubertus (Hrsg.): Renate Böschenstein. Verborgene Facetten – Studien zu Fontane. Würzburg: Königshausen und Neumann 2006. 580 S. (Fontaneana; 3) € 49,80 / Sfr 87,20

(Im Buchhandel erhältlich)

Theodor Fontane und Wilhelm Wolfsohn – eine interkulturelle Beziehung. Briefe, Dokumente, Rezensionen. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Itta Shedletzky, bearb. von Hanna Delf von Wolzogen, Christine Hehle und Ingolf Schwan. Tübingen: Mohr Siebeck 2006. XXVI, 585 S. (Schriftenreihe wiss. Abhandlungen des Leo Baeck Institutes; 71) (€ 89)

(Im Buchhandel erhältlich)

Rasch, Wolfgang: Theodor Fontane Bibliographie. Werk und Forschung. In Verbindung mit der Humboldt-Universität zu Berlin und dem Theodor-Fontane-Archiv Potsdam hrsg. von Ernst Osterkamp und Hanna Delf von Wolzogen. 3 Bde. Berlin, New York: de Gruyter 2006. XLIX, 274 S. (€ 498) (Im Buchhandel erhältlich)

Religion als Relikt? Christliche Traditionen im Werk Fontanes. Internationales Symposium veranstaltet vom Theodor-Fontane-Archiv und der Theodor Fontane-Gesellschaft e. V. zum 70-jährigen Bestehen des Theodor-Fontane-Archivs Potsdam, 21. bis 25. September 2005. Hrsg. von Hanna Delf von Wolzogen und Hubertus Fischer. Würzburg: Königshausen und Neumann 2006. 271 S. (Fontaneana; 5) (€ 38) (Im Buchhandel erhältlich)

Vertriebshinweise

Die *Fontane Blätter* sind als Einzelheft (€ 13,50 zzgl. Versand) oder im Abonnement (2 Hefte jährlich, je € 9,50 zzgl. Versand) zu beziehen.

Ferner sind erhältlich:

das Register für *Fontane Blätter* 1/1965 – 57/1994. 126 S.,

das Inhaltsverzeichnis der Hefte 1/1965 – 82/2006. 31 S. (je € 2,00) sowie eine Angebotsliste älterer, noch lieferbarer Hefte.

Der aktuelle Stand ist zu finden unter www.fontanearchiv.de

Zu beziehen:

Theodor-Fontane-Archiv, Postfach 60 15 45, 14415 Potsdam.

Richtlinien zur Manuskriptgestaltung der *Fontane Blätter*

Einsendeadresse: Theodor-Fontane-Archiv, Postfach 60 15 45, 14415 Potsdam.

Über die Veröffentlichung entscheiden die Herausgeber gemeinsam mit dem Redaktionsbeirat und der Redaktion. Autoren werden gebeten, eine max. vierzeilige Autoreninformation beizufügen.

1. Manuskript

Das Manuskript soll auf fortlaufend nummerierten Seiten (30 Zeilen/Seite bzw. 1800 Zeichen/Seite) geschrieben werden. Der Umfang sollte 20 Manuskriptseiten (inklusive Anmerkungen) nicht überschreiten. Rezensionen sollten auf 3 Manuskriptseiten beschränkt bleiben und auf Anmerkungen verzichten. Anmerkungen sollen als Endnoten formatiert werden. Absätze: Einzug der ersten Zeile ohne vorherige Leerzeile. Text: Fließtext (ohne Silbentrennung), linksbündig. Das Manuskript bitte einsenden: als Ausdruck und auf Diskette bzw. als e-mail-Anhang im Textverarbeitungsformat (Word).

2. Hervorhebungen

Kursiv; falls nicht möglich, mit Wellenlinie unterstreichen.

3. Zitate

Normale Anführungszeichen „...“; Zitat im Zitat in einfachen Anführungen ‚...‘. Zitate über 4 Zeilen werden wie Absätze behandelt.

Auslassungen: drei Punkte in eckigen Klammern [...].

Einfügungen des Autors bzw. Herausgebers: in [eckigen Klammern].

4. Titel von Werken, Zeitungen u. Zeitschriften, Vereinsnamen

Im Text *kursiv*; falls nicht möglich, mit Wellenlinie unterstreichen.

5. Edition

Bei der Edition von Briefen und anderen Texten nach Handschriften oder Drucken bitten wir um Rücksprache mit der Redaktion.

6. Endnoten

Fortlaufende Zählung. Im Text hochgestellt ohne Klammer oder Punkt. Eine Endnotenziffer folgt auf das Satzzeichen, wenn sie sich auf den ganzen Satz, sie steht unmittelbar hinter dem Wort, wenn sie sich nur auf das Wort bezieht.

Endnotenziffern erscheinen freistehend ohne Klammer vor dem Text der Endnote.

Namen von Autoren / Herausgebern unterstreichen.

Beim Zitieren eines Titels gilt folgende Form:

Selbständige Literatur:

1 Autor (Vorname Nachname): *Titel. Untertitel*. Ort Jahr, S. (Reihentitel), S. XX–XX, hier S. XX.

Unselbständige Literatur:

1 Autor (Vorname Nachname): *Titel. Untertitel*. In: Autor (Vorname Nachname): *Titel. Untertitel*. Ort Jahr. (Reihentitel), S. XX–XX, hier S. XX.

1 Autor (Vorname Nachname): *Titel. Untertitel*. In: *Titel. Untertitel*. Hrsg. von Vorname Nachname. Ort Jahr. (Reihentitel), S. XX–XX, hier S. XX.

1 Autor (Vorname Nachname): *Titel. Untertitel*. In: *Zeitschriftentitel* Jg. und/oder Bd. (Erscheinungsjahr) H. oder Nr., S. XX–XX, hier S. XX.

Wiederholte Zitate in direkter Folge: Ebd., S. X; ansonsten: Name, wie Anm. X. Verweise: vgl.

7. Siglen und Abkürzungen

AFA (Aufbau Fontane-Ausgabe) Hrsg. von PETER GOLDAMMER, GOTTHARD ERLER u. a. Berlin, Weimar: Aufbau-Verlag 1969–1993. (Bd. evtl. Aufl. Jahr, S.)
z. B.: THEODOR FONTANE: *Wie sich meine Frau einen Beamten denkt*. In: AFA *Autobiographische Schriften* III/1. 1982, S. 438.

GBA (Große Brandenburger Ausgabe) Hrsg. von GOTTHARD ERLER. Berlin: Aufbau-Verlag 1994 ff. (Bd. evtl. Aufl. Jahr, S.)
z. B.: Theodor Fontane: *Die Juden in unserer Gesellschaft*. In: GBA *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*. Bd. 7. *Das Ländchen Friesack und die Bredows*. 1994, S. 299.

HBV (Hanser Briefeverzeichnis) *Die Briefe Theodor Fontanes*. Verzeichnis u. Register. Hrsg. von CHARLOTTE JOLLES u. WALTER MÜLLER-SEIDEL. München: Carl Hanser Verlag 1987.

HFA (Hanser Fontane-Ausgabe) *Werke, Schriften und Briefe* [zuerst unter dem Titel *Sämtliche Werke*]. Hrsg. von WALTER KEITEL u. HELMUTH NÜRNBERGER. München: Hanser 1962–1997. (Abteilung/Bd. evtl. Aufl. Jahr, S.)
z. B.: THEODOR FONTANE: *Geschwisterliebe*. In: HFA I/7. 2. Aufl. 1984, S. 123–153.

NFA (Nymphenburger Fontane-Ausgabe) *Sämtliche Werke*. Hrsg. von EDGAR GROSS, KURT SCHREINERT u. a. München: Nymphenburger 1959–1975. (Bd. Jahr, S.)
z. B.: THEODOR FONTANE: *Geschwisterliebe*. In: NFA XXIV. 1975, S. 9–39.

Prop (Propyläen Briefausgabe) *Briefe*. I–IV. Hrsg. von KURT SCHREINERT. Zu Ende geführt u. mit einem Nachw. vers. von CHARLOTTE JOLLES. Berlin: Propyläen Verlag 1968–1971.

Hrsg. Herausgeber(in)

hrsg. herausgegeben

TFA Theodor-Fontane-Archiv Potsdam

8. Abbildungen

Abbildungsvorlagen: Schwarzweißzeichnungen bzw. Hochglanzfotos, rückseitig analog zu den Abbildungsnummern im Manuskript numeriert. Bildlegenden mit Quellenachweis auf gesondertem Blatt beifügen. Die Reproduktionserlaubnis ist vom Autor einzuholen.

Impressum

Im Auftrag des Theodor-Fontane-Archivs Potsdam und der Theodor Fontane Gesellschaft e.V. herausgegeben von Hanna Delf von Wolzogen und Hubertus Fischer

Redaktion: Peter Schaefer, Potsdam; Gabriele Radecke, München

Redaktionsbeirat: Hugo Aust, Köln; Roland Berbig, Berlin; Gotthard Erler, Berlin; Charlotte Jolles †, London; Michael Masanetz, Leipzig; Helmuth Nürnberger, Freienwill; Helmut Peitsch, Potsdam; Eda Sagarra, Dublin; Peter Wruck, Berlin

Anschriften:

Theodor-Fontane-Archiv
Am Bassin 4, 14467 Potsdam
Postfach 60 15 45, 14415 Potsdam
Telefon: 0331/20 13 96
Fax: 0331/2 01 39 70
e-mail: wolzo@rz.uni-potsdam.de
www.fontanearchiv.de

Theodor Fontane Gesellschaft e.V.
Am Alten Gymnasium 1
16816 Neuruppin
Telefon/Fax: 03391/65 27 72

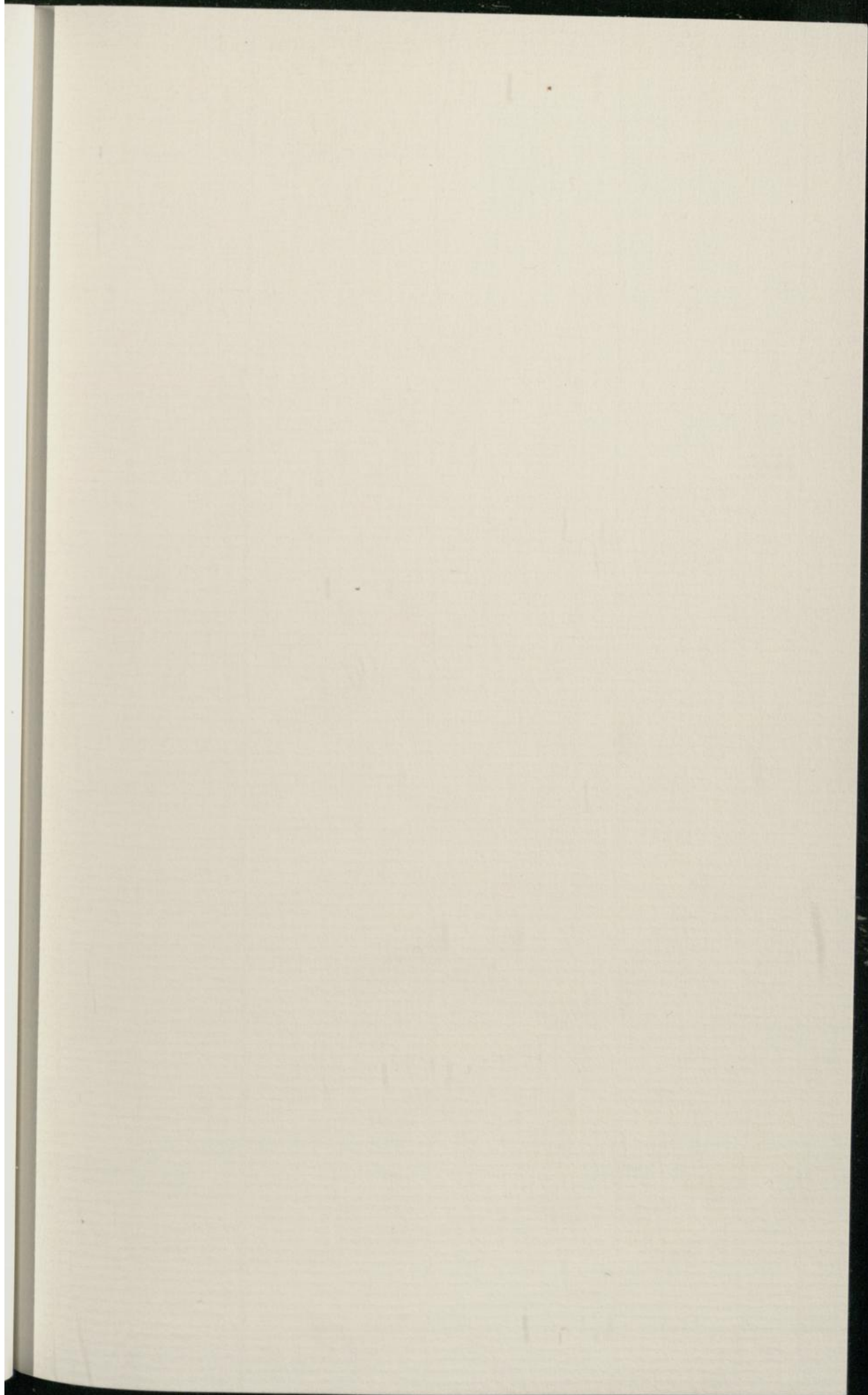
Koordination: Bernd Thiemann

Alle, die über Fontane arbeiten, bitten wir, ein Exemplar ihrer Veröffentlichungen, Diplomarbeiten und Dissertationen im Interesse der Forschung an das Theodor-Fontane-Archiv einzusenden.

Für die uns im letzten Halbjahr zugesandten Materialien danken wir im Namen aller Benutzer des Archivs.

Die Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion und der Herausgeber wieder. Alle Rechte vorbehalten, auch das der fotografischen und elektronischen Wiedergabe.

Umschlagentwurf, Typographie, Satz: Therese Schneider, Berlin
Druck und Verlag: Königsdruck, Berlin



ISSN 0015-6175